

2559
Bibliotek. Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sr 14c N° 136.

A-1440

FZÜGE
UNSER
Land.

Eine Fahrt auf der Donau.

Für die Jugend geschildert
von

Dr. Josef Gerstendörfer.

WIEN.
Verlag v. A. Pichler's Wth & Sohn

101.

at 5/8



Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

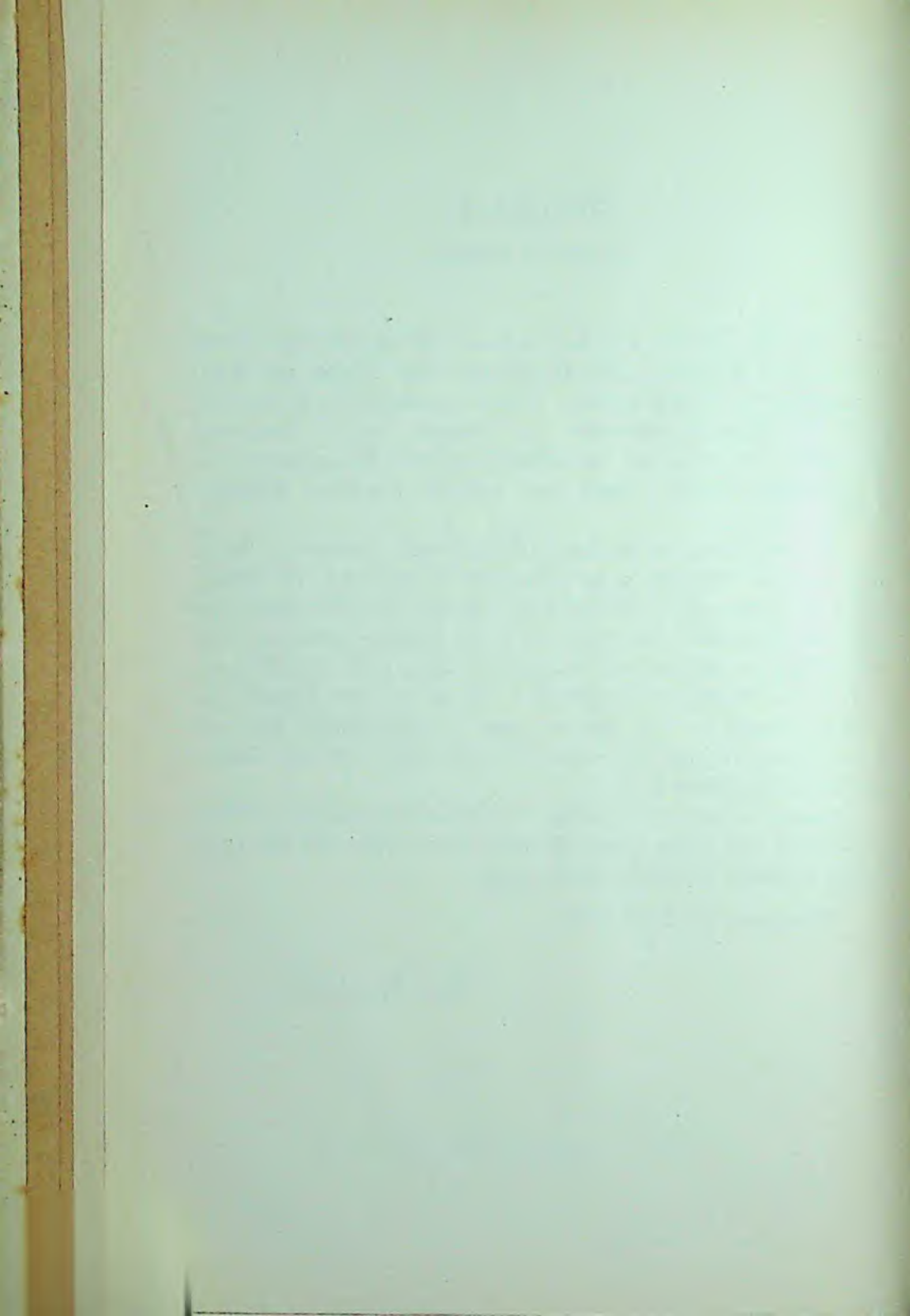
Bei der „Fahrt auf der Donau“ hat der Verfasser ebenso wie in den Büchern: „Ins Erzgebirge“ und „Durch das Salzkammergut“ die Absicht verfolgt, in dem jugendlichen Leser die Liebe zum Allerhöchsten Kaiserhause, zu unserem theueren Vaterlande Österreich, die Freude an naturwissenschaftlichen Beobachtungen, an geographischen Studien durch eine möglichst anziehende Reiseschilderung zu wecken.

Er hat daher, wo es irgend thunlich war, denkwürdige Ereignisse aus der Geschichte unseres Vaterlandes angeführt, die Bedeutung der Donau für Österreich hervorgehoben, die Pflanzenwelt des Stromes beschrieben, die Thiere in ihrem Treiben beobachtet, Orte und Gegenden geschildert und auch einige Sagen (z. Th. nach Bernaleken und Bowitsch) eingeschaltet. Dabei hat der Verfasser im großen Ganzen nur das erwähnt, was er selbst gesehen hat, und was ein aufmerksamer Reisender bei einer Fahrt auf der Donau gleichfalls beobachten kann.

Indem er nun sein Werkchen der Öffentlichkeit übergibt, wünscht er, daß es von seinen jungen Freunden gerne gelesen und von ihren Lehrern günstig beurtheilt werden möge.

Krumau, im Mai 1898.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Vorwort.	1
Einleitung	1
Linz	6
Auf den Donau-Auen bei Steyregg	9
Von der Traunmündung nach Steining	15
Von Steining nach Mauthausen	23
Der Strudel von Grein	30
Im Weinberge	36
Bechelären	45
In der Wachau	51
Dürrenstein	57
Von Krems nach Tulln	62
Eine Nacht auf der Donauinsel	68
Ein Morgenausflug	74
Von Tulln nach Wien	83
Wien	89
Die k. k. Hofburg	94
Schönbrunn	102
Im Prater	108
Carnuntum	114
Im Nebel	123
Die Schüttinseln	129
In der Rohrhütte	136
Die Goldwäsher	142
Komorn	149
Das Donauthal von Almás bis Budapest	153
Budapest	159
Auf der Puszta	165
Die Luftspiegelung (Fata morgana)	178
Im Schilfrohre	186
Die Fische der Donau	198
Der weitere Lauf der Donau bis zum „Eisernen Thore“	204
Die Flußseen an der unteren Donau	216
Das Donaudelta	221



Die Donau.

wei winzige Flüschen, Brege und Briegach, eilen plätschernd und plaudernd die Thäler des Schwarzwaldes hinab. Bei Donau-
eschingen vereinigen sie sich zur Donau, um vertrauensvoll und in geschäftiger Eile die Wanderung in die weite, weite Welt zu versuchen, ahnungslos, wie lang der Weg — wie großartig ihr Lauf sein wird.

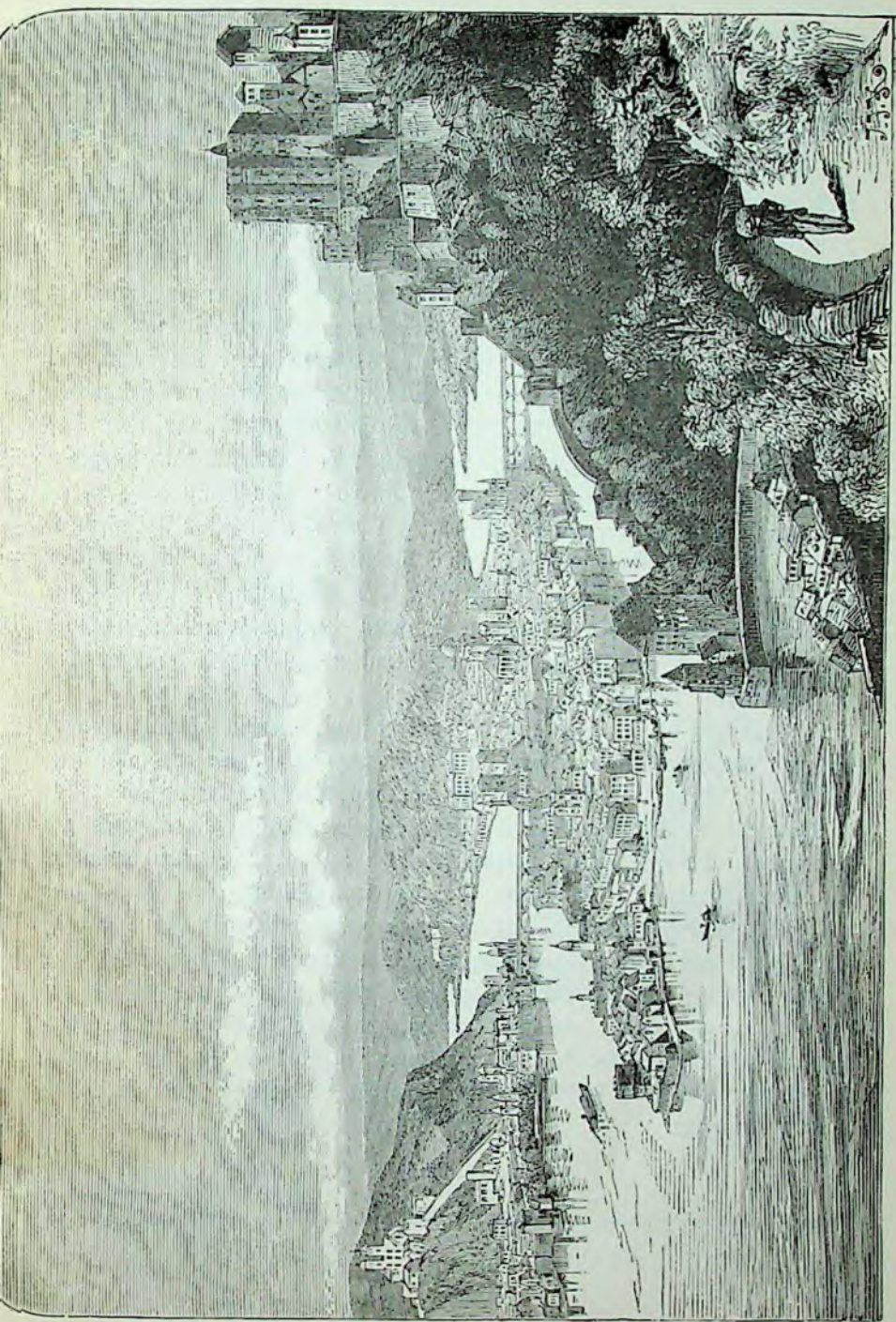
Durch die bairische Hochebene eilen ihre raschen, klarblauen Gewässer, nehmen rechts und links ein Flüschen nach dem andern auf, bis an Oesterreichs Grenze der Inn sie bewillkommt. Wohl trüben seine grau-grünen Wellen ihre reinen Fluten, dafür aber verdoppelt er auch ihre Wassermenge und macht die Donau zum Strome. — Durch ein enges Waldthal hält sie ihren Einzug in Oesterreich; rasch eilt sie durch dasselbe, als wäre sie ungeduldig, die Schönheiten unserer Heimat kennen zu lernen. Sie blickt den Alpen ins hehre Antlitz, und wo sie kann, drängt sie sich zu ihnen und grüßt sie mit tiefem Rauschen und Brausen. Die Alpen aber entsenden aus ihren eis- und gletschergepanzerten Höhen Boten an sie mit freundlichem Gegengruße, und bereitwillig nimmt sie all diese hellgrünen Flüsse und Flüschen auf. Mehreremale drängt sie sich durch bewaldete Felssthäler, um sich dann von neuem in weiter Ebene behaglich auszubreiten, sich in mehrere Arme zu spalten, mit denen sie buschige Inseln liebevoll umschlungen hält.

Von den Fels Höhen des Stromthales aber blicken freundliche Schlösser und verfallene Burgen auf die eilenden Wogen und die Schiffe, die das Wasser durchschneiden. Endlich erreicht die Donau dann Wien. In weitem Bogen umfließt sie die herrliche Kaiserstadt und eilt zwischen welligen Ufern an die Grenze von Ungarn. Noch einmal treten hier bei der Mündung der March die Berge nahe zusammen und zwingen den Strom, der dann von hier aus in mehreren Armen die kleine ungarische Tiefebene durchfließt, in ein schmales, seltsames Bett.

An Komorn und Gran vorüber, begleitet von Nebenhügeln, eilt der mächtige Fluß in engem Thale gegen Waizen, biegt hier fast rechtwinklig nach Süden um, durchfließt Budapest, die schöne Hauptstadt Ungarns, und tritt dann in die große ungarische Tiefebene ein. Vielsach gewunden, fließt hier der majestätische, fast 1000 m breite Strom langsam zwischen bewaldeten Ufern; unüberschbare Ebenen liegen zu beiden Seiten desselben. An der Grenze von Ungarn mündet unterhalb Apathin die Drau und im weiteren südöstlichen Laufe unterhalb Titel die Theiß, die den Rhein an Wassermenge weit übertrifft. Dann führt dem gewaltigen Strome die San oder Save ihre Wassermasse zu, und von ihrer Mündung an bildet er nun Oesterreichs Grenze gegen Serbien.

Zum letztenmale treten mächtige Felsen an die gewaltige Donau heran und engen sie auf 160 m zusammen, es ist, als wollten sie Oesterreichs Kleinod, den stattlichen Strom, festhalten, ihm den Austritt ins fremde Land wehren, doch umsonst — brausend eilen seine Wogen durch den Kazanpaß, und nachdem er bei Alt-Orsova Oesterreich vollständig verlassen, durchfließt er das klippenreiche eiserne Thor. Von hier aus durchzieht er die walachische Tiefebene, theilt sich unterhalb Widdin in mehrere Arme, bildet mächtige Sümpfe, weite Flußseen und wendet sich endlich oberhalb Silistria schon nahe dem schwarzen Meere nach Norden. Bei Galatz endlich biegt er nach Osten um und fließt in mehreren Armen ins schwarze Meer.

Wohl müssen wir also den Ursprung der Donau in Deutschland suchen, wohl sind es wieder fremde Länder, in denen sie ihre Muten dem Meere übergibt — aber trotz alledem ist die Donau ein österreichischer Fluß, denn bei uns erst erreicht sie ihre Bedeutung, hier erst wird sie zur wichtigsten Verkehrsader. Mit Stolz nennt sie der Wiener seine blaue Donau, und mit derselben Liebe blickt in Ungarn der Sohn der Puszta auf den herrlichen Strom, seine „Duna.“ Und sie verdient auch unsere Liebe, denn sie ist nicht bloß schön und ihre Ufer voll wunderbaren Reizes wie bei keinem zweiten Strome Europas, sie fördert auch Wohlstand und Gedeihen der Bewohner des Kaiserstaates. Goldene Sagen umspinnen den Strom, seine Burgen und Schlösser, und die Geschichte erzählt von Völkern verschiedenster Art, die am Flusse



Zusammenfluß von Inn und Donau bei Passau

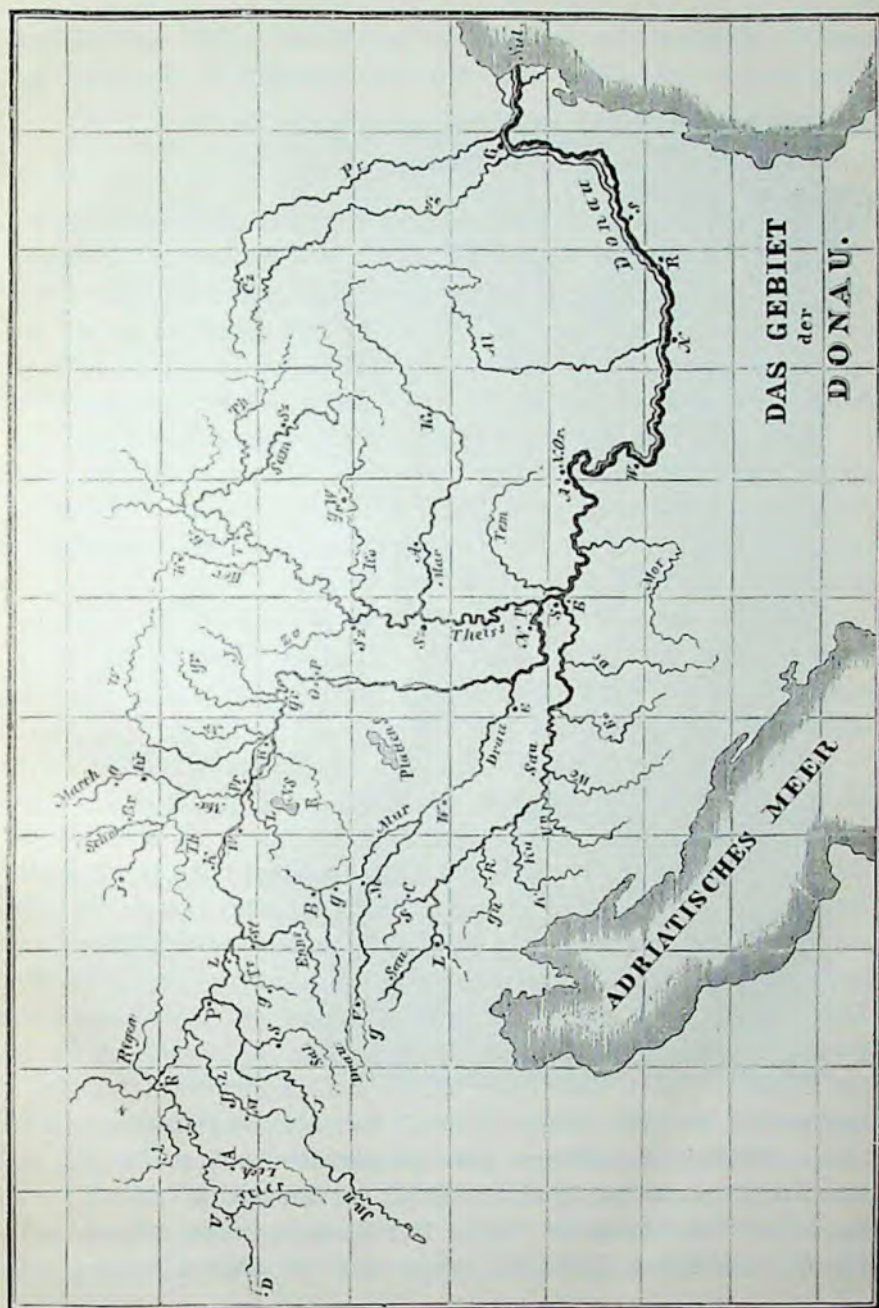
einst wohnten, von Kämpfen und Schlachten am Donauufer. Wie wechselvoll waren doch die Geschehnisse der Länder, die der Strom durchfließt!

Die Legionen der Römer kamen über die Alpen, fanden die Ufer der Donau von Kelten und blondhaarigen Germanen bewohnt, unterjochten dieselben und machten den Strom zur Grenze ihres unermesslichen Reiches. Befestigte Lager, die „Castra stativa“, enthielten die römische Besatzung. In ihrer Nähe entstanden die ersten Städte.

In den ungarischen Ebenen hausten einst die Hunnen, trankten ihre flinken Rosse in den bläulichen Donauluten und zogen sengend und raubend durch die benachbarten Länder. Dann kamen die Avaren, und später ließ sich das Reitervolk der Magyaren in dem gesegneten Ungarn häuslich nieder. Am Unterlaufe des Stromes war einst das mächtige byzantinische Kaiserreich, bis es unter dem Anprall der asiatischen Türken zusammenbrach. Gewaltige Heere fanden nun diese gegen Ungarn und die österreichischen Länder; an den Mauern von Wien jedoch fanden sie unbeziegbaren Widerstand. Dann zogen wieder die Herrscher von Österreich mit ihren Kriegern gegen den Erbfeind der Christenheit, verdrängten denselben aus Ungarn und den benachbarten Ländern und machten diese endlich mit geordneten Zuständen und den Segnungen des Christenthums bekannt.

Während dieser lang andauernden Kämpfe waren allmählich auch Slaven eingedrungen und bewohnen jetzt einzelne Länder des mächtigen Österreich: und so ist es gekommen, daß an den fruchtbaren Ufern der Donau ein buntes Gemisch der verschiedensten Völker sich ansässig gemacht hat: Deutsche und Ungarn, Slovaken, Rumänen, Serben, Kroaten, Rumänen, Bulgaren, Ruthenen, Griechen und Türken.

Gewiß bist du, mein lieber, junger Freund, daher gerne bereit, eine Fahrt auf dem Strome mit mir zu unternehmen, verspricht eine solche doch des Sehenswerten übergenug. Wir werden, wie wir es im Erzgebirge gethan, auf alles achten, was der Fluß und seine Umgebung Anziehendes bietet, werden naturwissenschaftliche Studien treiben, dabei aber nicht auf Geschichte und Sage, die Menschen und ihre Thätigkeit vergeffen.



Linz.

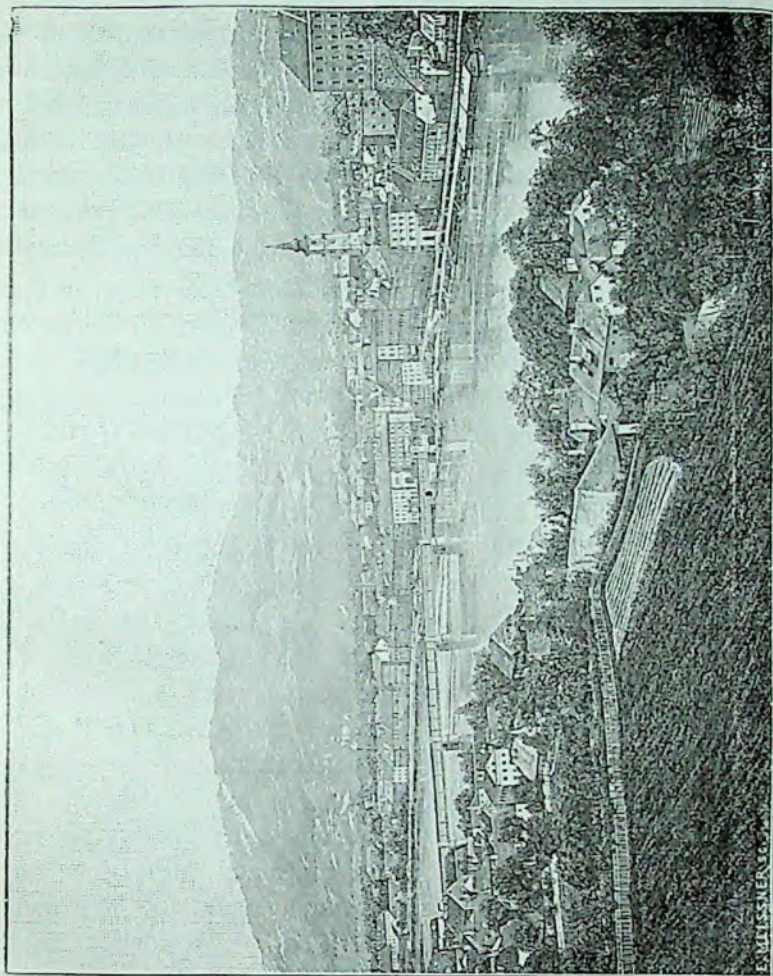
Wir sind in der freundlichen Hauptstadt Oberösterreichs, in Linz. Bis hierher strömte die Donau von Passau an in engem, felsigem Bette. Bewaldete Berge, Ausläufer des Böhmerwaldes und der nördlichen Kalkalpen, schlossen sie ein und gestatteten ihr nur auf der kurzen Strecke von Aschach bis Ottensheim, sich in mehrere Arme zu theilen. Vor Linz aber treten die Berge wieder bis dicht an den Fluß.

Linz selbst liegt auf dem rechten, sanft ansteigenden Ufer des Flusses und ist eine ungemein freundliche, anmuthende Stadt. Durch ihre noch wenig belebten Straßen, (es ist früher Morgen), eilen wir zum Strome, zur gewaltigen Donau, die hier zwischen mächtigen Dämmen aus Granitquadern mit großer Geschwindigkeit dahinrauscht.

Auf dem linken Ufer liegt die Stadt Urfahr, und hinter derselben ragen auf dem bewaldeten Pöstlingberge die Thürme einer Wallfahrtskirche empor. Eine schöne Eisengitterbrücke, auf mehreren Pfeilern ruhend, verbindet beide Ufer der Donau.

Auf der rechten Seite des Stromes, im Westen der Stadt erhebt sich auf dem Freinberge ein stattlicher Thurm mit prächtiger Fernsicht, das Jesuitencollegium, und daneben steht das große Gebäude für die Schüler. Dicht unterhalb der Brücke liegt, am Quai befestigt, ein großes Dampfschiff, etwa viermal so lang als dein Schulzimmer zuhause. Es trägt den Namen Marie Valerie in Goldbuchstaben am Schiffsbord und schickt sich zum Empfange der Reisenden an. Schwer vom nächtlichen Thau hängen noch immer die Zeltbedachungen auf das Vorder- und Hinterdeck nieder, feucht glänzen die getheerten Taue und die Seiten des Schiffes. Zwei Schiffsjungen wischen von den Sitzbänken das Wasser und winden die nassen Tücher seitwärts über den Schiffsbord aus. Dem weiten Schornsteine entsteigen dicke Rauchwolken und mischen sich mit dem Nebel, der aus dem Wasser aufsteigt; der Dampfrieche sammelt Kräfte für die beschwerliche Fahrt. Neben dem Dampfer ruhen mehrere große, schwarz angestrichene Lastschiffe und werden mit Gütern beladen. Da

dröhnen die Fässer, laut klirren die Ketten, und geschäftige Männer eilen über die Laufplanen vom Ufer zum Schiffe und wieder zurück.



Sing.

Dort unten aber schaukelt auf der rauschenden Flut das leichte Boot, das ich für unsere Entdeckungsreise auf dem Strome gemietet.

Gefällt dir das schmutze Ding? Wie es gleich einem Schmetterling über die Wasserfläche dahingleitet, wie es sich wendet und dreht gleich einem lebenden Wesen! Man muß Freude daran haben! Jetzt sieht

uns der Schiffer, und im Augenblicke legt sich das Schiffchen an die Seite des Dammes. Nun können wir einsteigen! Es ist alles vorhanden für die fröhliche Fahrt. Zwei wollene Decken für kühleres Wetter, eine Botanisierbüchse für gesammelte Pflanzen liegen dort rückwärts, und einige mit Spiritus gefüllte Fläschchen für gefangene Insecten stehen unter dem Sitzbrett; feste Kleider und wasserdichte Stiefel haben wir an, Geld, ein Vergrößerungsglas und ein Fernrohr in der Tasche; die Reise kann losgehen. Ich werde mit rudern, und du kannst das Stenerruder führen, du hast es ja auf dem heimathlichen Teiche gelernt. Also los! Weit in den Strom hinein schießt das leichte Boot, und rasch fahren wir stromabwärts.

Noch einen Blick werfen wir auf die stattlichen Häuserreihen am Stromufer, auf die Kirchen und Thürme von Linz und Urfahr, auf die bewaldeten Berge in der Umgebung, dann fahren wir um eine mit Gebüsch bewachsene Insel; Linz ist verschwunden. Dafür taucht weit im Süden eine zackige Gebirgskette auf, in bläulichen Dunst eingehüllt, die nördlichen Kalkalpen.

Nun fahren wir unter einer langen, eisernen Brücke hin, über welche die von Böhmen herabkommende Eisenbahn führt. — Doch fällt dir nicht auf, wie rasch das Boot selbst bei dem leisesten Ruderschlage über die Wassersfläche dahinschnellt? Das würde sich sofort ändern, wenn wir stromaufwärts zu rudern versuchten. Der Grund liegt darin, daß die Donau, zumal auf der Strecke von Passau bis Wien ein starkes Gefälle hat. Unter Gefälle versteht man nämlich die Neigung des Flussbettes in der Richtung des Stromes. Diese Neigung ist nun hier eine sehr starke, weshalb auch die Donau eine reißende Strömung hat. Der rasch dahinschießende Wassererschwall wälzt auf dem Grunde Steine mit sich, trägt Sand und Schlamm in gewaltigen Massen aus dem engeren Flußthal in die Ebene hinaus, wo er langsamer fließt, und setzt das Gerölle hier ab. So häuft er Steine und Sand und fein zerkleinerte, erdige Theile, den „Silt“, übereinander, bis die entstehende Sandbank bei niedrigem Wasserstande über die Oberfläche des Stromes emporragt. Gerade vor uns zieht sich eine solche flache Sandinsel weit im Flusse dahin. Vielleicht würden wir dieselbe im nächsten Jahre gar nicht mehr wiederfinden, denn ebenso leicht, wie sie entsteht, verschwindet sie wieder. Wenn im Frühjahr oder nach Regengüssen die Donau anschwillt und das im engen Stromthale eingezwängte Wasser in die Ebene zwischen

die Inseln hinausstürmt, dann wirbeln die Wellen den Sand und den Silt der Sandinseln empor und rollen die größeren Steine rasch von der Stelle; wo die Insel sich fand, ist jetzt tiefes Wasser, und an anderer Stelle entsteht die Geröllbank. Ist dieselbe aber schon fest geworden, so setzt der Fluß bei jedem Hochwasser etwas Schlamm zwischen den Steintrümmern ab, es siedeln sich Kräuter und Sträucher an, später dann Bäume, und es wird aus der Sandbank eine bewaldete Insel, eine „In“, die freilich bei jedem Hochwasser ganz überschwemmt, dabei aber auch durch den abgelagerten Silt stets furchtbarer wird. Zwischen derartigen Auen fahren wir hin.

Auf den Donauauen bei Steieregg.

 ichts Buschwerk bedeckt den Rand dieser Waldinseln, Baum an Baum erfüllt das Innere. Weit hinaus in den Strom, fast in unseren Kahn hinein hängen die Äste einer stattlichen Schwarzerle; die zierlichen, zapfenähnlichen Fruchtkähnen ragen in Menge zwischen den dunkeln, glänzenden Blättern hervor. Du kannst dir einen Zweig abbrechen, um sie näher zu betrachten, kannst auch die Blätter verkosten, die abscheulich bitter schmecken wie jene der Birke. Hier siehst du eine Gruppe Grauerlen, deren spitze Blätter auf der Unterseite nicht grün, sondern hellgrau sind. Sonst gleichen diese Bäume, die man fast nur auf den Donauinseln findet, in ihrem Baue ganz den Schwarzerlen. Daneben stehen dicht gedrängt schlanke Weidenruthen, an denen unten vom letzten Hochwasser her eine Menge braun gewordener Grashalme hängt.

Da braust und rauscht es hinter uns. Das früher von uns betrachtete Dampfschiff kommt von Linz herunter. Buntes Menschengewimmel siehst du auf dem Verdeck, brausend drehen sich die Schaufelräder, weithin zieht sich der Rauch des Schornsteins, und hinter dem Schiffe wälzen sich rechts und links zwei mächtige Wellen über die glatte Fläche des Wassers. Jetzt eilt der Dampfer an unserer Insel vorüber, jetzt kommen die Wellen. Fast meterhoch erheben sie sich über den Wasserspiegel, weiße Schaumkämme ziehen sich auf ihnen hin; jetzt rauschen sie gegen die Inseln heran, und laut brausend und spritzend fahren sie weit auf

die Uferböschung hinauf. Unser Boot kommt ins Schwanken, wird he-
 emporgehoben und sinkt wieder tief hinab. Noch eine kleinere Welle schlä-
 gt an die Insel, dann beruhigt sich der Fluß, nur unser Schiffchen schaukelte
 noch einige Zeit.



Erle.

und geheimnisvolle Rauschen des Laubes? Eine liebliche Volks-
 sage erzählt darüber, daß die Blätter der Espe in früheren Zeiten
 ebenso wie diejenigen anderer Bäume beschaffen waren. Als aber unser
 Heiland ans Kreuz geschlagen wurde, da zitterte und bebte die Espe
 vor Entsetzen über die Unthat der Menschen; und seitdem zittern und
 beben ihre Blättchen noch immer. Die Blattstiele der Espe sind sehr
 lang und dünn, am Grunde flach und gegen die Blattfläche zu seitlich
 zusammengebrückt, daher können sie beim leisesten Windhauche leicht nach
 allen Seiten ins Schwanken gerathen. Ihre Blütenköpfe sind schon

Nun wollen wir do-
 schauen, wie es im Inner-
 der Waldinsel aussieht.
 Dicht an das Ufer drängen
 wir den Rahn, binden ihn
 an eines der Weidenstämm-
 chen, ein kühner Sprung
 — und wir stehen auf
 festem Boden. Durch das
 dichte Gestrüpp bahnen wir
 uns mühsam einen Weg
 zu den höheren Bäumen,
 aber auch sie stehen nahe
 bei einander, so daß wir
 uns oft zwischen den schlän-
 ken, lichtgrauen Stämm-
 chen hindurchzwängen
 müssen. Es sind durch-
 gängig Zitterpappel-
 oder Espen — unser
 Schiffer nennt sie Aspen.
 Hörst du das Lispeln

abgefallen. Sie hängen im ersten Frühjahr an den noch unbeblätterten Ästen. Die schlanken Zweige durchkreuzen sich gegenseitig, und die dichten Kronen der Bäume bilden ein undurchdringliches Blättergewölbe, so daß die Strahlen der Sonne vergebens einen Durchlaß sich suchen, und halbes Dämmerlicht nur spärlich den Raum zwischen den zahllosen Stämmen und Stämmchen erhellt. Vermoderle Blätter bedecken den Grund, nur wenige Grasbüschel gedeihen auf dem sonnenlosen, düsteren Boden. Hier und da wächst zwischen den Bäumen die Judenkirsche, deren sonderbare, rothe Früchte aus dem dunkeln Laube hervorschimern. Du kannst sie pflücken und essen, denn die säuerlich süße Beere derselben, die in dem blauen, rothen Kelche steckt, ist nicht giftig, obwohl die Pflanze zu den Tollkräutern gehört wie der Stechapfel und das Bilsenkraut.



Zitterpappel oder Espe.

a) Kätzchen mit Staubblüthen. b) mit Fruchtblüthen.
f) Staubblüthe, g) Fruchtblüthe.

Nun haben wir die Insel quer durchwandert und sehen zwischen den Bäumen hindurch eine sandige Halbinsel, die sich ohne jeden Pflanzenwuchs in den Strom erstreckt. Doch welch' sonderbarer Vogel steht dort in der seichten Bucht? Dort noch einer, dort im freien Wasser wieder einer! Es sind graue Reiher, die geduldig auf ein vorwitziges Fischlein oder einen dickbauchigen Frosch lauern. Einer der Vögel hat den Hals etwas zurückgelegt, den Schnabel gegen das Wasser gesenkt; die lange, dunkle Federhaube auf seinem Kopfe hängt schlaff auf den grauen Rücken herunter. Jetzt taucht er den Schnabel blitzschnell ins

Wasser, ein Ruck — das Fischchen ist verschlungen, und der Reiher steht wieder so ruhig und scheinbar harmlos da wie früher, obgleich er einer der ärgsten Räuber und ein sehr unverträglicher Vogel ist. Sein Nest baut er auf einsame Bäume und füttert die ausgeschlüpfenden häßlichen Jungen, die ungemein gefräßig sind, mit Fischen und Fröschen.



Der Reiher.

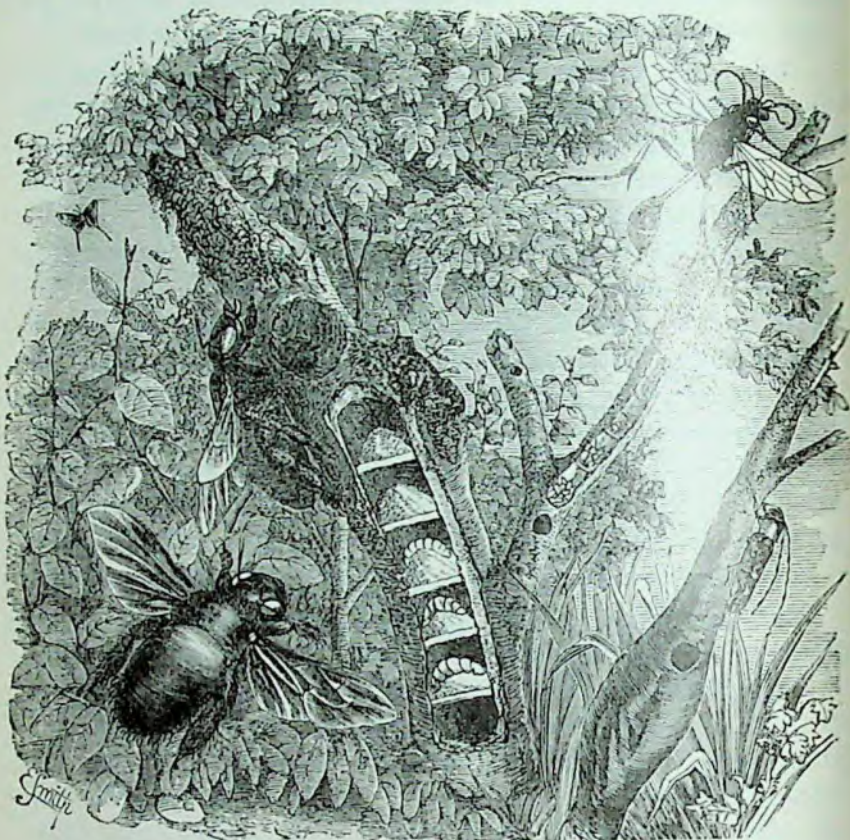
Gewöhnlich errichten mehrere Paare ihre Nester auf demselben Baume, und dann wird man schon von weitem durch einen abscheulichen Geruch auf den Nistplatz aufmerksam gemacht, denn der Boden unter dem betreffenden Baume ist dicht bedeckt mit dem Rothe der Jungen und mit faulenden Fischen, die vom Horste gefallen sind. Nun bemerkt uns der beutegierige Reiher am Ufer, stößt ein lautes „Kräik“ aus, hebt die

grauen Flügel mit den schwarzen Schwungfedern, zieht die langen, schwarzen Beine an, und mit kräftigem Flügelschlage hebt er sich höher und höher. Langsam zieht er mit seinen übrigen Genossen, die gleichfalls aufgeflogen sind, gegen das linke Ufer. Auf diesem sehen wir schön bewaldete Hügel und am Fuße derselben den Ort Steieregg. Weiter rückwärts noch auf einem kleinen Hügel steht ein Schloß.

Von neuem dringen wir in das Gewirre der Bäume ein, um zum Rahne zurückzukehren. Da summt es über unserem Haupte, eine kohlschwarze, dickleibige Biene fliegt zum benachbarten Baume und verschwindet in einer engen Öffnung der Rinde. Es ist eine Holzbienne, die einer Hummel sehr ähnlich ist. Mühselig hat sie in der schon morschen Pappel eine Röhre von oben nach unten ausgenagt; den unteren Theil des etwas nach außen gebogenen Ganges füllt sie mit Honig und Blütenstaub und legt ein Ei darauf. Über dem Ei verfertigt sie aus Holzspänen einen Deckel, legt darauf wieder Honig, Blütenstaub und ein Ei und fährt so fort, bis die ganze Röhre gefüllt ist. Jetzt sind Larven in den Kämmerchen, nur das letzte oben hat die Biene noch mit einem Ei zu versehen, und eben hat sie Futter für die aus diesem Ei später ausschlüpfende Larve nachhause geholt. Die unterste Larve entwickelt sich, da sie die älteste ist, zuerst, und die fertige Biene nagt sich unten ins Freie. Denselben Weg nehmen nacheinander die übrigen jungen Bienen.

In jenem Zweige dort sitzt ein kleiner Pappelbockkäfer mit grauen Flügeldecken und gelben Punkten auf ihnen. Darüber lugt eine Wespe mit langgestieltem Hinterleibe nach Beute aus. Wir fangen uns Käfer und Wespe. Zwischen den Pappeln sehen wir eine einzelne Esche mit glattem, grauem Stamme. Hoch über dem Niederwald wölbt sich ihre prächtige Krone, und die Fiederblätter wiegen sich im Winde. Sie hat unter allen einheimischen Bäumen allein schwarze Zweigknospen. Im dichten Pappelgebüsch zwitschert ein zierlicher Vogel, der graue Fliegenfänger, hüpfte von Zweig zu Zweig, fliegt blitzschnell nach einem Käferchen oder holt sich im Fluge von dem Blatte dort oben eine Raupe herunter. Jetzt stehen wir wieder an der „blauen“ Donau, die aber eigentlich sehr wenig blau, höchstens graugrün aussieht. Im Winter freilich wird ihr Wasser klarer, und dann sieht man auch die blaugrüne Färbung viel besser.

Unser Schiffschen trägt uns nun quer über den Fluß zum rechten Ufer. Hier liegt Bizekau, und dicht unterhalb mündet die Traun. Wie auffällig unterscheidet sich ihr Wasser von jenem der Donau; denn ganz durchsichtig und grün ist ihre Flut. Rauschend stürzt sie sich in



Die Holzbene und der kleine Pappelbockkäfer.

den mächtigen Strom, aber noch weithin am Ufer kann man ihr klares Wasser deutlich vom trüben der Donau unterscheiden. Allmählich wird dieser grüne Wasserstreif schmaler, bis er vollständig verschwindet. Mit kräftigem Ruderschlage treiben wir den Kahn in den Traunfluß hinauf, denn dort sehen wir am Ufer viele flache Schiffe. Sie kommen weit

aus den Alpen herunter und bringen das Kochsalz, das dort gewonnen wird. Später einmal wollen wir die Orte besuchen, wo das Salz aus den Bergen geholt und gesotten wird, heute betrachten wir uns nur die kleinen, roh gezimmerten Schiffe, in denen hunderte von „Salzstöckeln“ liegen.

Im klaren Wasser der Traun spielen zahlreiche Fische: die winzige Prille, die etwas größere Laube und der Hasel, durchgängig karpfen-ähnliche Fische.

Von der Traummündung aus fahren wir wieder zwischen bewaldeten Auen über die Donau. Schwalben schießen über das Wasser und tauchen behende mit halbem Körper in die eilenden Wellen. Die großen und kleinen Inseln im Flussbett werden nur durch schmale Wasserrinnale von einander geschieden. Wir landen auf einer derselben. Bevor wir aber zu neuen Entdeckungen ausziehen, wollen wir die mitgebrachten Vorräthe verzehren. Merkst du nicht, wie die Lust auf dem Strome Appetit macht?

Von der Traummündung nach Steining.

Weiden mit graulichgrünen Blättern stehen dichtgedrängt am Inselufer, von welchem der Strom mächtige Stücke losgebrochen hat, so dass die nackten Baumwurzeln aus dem dunkeln Erdreich in die Luft hinausragen. Hochstämmige Rüstern mit geflügelten Früchten bilden mit Eichen, Eschen, einzelnen Buchen und Fichten den üppigsten Laubwald. In der mächtigen Insel hat der Fluss eine Bucht ausgespült, die sich weit in das Innere erstreckt und sich dort teichartig erweitert.

Ruhiges Wasser erfüllt dieselbe, Schilfrohr und Binsen wachsen im schlammigen Grunde, Seerosen mit geöffnieten, schneeweißen Blüten schwimmen auf der stillen Flut, und die Äste der Bäume am Ufer neigen sich über dieselbe, so dass die äußersten Spitzen der Zweige hinabreichen ins kühle Wasser. Wenn nächtliches Dunkel auf die Erde sich senkt und nur die Nachtigall schlägt, dann rufen die Blätter mit leisem Grusse die lieblichen

Blüten, und sie erzählen einander, was sie alles gesehen, jene im Reiche der Luft, von Leid und Freude der gefiederten Sängern, die herrliche Blume wieder von den Geheimnissen der dunkeln Tiefe. Manchmal berichtet sie auch flüsternd, was sie erlauscht über das Donauweibchen, das beim Schimmer des Mondes über den glänzenden Wasserspiegel emporsteigt und herrliche Lieder singt, denen die Thiere des Waldes, die stillen Inseln,



Sahlweide.

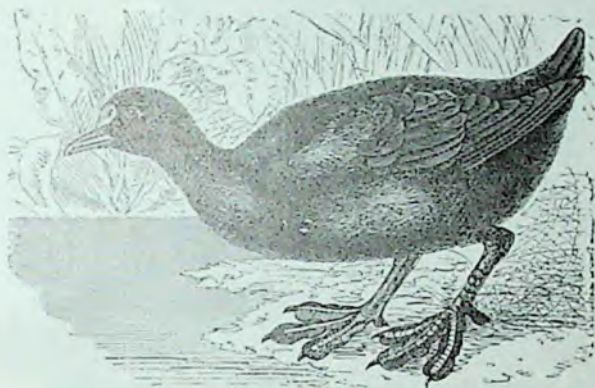
a) Köthen mit Frucht, b) mit Staubblüthen, c) Staub, d) Fruchtblüte.

die eisenden Wellen bewundernd lauschen. Der einsame Schiffer aber vergißt bei den lieblichen Klängen auf jede Gefahr, bis der zischende Strudel im Flusse den treibenden Rahn hinabzieht in die schaurige Tiefe. Zuweilen auch erscheint die Nixe am hellen Tage den spielenden Kindern am Ufer, reicht ihnen silberne Seerosen, zeigt ihnen goldglänzende Fischchen im klaren Wasser, und wollen die Kleinen die seltenen Thierchen jagen und haschen, dann stürzen sie wohl in die aufspritzenden Wellen, und

das Donauweibchen nimmt sie hinab in ihr krystallenes Schloß auf dem Grunde des Stromes. Dort haben sie's gut, sehnen sich aber in der dämmerigen Tiefe vergebens nach Eltern und Geschwistern oben im sonnigen Lichte.

Neugierig lauscht dann der Baum dem lieblichen Märchen.

Gefällt dir der reizende Ort? — Ein heller Ruf tönt nahe vor uns, rasch ducken wir uns unter den bergenden Busch und blicken hinüber auf das jenseitige Ufer. Dort läuft eiligen Schrittes ein schwarzes Wasserhuhn zwischen den Schilfstengeln hin, hell schimmert seine weiße Stirnplatte. Jetzt hat es das Wasser erreicht, und mit den langen,

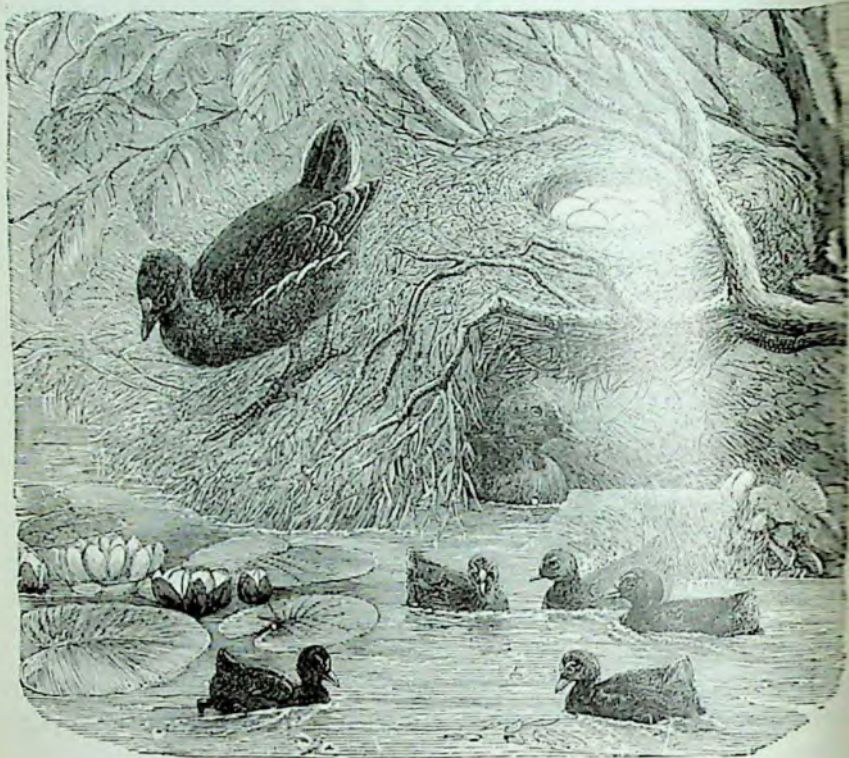


Das Wasserhuhn.

gelappten Behen rudert es eifrig zwischen den Wasserpflanzen umher. Dann taucht es unter und kommt erst in weiter Entfernung wieder zum Vorschein.

Doch da, gerade vor uns erscheint ein anderes ähnliches Thierchen, ein Teich- oder Rohr huhn. Es ist zierlicher gebaut als das Wasserhuhn, hat gleichfalls ein schwärzliches Gefieder, nur die Stirne ist grellroth, und die Federn auf der Unterseite des Schwänzchens sind weiß. Jetzt wippt es mit diesem lustig nach aufwärts, ruft ein lautes „Terterr“, und aus dem Ufergestrüpp rudert eilig eine Schar junger Teichhühner hervor, um von dem vorsorglichen Vater hier auf ein Kerbthier, dort auf eine kleine Schnecke aufmerksam gemacht zu werden. Geschäftig schnappen

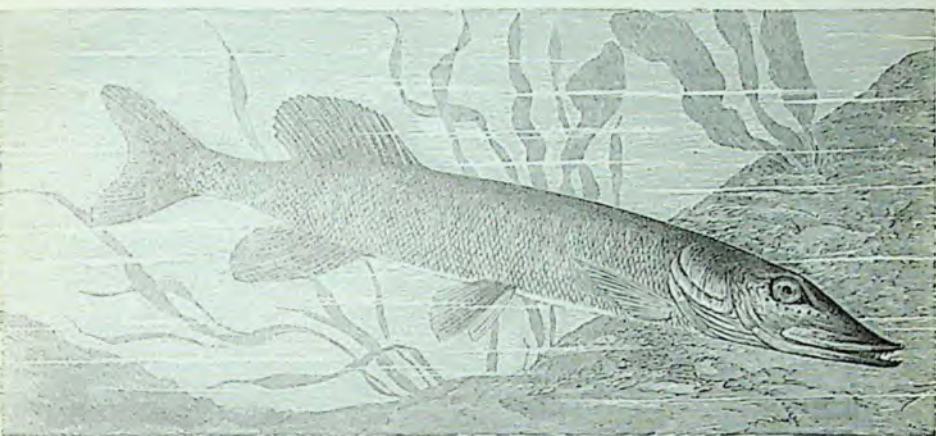
die Kleinen hierhin und dorthin, eines oder das andere taucht in die Tiefe, holt Wasserpflanzen herauf, und alle eilen herzu, dieselben nach willkürlicher Beute gründlich zu durchsuchen. Nun antwortet dem Loder des Alten ein anderer vom Ufer, und richtig, dort steigt vom künftigen Neste das Weibchen hernieder, um sich vom Brutgeschäfte etwas zu



Rohrhühnerfamilie.

erholen, während das Männchen unterdessen seine Stelle einnimmt. Auf überhängenden Zweigen hat das Pärchen aus Rohr und Gräsern ein Nest erbaut, und darin liegen jetzt zum zweitenmale 7 rostgelbe, graublau getüpfelte Eier. Nicht lange wird es dauern, dann schlüpfen aus den Eiern die jungen Vögelchen aus, folgen alsbald den Eltern ins Wasser und werden von ihnen, sowie von den älteren Geschwistern auf das sorgfältigste gehütet, gepflegt und gefüttert. Leise schleichen wir in den Wald

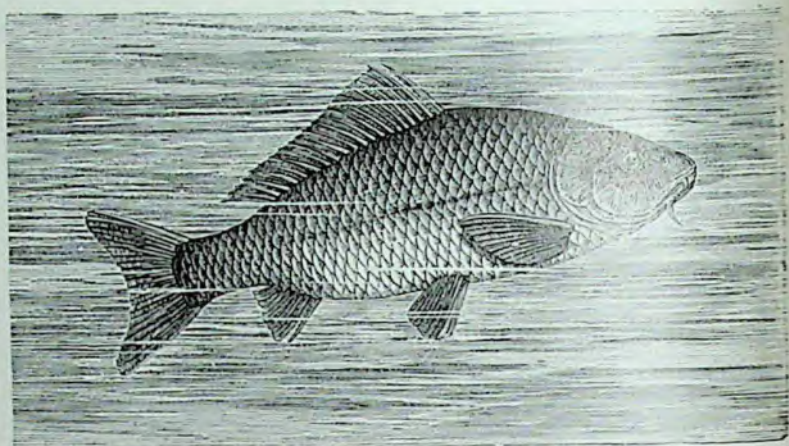
zurück, um die Hühnerfamilie nicht zu stören, aber schon haben sie uns gehört, es ertönt ein lautes „Kerr tett, tett“ als Warnungsruf, und indem wir uns umkehren, sehen wir eben noch, wie eines eilig über die schwimmenden Blätter zum Binsendickte rennt und das letzte unter das Wasser taucht. Jetzt könnten wir lange warten, bis wir wieder eines zu Gefichte bekämen. — Wir besteigen den Rahn und fahren an einer anderen Insel vorüber, an deren Ufer eine Standangel für Hechte unsere Blicke auf sich zieht. Vier Stäbe hat der Fischer in den Sand des Grundes ein-



Der Hecht.

getrieben, so daß sie sich mit den oberen Spitzen berühren. Diese hat er mit einer Schnur fest verbunden, und daran hängt an starkem Bindfaden die Angel. Er wird gewiß nichts dagegen haben, wenn wir dorthin rudern und die Vorrichtung genauer untersuchen. Da findest du denn, daß an der Schnur eine Doppelangel hängt, deren Haken unter die Rückenhaut eines lebenden Weißfischchens geschoben sind. Sieht nun der Hecht, dieser gefräßige Räuber, das zappelnde Fischchen, so schnappt er dasselbe blühschnell hinweg und mit ihm die Angel, deren scharfe Spitzen mit den Widerhaken sich dem Hechte in den Gaumen einbohren. Der Nimmerfett ist gefangen, und alle die Fischchen haben nun vor ihm Ruhe. Freilich nimmt bald ein anderer seine Stelle ein. Der Hecht wird ungemein groß und bis 30 Kilo schwer. Du kannst

Sie denken, daß ein derartiger Raubfisch auch viel Nahrung braucht und beständig auf Raub sinnt. Unter schwimmenden Blättern, in Schatten überhängender Zweige lauert er regungslos auf irgend ein Thier, das er zu bewältigen vermag. Naht sich aber ein Fisch, ein junges Entchen oder selbst ein kleinerer Hecht, dann schnellst ihn der kräftige Schwanz, sein treffliches Ruder, pfeilschnell durch die Fluten, der weiße Rachen mit den Hakenzähnen faßt unfehlbar die Beute, und im Nu ist dieselbe verschlungen. Dann kehrt er ins alte Versteck zurück.



Der Karpfen.

Dem Hechte sehr ähnlich ist der kleine Hundsfisch, der nur in der Donau vorkommt. Außerdem bewohnt die fischreiche Donau noch der Karpfen, dessen eigentliche Heimat sie ist, und von wo aus er in Teiche und Flüsse verpflanzt wurde. Ihm ähnlich ist der Heißkarpfen, und außer diesem leben noch eine Menge Bietern und Bassen des Karpfen im Wasser der Donau: so der Weißfisch, die kleinschuppige Schleie, die schmale Karausche u. a. Auf unserer weiteren Reise werden wir noch mehr solch' schuppige Wasserbewohner kennen lernen.

Da kommt stromaufwärts langsam ein mächtiger Raddampfer mit zwei Schornsteinen. Er schleppt drei große Lastschiffe hinauf gegen Linz. Das ist freilich eine beschwerliche Fahrt gegen die starke Strömung! Früher war der Verkehr stromaufwärts noch viel mühsamer; da wurden

die mit Getreide und anderen Waren beladenen Zillen vom Ufer aus von starken Pferden gezogen und brauchten wochenlang, bevor sie einen Weg zurücklegten, den ein Schleppdampfer mit mehreren Lastschiffen jetzt in wenigen Tagen macht. Nun fahren wir nahe an dem Dampfer vorbei, sehen den Capitän oben auf seiner Eisenbrücke stehen, bemerken die schwarz und roth angestrichenen Rähne, die an dem Vorderdeck hoch über dem Wasserspiegel an eisernen Bügeln derart aufgehängt sind, daß sie jederzeit sofort ins Wasser herabgelassen und gebraucht werden können. Da treffen uns die mächtigen Wellen des Dampfers und heben das Schiffchen, so daß du ängstlich dich festhältst.

Nun rudern wir tüchtig und schießen den Schwalben gleich, die uns umschwärmen, durch die Wasserrinnale zwischen den Inseln. Wie im dichtesten Walde fahren wir hin. Das Rauschen der Wipfel mischt sich mit dem Rauschen des Wassers, Lachmöven schweben über den Baumkronen, und einzelne Reiher jagen wir auf, die in sonderbaren Stellungen im seichten Wasser stehen. Schwebfliegen schwirren durch die Luft, und Schmetterlinge gaukeln von Insel zu Insel.

Endlich haben wir das linke Ufer erreicht und sehen ein freundliches Dörfchen, Steining vor uns liegen; hier wollen wir unser heutiges Nachtquartier auffuchen. Unser Schiffer versorgt jetzt den Kahn für die Nacht, wir aber wandern gemächlich zum Dorfe, in dessen Umgebung ein eigenthümliches Gewächs, die Kardendistel, angebaut wird. Bevor es dunkelt, können wir uns noch ein solches



Blütenköpfchen.

Feld betrachten. Sehen die mannshohen Pflanzen mit den stachelichten, jetzt gelben Blättern nicht sehr sonderbar aus? Eben sind die Leute beschäftigt, die trockenen Blütenköpfchen einzuheimsen. Du kennst ja die Korbblütler unter den Pflanzen: das Gänseblümchen, die Wucherblume, den gelben Löwenzahn, die Distel u. a. m., weißt auch, daß bei diesen an dem Blütenstiele sehr viele kleine, röhrlige oder zungenförmige Blüthen sitzen, die von einem gemeinsamen, vielblättrigen Hüllkelche umgeben sind. Zu diesen Korbblütlern gehört auch die Weberkarde. Sie hat stachelichte Blätter und Stengel wie die Distel, und die Blättchen des Hüllkelches sind fest, trocken und in eine lange, scharfe Spitze ausgezogen, die nach rückwärts

umgebogen ist. Dieses Hüllkelch halber werden die Karden gepflanzt. Man säet sie im Sommer; im Herbst werden die jungen Kardendisteln reihenweise auf die Felder verpflanzt, und im nächsten Jahre wachsen sie zu mannshohen Gewächsen aus, wie wir sie vor uns sehen. Man pflückt man die Köpfe und schaffte sie nachhause. Dann kommen die Händler und kaufen dieselben für die Tuchwarenerzeuger. Diese spalten



Weberkarde.

die Köpfe und befestigen sie auf schmale, lange Brettchen dicht neben einander, so daß ihre spitzen Häkchen alle nach derselben Richtung gekrümmt sind. Wenn nämlich das Tuch fertig gewebt ist, dann sieht es ungemein grob und unschön aus, da man jeden einzelnen Wollfaden unterscheiden kann; deshalb führt man dasselbe unter den Kardendisteln vorbei. Die festen, aber elastischen Häkchen derselben fassen die Fäden

und zupfen aus ihnen feine Wollfasern heraus, die natürlich alle nach derselben Richtung gefehrt werden. Daher sieht man dann nicht mehr die einzelnen Fäden, das Gewebe wird wollig und bekommt einen Strich. Bisher ist es noch nicht gelungen, für die Karben einen Ersatz zu finden, und daher baut man dieselben an vielen Orten an, so in der Umgebung von Steieregg, bei St. Georgen an der Gusen und noch weiter gegen Böhmen zu, hauptsächlich bei Lungitz und Raasdorf. Die „Kaddels,“ wie sie die Leute nennen, liefern ein sehr gutes Ertragnis, saugen aber auch die Acker ungemein aus. Man verkauft sie nach je 1000 Stück, doch zählt man nur einmal 1000 Köpfchen ab, wägt diese, und die Menge von Köpfchen, die ebenso schwer ist, gilt immer für 1000. Nimm dir ein Köpfchen und ein Blatt mit, damit du es den Brüdern zuhause zeigen kannst!

Jetzt aber suchen wir unser Nachtquartier auf.

Von Steining nach Mauthausen.

Auf, du Langschläfer! Die Sonne steht schon ziemlich hoch am Himmel! Von neuem wollen wir ja die Strominseln durchforschen, wenn auch die Arme ein wenig schmerzen vom gestrigen Rudern. Das wird morgen vorbei sein.

Auf dem Wege zum Flusse sehen wir, daß man die abgeernteten Acker schon wieder mit Buchweizen bestellt hat. Spannenhoch stehen die saftigen Pflänzchen desselben mit den grünröthlichen, bei den Blattstielen etwas angeschwollenen Stengeln. Ende August werden sie die röthlichweißen Blüentrauben treiben, die den Bienen duftenden Honig liefern, und aus welchen sich noch in diesem Herbst die dunkeln Früchte bilden. Sie enthalten ein schwachhaftes Mehl, das zu Grütze verarbeitet und auch als vortreffliches Viehsutter verwendet wird.

Nun schaukeln wir wieder auf den trüben Donaufluten. Diese Trübung erzeugt der Donaustrom selbst. Da er nämlich bei seiner raschen Strömung das Geschiebe auf dem Grunde fortwälzt, so schleifen

sich die Steine allmählich immer mehr ab, verwandeln sich endlich in kleines Gerölle und Sand, während das feine Schliffpulver das Wasser trüb macht und an ruhigen Stellen oder bei Überschwemmung auf den Auen als Silt abgesetzt wird.

Während wir am Ufer einer Insel eine bequeme Landungsstelle suchen, hören wir über unserem Haupte lautes Geseum, und süße



Buchweizen.

a) Blüte, b) Frucht.

Düfte umwehen uns. Eine spät blühende Linde erhebt hier ihre prächtige Krone über die niedrigen Espen und ist von oben bis unten mit zahllosen, duftenden Blüten bedeckt, so daß die hellgrünen Tragblätter der Blumen das dunklere Laub theilweise verbergen. Tausende emsiger Bienen durchsuchen die weißen Blümchen nach Honig und Blütenstaub. An einer mächtigen, vorspringenden Wurzel befestigen wir den Rahn und dringen in das dichte Gestrüpp. Mancherlei

Insecten schweben über den sonnigen Stellen, glänzende Käfer sitzen auf den schwankenden Blättern, und stinke Libellen schießen zwischen den Stämmen dahin. Ein unten weißes, oben blaugraues Vögelchen, eine Schwanzmeise, klettert im Gezweige der Bäume umher und sucht kleine Kerbtbiere. Bald hängt sie sich an die Unterseite des Astes, hierauf fliegt sie ein Stückchen, stößt ein leises Piepen aus und hebt beim Fluge das lange Schwänzchen; dann setzt sie sich wieder und blickt mit ihren dunkeln Augen nach uns. Jetzt gesellt sich eine zweite zu ihr, und behende, in beständiger Unruhe bewegen sie sich hierhin und dorthin. Nun verschwindet die eine, und erst nach aufmerksamem Suchen finden wir sie

wieder. Dort oben in der Astgabel jener Esche hat das Pärchen ein kunstvolles Nest hergerichtet und mit zähen Halmen an den Zweigen förmlich festgebunden. Es ist eiförmig, aus Gräsern, Moos und Flechten gewebt und an der Seite oben mit einem runden Flugloche versehen, aus welchem das zierliche Köpfchen des Vogels jezt neugierig hervor-



Schwanzmeisen und deren Nest.

lugt. Wenn sich des Abends feuchte Nebel über den Fluß erheben und die Luft kühl durch die Zweige streicht, dann verkriecht sich das Meisenpärchen in das warm ausgefütterte Nest wie in ein Bettchen und schläft behaglich bis zum frühen Morgen.

Fast in der Mitte der Insel ist von der letzten Überschwemmung eine große Wasserlache stehen geblieben, in der sich zahlreiche Pflanzen angesiedelt haben: Kalmus, Igelkolben, Laichkraut, Wasserprimeln mit

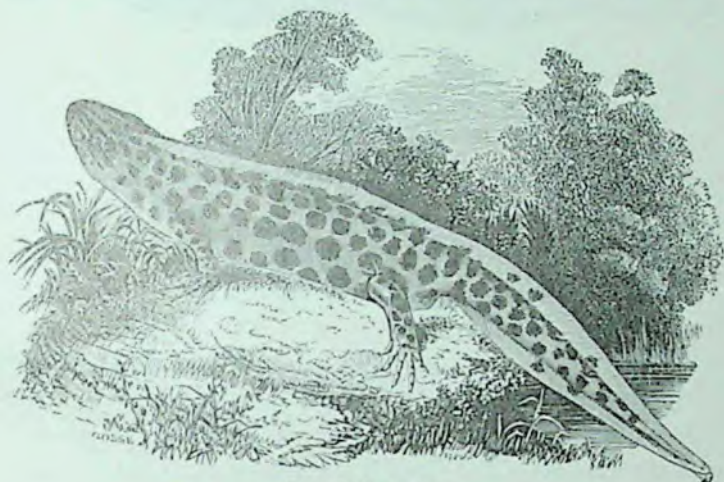
den schön gefiederten Blättern u. a. Hier finden wir sicherlich manches, was uns gefällt. Richtig, siehst du dort am Ufer die schöne Pflanze, die Blumenbinse, mit den schmalen Blättern und der großen Blütenbolde? Wie hübsch sehen die weißrothen, sechsblättrigen Blüten aus!



Der Kammolch (Männchen, Weibchen und Larve).

Aber was kriecht dort neben derselben Pflanze auf dem Ufer? Es ist ein Kammolchmännchen, das einen kleinen Spaziergang auf dem Trockenen gemacht hat. Über seinen braunen, dunkel gefleckten Rücken läuft ein zackiger Hautkamm bis zum langen Ruderschwanz hin. Er gleitet nun langsam ins Wasser, dort wo auf den untergetauchten

Blättern das kammlose Weibchen ruhig sitzt. Im Wasser erkennen wir auch den gelben, schwarz gefleckten Unterleib. Wir haben besonderes Glück, denn eben dort schwimmt auch ein Junges, das erst die Vorderfüße erhalten hat und seitwärts am Halse noch jederseits ein Kiemenbüschel zum Athmen besitzt, denn der Molch macht wie der Frosch eine Verwandlung durch, d. h. aus den Eiern entwickeln sich fußlose, geschwänzte Larven, die an der Seite des Halses Kiemenbüschel tragen, mit denen sie die im Wasser enthaltene Luft athmen; später wachsen ihnen die Vorderfüße, dann die Hinterfüße, sie verlieren die Kiemen



Der Teichmolch.

und athmen nun durch Lungen, weshalb sie von Zeit zu Zeit an die Wasseroberfläche kommen müssen, um Athem zu holen. Den jungen Fröschen wachsen zuerst die Hinterfüße, dann erst die vorderen Gliedmaßen, und sie verlieren auch den Ruderschwanz, was bei den Molchen nicht der Fall ist. Auch Teichmolche leben in der Pfüge, hier dicht neben uns ruht einer derselben auf einem Vorsprung des Ufers. Er hat nur einen schwachen, einfachen Rückenkamm und auf gelbbraunem Grunde viele schwarze Tupfen, während der Bauch pomeranzengelb ist. Wasserläufer und Spinnen rennen über den Wasserspiegel, Ruderschwänze tauchen auf und nieder, und im seichten Wasser bewegt sich schlängelnd ein Neunauge. Ein rascher Griff mit der Hand, und

wir haben das seltsame, schlüpfrige Fischchen auf den Ufersand geschleudert. Da siehst du nun, daß es schuppenlos ist und außer einer Flossensaum um den Schwanz keine Bewegungsorgane hat. Es besitzt einen saugnapfartigen Mund und an der Seite hinter den Augen jederseits 7 Kiemenöffnungen. Das schwachste Thierchen ist eigentlich ein Meeresbewohner, steigt aber regelmäßig in die Flüsse empor. Seine Zungen sind fast wurmähnlich und wurden früher als eigene Fischchen Duerder, beschrieben.



Das Neunauge.

Da kommt über die Bäume in tausendem Fluge ein Wildentenpaar, stürzt klatschend ins Wasser und sucht am Ufer der Auen nach Wasserthieren. Im Schimmer des Lichtes glänzen die grün schillernden Häute und der blaue Spiegel der Flügel.

Wir verlassen die Insel und steuern gemächlich stromabwärts. Rechts liegt eine andere Insel im Strome mit den Trümmern der Burg Spielberg; dann erblickten wir rechts in der Ferne einen viereckigen Thurm. Er gehört zu dem etwa $\frac{1}{2}$ Meile entfernten Städtchen Enns. Noch weiter in der Ferne liegen die Alpen, vor leichten Wolken theilweise verhüllt. Hier mündet auch die grüne Enns, der Grenzfluß zwischen Ober- und Niederösterreich, in die Donau. Nicht weit von seiner Mündung, die von jener Waldinsel dort verdeckt ist, liegt Lorch, eine alte Römerniederlassung, Laureacum mit Namen. Nun verengt sich das Flussbett wieder, es fehlen die Inseln, und wir sehen auf dem linken Ufer Mauthausen mit dem alten Schlosse Pragstein liegen. Rasch trägt uns der Rahn dem Städtchen zu. Eine Schiffsmühle, auf zwei fest verbundenen Holzkähnen erbaut, schwimmt auf dem Wasser in der Nähe des Ufers, und über den Strom führt eine fliegende Brücke. Auf beiden Ufern ist nämlich eine hölzerne Landungsbrücke erbaut, zu der die Straße hinführt, und vor der einen liegt ein eigenthümliches Fahrzeug aus zwei starken, mit einander verbundenen Booten bestehend, auf welchen ein Brückengestelle mit Seitengeländern erbaut ist, das sich genau an jenes am Ufer anschließt. Das

Fahrzeug selbst ist durch starke Ketten an einen im Wasser befindlichen Rahn angehängt, dieser an einen andern, der wieder an einen, so daß von der schwimmenden Brücke eine Reihe von Rähnen gegen die Mitte des Stromes weit oberhalb der Brücke hinführt, von denen die oberste im Flusse fest verankert ist. Kommen nun Leute oder Wagen, so fahren



Die Wildente.

sie auf das Brückengestelle, die Stricke, mit denen dieses befestigt ist, werden gelöst, und die Strömung im Flusse treibt nun das Fahrzeug bei richtiger Stellung des Steuerruders an das jenseitige Ufer, da die mit Ketten verbundenen Rähne ein Abwärtstreiben verhindern. Wir landen in Mauthausen, das am Fuße bewaldeter Hügel malerisch gelegen ist. Von hier aus wollen wir morgen unsere Reise mit dem Dampfschiffe fortsetzen.

Der Strudel von Grein.

Herausend nähert sich der mächtige Dampfer „Marie Valerie“ derselbe, den wir in Linz schon sahen und der gestern von Wien wieder dorthin zurückgefahren ist. Langsam wendet er sich gegen die hölzerne Landungsbrücke; nun drehen sich die Räder in entgegengesetzter Richtung und drängen das Schiff gegen das Ufer. Ein Matrose wirft ein birnförmiges Holzstück, an dem eine starke Schnur befestigt ist, herüber, ein Mann auf der Brücke ergreift dasselbe und zieht hurtig die Schnur um mit derselben ein armstarkes Tau vom Schiffe, schlingt dieses rasch um einen dicken Holzpflock, und das Schiff liegt nun ruhig. Vom Dampfer schiebt man ein breites Brett herüber, steckt rechts und links ein Geländer in eigene Öffnungen des Laufbrettes, und über die leichte Brücke strömen nun die Reisenden hinüber und herüber. Auch wir besteigen das Schiff. Das ist nun freilich ein viel größeres Dampfschiff als jenes, das wir auf der Elbe gesehen. Eiserne Achsen, stark wie Bäume, werden von der Maschine gedreht, und Hunderte von Menschen haben Raum auf dem Verdecke. An der Spitze des Schiffes sind zwei kleine Bronzekanonen schön blank gepulzt, befestigt, und nahe bei derselben sind beiderseits Käfige mit Geflügel für die Küche angebracht. Ein Knabe füttert die Hühner, und sie geben ihr Vergnügen darüber durch leises Piepen kund.

Rasch eilt der Dampfer zwischen den Auen dahin; rechts erheben sich bewaldete Hügel, Ausläufer der Alpen, an die sich der Strom freundschaftlich anschmiegt, während sich links eine Ebene weithin erstreckt. Sandinseln ohne jeglichen Pflanzenwuchs liegen im Flusse, Reiher, oft mehr als 20, stehen gemächlich auf ihnen, silberweiße Möven fliegen mit weitausholenden Flügelschlägen über dem Wasser, um sich dann wieder hoch in die Luft zu erheben. Wildenten fliegen mit lang ausgestrecktem Halse in weiten Kreisen über den öden Inseln und dunkle Segler schießen blitzschnell vor dem Dampfschiffe dahin, um mancherlei Insecten zu fangen. Ein Baumstamm treibt träge auf der Flut, und die Wellen werfen glühend die Sonnenstrahlen zurück. Über die Böschung des Bruchsteindammes, der das Wasser des Stromes abgrenzt von den stillen Flußarmen zwischen den Auen, rauschen und brausen die Bogen, die das Dampfschiff erzeugt.

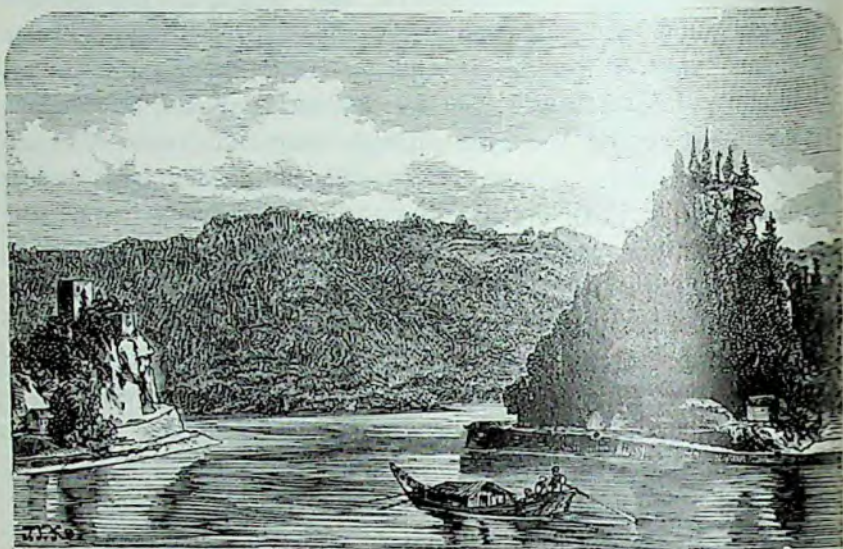
Eine große Sand- und Geröllfläche ragt links nur wenig über die Kluten empor, rechts aber erblicken wir jetzt auf einer Anhöhe die Ziegeldächer von Wallsee und den mächtigen Wartthurm des gleichnamigen Schlosses.

Mächtige Schwarzpappeln umgeben den Landungsplatz, über dieselben ragt ein prächtiges Schloß empor, geschmückt mit einem stattlichen Thurme und mehreren kleineren Thürmchen. Es ist der Wohnsitz der Frau Erzherzogin Marie Valerie, der Tochter unseres geliebten Monarchen, und Ihres Gemahls, des Herrn Erzherzogs Franz Salvator. Oft kommt unser Kaiser hierher, um im Kreise Seiner Lieben auszuruhen, und blickt dann wohl von dem Balkone dort oben hernieder auf den herrlichen Strom, der Sein mächtiges Reich durchströmt. Nun eilt der Dampfer wieder zwischen großen Bauminselfn hin, weite ruhige Buchten liegen zwischen denselben jenseits des Steindammes, erfüllt von Wasserpflanzen der verschiedensten Art. Eine Saatkrahe spaziert bedächtig auf dem Sandufer umher und sucht nach Nahrung. Sie erhebt sich mit heiserem Krächzen und verbirgt sich unter dem schützenden Dache eines Baumes. Dann liegt wieder ein breiter Schiffsaum vor dem Walde am Ufer. Nun verengt sich der Strom in der Nähe von Ardagger, und Anhöhen treten rechts und links nahe an denselben. Er fließt von hier aus in engem Felssthal gegen Grein. Obstbäume wachsen am Ufer. Rothbuchen bedecken die Berghänge, hie und da schimmert der weiße Stamm einer zierlichen Birke hindurch, oder eine Gruppe von Silberpappeln unterbricht das dunkle Grün. Ihre Blätter drehen und wenden sich im Hauche des Windes und lassen bald die grüne Oberfläche, bald die silberweiße Unterseite erblicken. Das Auge des Beschauers erfreut sich an dem reizenden Spiel. Die Baumwipfel werden von zerklüfteten Felsen überragt, in deren Spalten und Sprüngen sich Bäumchen angesiedelt haben, die den starren Fels mit lieblichem Grün schmücken. Steile Felsgehänge, mit Fichten besetzt, sieht dann das Auge an den Seiten des Berges und mächtige Steinblöcke am Ufer.

Wir nähern uns Grein und sehen vor demselben wie bei Mauthausen wieder eine fliegende Brücke, doch etwas anders gebaut. Von Ufer zu Ufer ist nämlich ein starkes Drahtseil gespannt, und an demselben läuft eine stählerne Rolle, an welcher wieder ein Drahtseil befestigt ist,

das die schwimmende Brücke hält. Wird das Steuer richtig gestellt, treibt das strömende Wasser die Boote mit dem Brückengestell über den Fluß, wobei die Rolle längs des Drahtseiles hinläuft.

Wir sind in Grein, das mit seinem dem Herzog von Coburg gehörigen Schlosse am Fuße bewaldeter Hügel einen sehr hübschen Anblick gewährt. Mit Brettern und Scheitholz beladene Flöße liegen am Ufer ebenso Hüllen, mit Kalkfässern, Salz und anderen Waren beladen. Über



Greiner Strudel.

die Steinblöcke und Dammauern vor den einfachen Häuschen am Ufer ranken sich die saftigen Stengel zahlloser Kürbisse und bedecken das grauliche Gestein mit ihren breiten Blättern, zwischen denen gelbe Blüten, hie und da auch eine mächtige, höckerige Frucht hervorschimmern. Feuerroth blühende Bohnen und blaue Winden umschlingen die Hauswände, und üppiges Weinlaub breitet sich selbst über die Dächer aus, so daß von dem Häuschen fast nichts mehr zu sehen ist, als der Schornstein und die blinkenden Fenster. Unterhalb der Stadt tritt eine mächtige Felsmasse dicht an den Strom. Ganz nahe fährt das Dampfschiff an ihr vorüber. Niedrige Buchen wachsen in den Klüften derselben, ein

Lusthäuschen blickt von der Höhe hernieder, und weiße Kieswege schimmern hie und da durch das Grün der Bäume. Die Schiffsglocke läutet zum Zeichen, daß ein Fahrzeug in Sicht sei, und wir fahren an einem Schleppdampfer, der vier Lastschiffe zieht, eilig vorüber. Schön bewaldete Berge begleiten den Fluß, Kiefern und Buchen können wir deutlich unterscheiden.

Da legt sich eine Felsinsel, das Wörth, quer in den Strom, auf deren höchster Felszinne ein weithin sichtbares Steinkreuz emporragt. Wir sind bei dem berühmten Greiner Strudel angelangt. Ein breiter, sehr seichter Flußarm, der „Hößgang“, trennt sich rechts von dem Strome, während die Hauptwassermasse zwischen der Insel und dem linken Flußufer mit großer Geschwindigkeit sich hindurchdrängt. In diesem von brausendem Wasser erfüllten Stromarme liegen wieder zwei Reihen Steinklippen hinter einander, das sogenannte „Waldegähckelt“ und „Wildrißgähckelt“, so daß auf diese Art der Strom wieder in drei Wasserläufe zerfällt, von denen der mittlere der Wildriß, der linke das Waldwasser und jener an der Insel Wörth der Strudel genannt wird. Früher befanden sich in diesen Wasserrinnalen noch viele von der Gewalt der Strömung kugelig abgeschliffene Klippen, an denen die Schiffe gar häufig zerschellten. Unser Dampfer nähert sich mehr und mehr dem Strudelcanal, wir erkennen die Felszaden des Wörth, das steinerne Kreuz auf einer derselben und darunter die geborstenen Mauern von Werfenstein. Frisches Grün bedeckt die Granitfelsen sowie die Ruinen der Burg, und gewaltige Steinknollen, von Moos und Flechten überzogen, liegen am Strande. Plötzlich eilt nun das Schiff durch den Strudel; noch erblicken wir links die ernstesten Reste der Rauburg Struden, wir gleiten über den Wirbel, und die Stromschnelle ist überwunden. Fast zu rasch eilte für uns das Schiff zwischen den Felswänden dahin, der leicht beschwingten Möve gleich, die über der sonst so gefährlichen und doch so wunderbar schönen, vom Zauber der Sage und der Geschichte verklärten Flußstelle schwebt.

Auf der Felswand am linken Ufer leuchten die goldenen Schriftzüge, die der Nachwelt verkünden, daß durch die Fürsorge unseres Kaisers jede Gefahr hier verbannt ist, und ein verfallener Wartthurm, ein Stück einer Ringmauer blickt vom überhängenden Felsen auf das rauschende

Wasser. Wie schön ist jetzt die Fahrt, und wie furchtbar war sie früher! Versehen wir uns einmal in jene vergangenen Zeiten, und verfolgen wir die Fahrt eines der Salzschiffe, die von der Traun aus nach Wien hinunterfahren.

Schon in Grein bereitete man sich auf die gefährliche Fahrt vor, und ängstliche Fahrgäste wanderten lieber von hier aus auf der Uferstraße bis unterhalb des Strudels, um das Schiff zu erwarten. — Jetzt setzt sich die erste Bille langsam in Bewegung. Endlich kommt der felsige Wörth mit seiner halbverfallenen Burg in Sicht, und Jagen ergreifen selbst muthige Männer. Rascher treiben die Wogen das Schiffchen gegen die Stromenge, knieend beten die Reisenden zum Himmel um glückliche Fahrt. Der Steuermann aber blickt hinaus auf die Klippen und spannt die Muskeln des kräftigen Armes, um das Schiff richtig zu lenken.

Jetzt schießen die Wasser in den Strudel hinein und reißen die Bille in den tosenden Schwall. Zischend spritzen die Wellen hoch über verborgene Felsstrümmen empor, brausend fahren Wassermassen aus den Winkeln des Inselufers und schleudern das Schiff auf die Seite. In weitem Bogen schießt dort eine Woge über eine schwärzliche Steinfuge und übergießt die Schiffer mit weißem Gischt. Gottlob — das Schiff ist dem Strudel entronnen! Aber noch ist nicht jede Gefahr vorüber. Das aus der Stromenge brausende Wasser stößt hier rechts an den „Hausstein“, einen mächtigen, burggekrönten Felsen, und wird von diesem in eine Ausbuchtung des rechten Ufers, den „Friedhof“ zurückgeworfen. Daher eilen hier die Wellen im Kreise von Ufer zu Ufer und bilden weite, mehr als metertiefe Wirbel, die kleinere Schiffe, wenn selbe nicht gut gelenkt sind, in der Runde herumdrehen und endlich hinabziehen in die Tiefe, den Friedhof der Schiffer. Daher rudern auf der Bille die Fährleute mit Macht, daß das Salzschiff rasch über die Wasserfläche dahingeleitet. Schauernd aber blicken die Leute auf diese Trichter, die das zum Grunde hinabfahrende Wasser erzeugt, dort auf mächtige Wasserstrahlen, die von unten emporstießen. Endlich ist Strudel und Wirbel überwunden; die Fahrt, die allen so lange erschien, hat nur wenige Minuten gedauert.

Unglücklicher war die folgende Bille. Eine gewaltige, vom Wörthufer abprallende Woge hat dieselbe auf eine der Steinfugen geschleudert.

Ein lautes Drachen und Splintern, und mitten entzwei bricht das Schiff. Ein heller Angstschrei der armen Schiffer noch, und in den Wellen verschwinden die Trümmer und die verlorenen Menschen. Nach einigen Tagen vielleicht spült dann die Donau weiter unten einige Balken, eine Leiche ans Ufer, vielleicht auch erscheint von den Unglücklichen nie mehr eine Spur. Daher ist es begreiflich, daß unter den Uferbewohnern noch heute die Sage von Munde zu Munde geht, daß an der Stelle des „Wirbels“ unterhalb der Insel, wo der Strom eine Tiefe von mehr als 30 m hat, ein mit Wasser gefüllter Gang ins Innere der Erde hinabführe, in den der Wirbel die Gebeine der Ertrunkenen, die Güter der Schiffe hinabzieht.

In noch viel früherer Zeit schreckte aber nicht bloß der wilde Strom die Reisenden, es hatten an dem günstigen Orte Raubritter ihre Burgen erbaut und bedrohten Leben und Habe. Auf der Wörthinsel stand das Schloß Werfenstein, gegenüber die Feste Struden, weiter abwärts links Langenstein und rechts der Hausstein, so daß es fast unmöglich erscheint, wie ein Schiff ohne jegliche Fährlichkeit an all' diesen Hindernissen vorbeikommen konnte. Heute ist es anders geworden. Die Raubschlösser sind verfallen, nur ihre Ruinen schmücken die Felshöhen, auch Strudel und Wirbel haben ihre Schrecken verloren.

Schon die große Kaiserin Maria Theresia hatte nämlich im Jahre 1777 die Sprengung der gefährlichsten Felszacken befohlen, aber erst in den letztvergangenen Jahren wurden auf Befehl unseres Kaisers Franz Joseph I. alle Hemmnisse der Schifffahrt im „Strudel“ und „Wirbel“ durch gewaltige Sprengarbeiten beseitigt, so daß jetzt die Schiffe bei einiger Vorsicht vollkommen gefahrlos über die einst so gefürchtete Stelle gleiten können, wie du es ja selbst erlebt hast.

Diesen Felsensprengungen fiel der ganze Hausstein zum Opfer, so daß von diesem keine Spur mehr vorhanden ist.

Im Weinberge.

Das rauchvoller Buchenwald bekleidet die Gehänge der Berge, welche den Fluß nun wieder begrenzen. Freundliche Orte liegen am Ufer, und überall sehen wir Kürbispflanzen die Felsstrümmern am Strome mit freundlichem Grün überziehen. Über die Kronen der Bäume ragt auf der Berghöhe hier eine steile Felszacke, dort eine Steinwand empor, Falken umschweben dieselben; sie erscheinen unserem Auge nur als dunkle Punkte. Links springt ein Fels bis an die Donau vor und trägt einen runden, niedrigen, beinahe verfallenen Wartthurm, einstmal vielleicht zum Schutze der Schifffahrt erbaut, vielleicht auch der Sitz eines Raubritters, der von hier aus die friedlich dahinziehenden Schiffe aufhielt und sich eine Abgabe zahlen ließ. Hoch über den Thurm ragt hinter demselben eine schroffe Felswand gegen den blauen Himmel, und grüne Büsche schmücken deren zackige Binnenn. Gleichfalls links mündet in den Donauthal eine Bergschlucht, an deren Ausgang der freundliche Ort Sarmingstein liegt. Ein schäumendes Bächlein kommt eilig aus der Bergschlucht herunter, wird hoch oben im Orte gezwungen, ein Mühlrad zu treiben, und stürzt sich von da zürnend in weitem Bogen hinab ins Thal, um in kühnen Sprüngen von Stein zu Stein in die Donau zu eilen. Jenseits liegen am Flusse gewaltige, vom Wasser rundlich geschliffene Felsstrümmern, mit Moos überzogen, das von den Fluten bespült und auch genährt wird. Einst ragten diese Steinmassen als Felszacken an der Bergwand empor, bis der Einfluß der Witterung ihren Zusammenhang mit der Bergmasse lockerte und endlich die Steinklippen mit Donnergetöse zum Flusse hinabstürzten.

Prächtige Berge begleiten auch weiterhin die mächtige Donau, und nur hie und da erscheint die zusammenhängende Kette derselben von einer Waldschlucht durchbrochen, die ein plätscherndes Bächlein dem Strome zuführt. Eben fahren wir an einem solchen Thale vorüber, durch welches der Isperbach in die Donau gelangt.

Endlich erreicht unser Dampfer Persenbeug, ein stattliches Schloß, das reizend auf einem vorspringenden Felsen gelegen ist. Rechts

gegenüber liegt Donaudorf mit einem kleinen Schloßchen, und noch weiterhin sehen wir am Ufer zwei langgestreckte Gebäude, das Irrenhaus und das Armenversorgungshaus der Stadt Wien in Ybbs. So herrlich auch diese Bauten an und für sich sind, so entzückend auch ihre Lage auf diesem reizenden Fleckchen Erde ist, es beschleicht uns doch stille Trauer, wenn wir an ihre Bewohner denken: die einen von immerwährender Geistesnacht umgeben, die anderen arm und alt und siech. Wie unfassbar ist dies alles für dich, mein Freund, der du jung und kräftig bist, voll Lebenslust und Vertrauen auf eine schöne Zukunft!

Der Dampfer legt hier in Ybbs an, und wir können die eng aneinandergebauten Häuser, sowie die nahe Kirche vom Flusse aus betrachten. Oberhalb des Einflusses der Ybbs, die dicht neben der Stadt flussabwärts in die Donau mündet, erblicken wir die Überreste eines runden Thurmes und verfallene Mauern, ein Andenken aus der alten Römerzeit. Hier in Ybbs, dem Pons Isidis der Römer, hatten dieselben ein befestigtes Lager, und römische Cohorten hielten Wache an dem gewaltigen Grenzströme gegen die unbändigen, kriegslustigen Germanen, bis endlich das Weltreich der Römer dem Ansturme deutscher Stämme unterlag; dann siedelten sich dort, wo einst tapfere Römer gelagert, betriebame Deutsche an, und so entstand das freundliche Städtchen.

Der Dampfer umschifft nun eine weit vorspringende flache Halbinsel, die den Strom zu gewaltigem Umwege nöthigt. Dabei sehen wir rechts in weiter Ferne die Alpen und nahe am Ufer die Eisenbahn, die hier dicht an die Donau herantritt. Dann erscheinen links höhere Berge, und auf der Kuppe des einen, hoch über dem Wasserspiegel, ragen die beiden Thürme des Wallfahrtsortes „Maria Taserl“ gegen Himmel, unten am Flusse aber liegt Marbach. Hier wollen wir aussteigen, denn in der Nähe der Stadt liegen viele Weinberge, die ich dir zeigen will. Noch sehen wir eine Menge frommer Wallfahrer, welche Heiligenbildchen umgehängt haben und Rosenkränze in der Hand tragen, auf das Schiff eilen, sehen auch, daß viele der Bauersfrauen bunte, gewaltige Regenschirme, an denen eine Schnur wie ein Gewehrriemens befestigt ist, über die Schulter gehängt haben.

Das Dampfschiff verfolgt allein seinen Weg, wir bleiben in Marbach.

und besuchen die Weinberge, die an dem Süabhängen der Berge angelegt sind und von Mauern aus lose übereinander geschichteten Steinen umschlossen werden. Du bist überrascht, nur niedriges Buschwerk von Reben zu sehen, keine weithin kletternden Stämme, wie man sie an Spalieren zieht.

Hier im Weinberge werden die reihenweise gepflanzten Stöcke jedes Jahr bis zu dem dicken, kurzen Stamme abgeschnitten, der im Boden verborgen ist und an dem nur einige Knospen gelassen werden. Diese treiben im Frühjahr die Reben, welche der Winzer sorgsam an Pfähle bindet. Diese Reben bringen reichliche Früchte hervor, und von dem kaum mannshohen Strauche lassen sich die Trauben sehr bequem pflücken. An den Zweigen sitzen breite, fünfklappige Blätter, ihnen gegenüber gegabelte Ranken, mit denen der Weinstock sich festhält, so daß oft alle die Äste eines solchen untereinander verschlungen sind. Unter dem dichten Laubdache kommen im Frühling die duftenden, unscheinbaren Blüthentrauben hervor, deren Blüthen einen fünfzipflichen Kelch und fünf Staubgefäße haben. Auch fünf kleine, grünlichgelbe Blumenblätter finden wir an ihnen, nur öffnen sie sich nicht, sondern fallen sehr frühzeitig ab. Heute aber hängen unter dem Blättergewirre saftstrotzende Beeren, zu mächtigen Trauben vereint, und bereiten im Innern unter dem Einflusse des belebenden Lichtes und seiner erwärmenden Strahlen die süßen Säfte, aus denen der Winzer den perlenden Wein erzeugt.

Wenn im Herbst die gelblichgrünen und blauen Beeren der Trauben recht süß geworden sind, dann wird's im Weinberge lebendig. Männer und Weiber schneiden die Trauben vom Stocke und legen sie vorsichtig in Körbe. Ein Theil der Trauben wird frisch genossen, auch weithin verschickt, die Hauptmasse aber kommt in die Presse. Hier wird aus denselben der süße Saft ausgedrückt, der trüb ist und Most heißt. Aus den blauen Beeren erhält man den funkelnden Rothwein, aus den grünlichen den Weißwein, und mischt man blaue und grüne Trauben untereinander, dann bekommt man den hellrothen Schillerwein. Den Most gibt man in Fässer und läßt ihn ruhig im Keller stehen. Nun beginnt er zu gähren, d. h. es entwickelt sich Kohlensäure und erzeugt dicken Schaum, mit welchem zugleich alle Unreinlichkeiten ausgestoßen

werden. Nach einiger Zeit wird der Wein ruhig; er hat ausgegohren; dann ist er durchsichtig und klar, schmeckt geistig, doch etwas herbe. Man nennt ihn in Niederösterreich, wo, wie du weißt, sehr guter Wein wächst, den „Heurigen“. In geschlossenen Fässern läßt man ihn dann jahrelang liegen. Dabei wird er von Jahr zu Jahr besser und bekommt einen eigenthümlichen, angenehmen Geruch, „die Blume“, die bei jedem Weine verschieden ist. Während des Abliiegens setzt er an der Wand des Fasses eine weißliche Kruste, den „Weinstein“ ab, der in der Apotheke Verwendung findet.

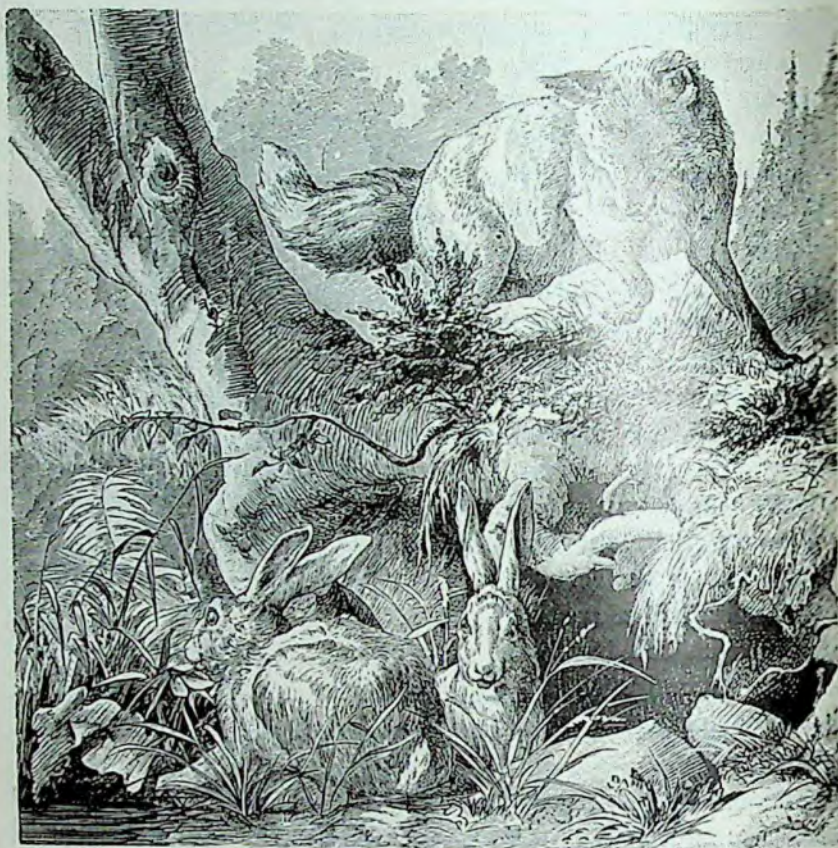
Die in der Presse zurückbleibenden Häute und Samen der Beeren nennt man Treber. Sie werden mit Wasser übergossen und einige Zeit stehen gelassen, dann presst man sie aus, und bereitet aus dem abfließenden Saft Essig, oder sie werden verkohlt und zu Buchdruckerfschwärze verarbeitet. Aus den schlanken, geraden Reben selbst verfertigt man schöne Spazierstöcke.



Wein.

Doch siehst du dort den niedrigen Körper des Fuchses sich schlangengleich zwischen den Reben hindurchwinden? Nun ist er entwischt! Oben am Berge im Steingeklüft hat er seinen künstlichen Bau angelegt und in einiger Erweiterung desselben, dem „Kessel“, seine gelbwoiligen Jungen mit zartem Geflügel, schwachhaften Kaninchen u. dgl. aufgefüttert. Jetzt sind sie schon ziemlich groß und spielen auch, wenn alles sicher ist, vor dem Eingange der Höhle. Dann bringt ihnen der Vater wohl ein lebendes Huhn, das er im Thale gefangen, und sie üben sich an demselben. Das eine rupft ihm die Schwanzfedern aus, und ent-

kommt es demselben, dann faßt es im Nu ein anderes, bis es endli-
 unter den Bissen der spitzen Zähne verblutet und verschmaust wir-
 Wenn die Trauben reif werden, dann verlegt die Fuchsfamilie ihr
 Wohnung in den Weinberg und bezieht im Steingerölle der verfalle-

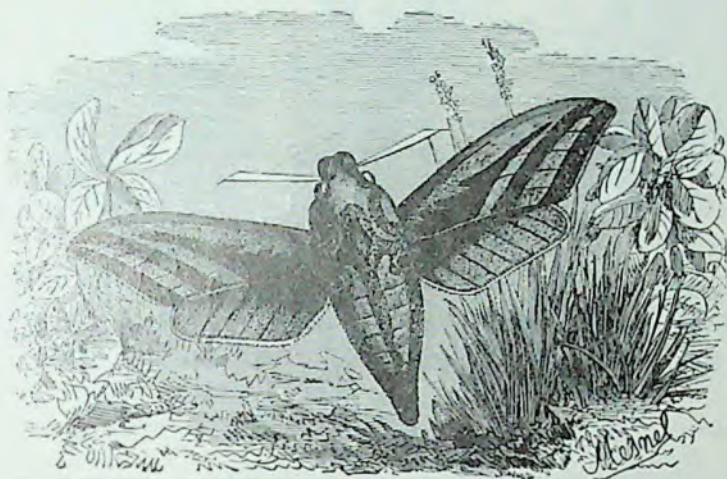


Eine Fuchsfamilie.

Mauer ihren Sommerpalast. Vorsichtig besuchen sie von hier aus die
 Reben und schmausen nach Herzenslust die zur Erde sich neigenden
 Trauben. Der Fuchs weiß, was gut ist. Nicht immer aber hat er's so
 bequem, manchmal muß er sich gar gewaltig strecken, bevor er sein
 Lieblingsobst erreicht, besonders nach der Weinlese, wenn er nur auf

einzelne vergessene Träubchen angewiesen ist, die oft wie ihm zu Trotz und Ärger hoch oben im Weinlaub verborgen sind. Dann schaut er sehnsüchtig, mit immer verlangenderen Blicken empor, unbezwingbarer Appetit ergreift ihn, und der Sprung wird gewagt — umsonst. Wieder und immer wieder versucht er's, — nun der letzte entscheidende Sprung. Doch statt der süßen Traube hat er nur einige Blätter erfaßt, und ingrimmig zieht er ab.

Außer Reinecke haben aber die süßen Beeren noch andere Verehrer. Waldmäuse suchen nach den abgefallenen, überreifen Beeren, klettern

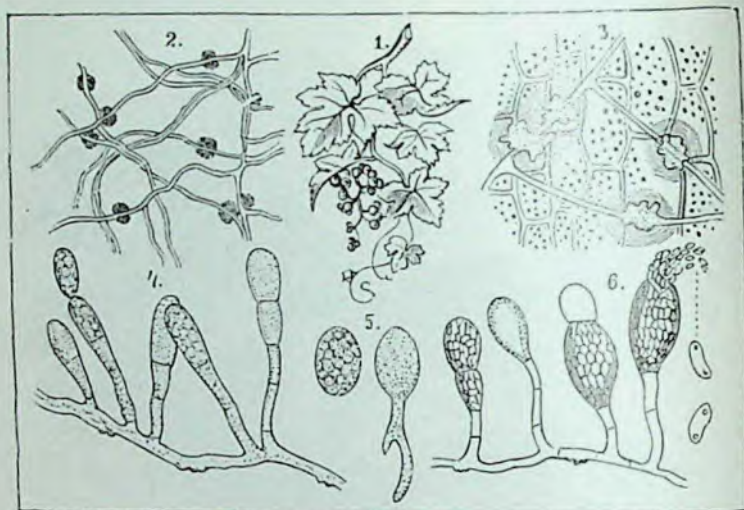


Der Weinschwärmer.

wohl auch an den schlanken Stämmchen zu den Trauben empor und naschen von ihnen, bis ihnen vielleicht der stachelichte Igel, der dort in einem Steinhäufen wohnt, ihr diebisches Handwerk legt. Dort schlüpft durch die Zweige ein Vogel mit bräunlichem Gefieder und hellen Augenstreifen, die Weindrossel, und so wie diese und die Amsel lieben die meisten der leichtbeschwingten Sänger die schmackhaften Früchte des Weinstockes. Auch die Kinder, die großen und die kleinen, laben sich an den duftenden Trauben nur allzu gerne.

Doch auch gefährliche Feinde bedrohen den Weinstock. Von seinen Blättern nährt sich die Raupe des Weinschwärmers; ein Pilz wächst

im Innern der Weinrebe, durchzieht mit seinen feinen Fäden das Gewebe und bewirkt, daß manchmal die Trauben des ganzen Weinberges kümmerlich werden. Ein anderer, fast noch gefährlicherer Feind wurde vor kurzem entdeckt. Man bemerkte denselben zuerst in Italien und Frankreich, wohin er wahrscheinlich durch amerikanische Reben eingeschleppt wurde. Man sah nämlich, daß die Blätter der Reben gelb wurden wie im Herbst, endlich verdorrten und der Weinstock abstarb. Lange suchte man nach der Ursache, bis man entdeckte, daß



1 Zweig des Weinstockes; 2, 3, 4 Pilzgewebe im Innern des Weinstockes.

den Wurzeln der kranken Stöcke winzig kleine Pflanzenläuse saßen, die denen auf Rosen ziemlich gleich sahen. Man nannte das Insekt Reblaus. Es ist fast stets ungeflügelt und lebt unter der Erde an den Wurzeln des Weines, in welche es seinen langen Saugrüssel einbohrt, um den Saft auszusaugen. Durch den Stich schwillt an der Stelle die zarte Wurzel knollig an, ähnlich wie durch andere Pflanzenläuse an den Blättern der Ulmen, Fichten u. s. w. galläpfelartige Auswüchse erzeugt werden. Wenn viele solche Rebläuse an den Wurzeln sich festgesetzt haben, so gelangen die Säfte des Weinstockes nicht mehr zu den Blättern und Blüten, die Pflanze geht gewöhnlich im zweiten

Jahre ein. Zuweilen kommen die geflügelten Insecten (es können dies Männchen oder Weibchen sein) auf die Erdoberfläche und fliegen umher.

Wenn Reben aus Gegenden eingeführt werden, wo die Reblaus lebt, so verbreiten sich die schädlichen Insecten auch in Ländern, in denen



Wurzel der Rebe mit knolligen Verdickungen, durch die Reblaus entstanden; daneben junge Thiere und Eier.



Eine Reblaus, die Wurzel anbohrend.



Die Reblaus.

man das abscheuliche Thierchen früher nicht kannte. Von Wurzel zu Wurzel wandern die Läuse, saugen sich fest und vernichten bald sämtliche Reben eines Weinberges, da sie sich ungeheuer vermehren. Man sucht dem Übel dadurch zu steuern, daß man die erkrankten Stöcke verbrennt und durch verschiedene Mittel die im Boden verbliebenen Thiere und Eier vernichtet.

Aber siehst du hier den schön blauen, glänzenden Rüßeltäfer und daneben das zusammengerollte Weinblatt? Es ist ein Rebenstecher, der die Blätter des Weines so dütenförmig zusammenwickelt, nachdem er ein Ei daraufgelegt hat. Da diese Blätter bald abfallen, so schadet auch er dem nützlichen Gewächse. Der ärgste Feind des Weines aber ist wohl der Frost, der Nordwind im Frühling. Wenn dessen eisiger Hauch über Berg und Thal weht, dann schrumpfen die Blätter und duftenden Blüten des Weines zusammen, und die bräunlichen Reben verlieren den zarten Schmuck



Der Rebenstecher.
Zusammengerolltes Blatt.

ihres Laubes. Schlaf und schwarz hängen die jungen Triebe an vernichteten Zweigen, und mit der Weinernte ist es vorbei.

Nachdem du den Weinstock, seine Freunde und Feinde kenn gelernt hast, will ich dir auch einiges über seine Heimat erzählen, je Gebirgsländer Kleinasien, wo Noah schon, wie die biblische Geschichte erzählt, Wein gepflanzt hat.

An den Berghängen des Kaukasus, der Europa von Asien scheidet, kommt er noch heute wild vor. Kastanien, Eschen und Erlen bilden dort dichte Wälder, während an sonnigen Stellen der immergrüne Lorbeer und der Kirschlorbeer üppig gedeihen. Kleinblättrige Myrthen und niedrige Eichen wachsen am Ufer des Wildbaches, der von den Berghöhen schäumend herabstürzt, auf denen der Steinbock noch in Heerden zusammenlebt, wo das „Tirock, tirock“ des Königshuhnes und das leise Pfeifen des „Ullar“, des Galdenhuhnes, zwischen den Steinklippen ertönt. Hochstämmige immergrüne Buchsbäume wachsen hier und da im Gehölze, der Ephen klettert an den verschiedenfarbigen Stämmen empor und bedeckt sie mit dunkelgrünem Laube. Durch das Gestrüpp schlüpft der Fasan; Rehe und Hirsche suchen nach saftigen Kräutern und im Dickicht ruht der wilde Stier, der Wisent. Buntfarbige Winden, zäher Hopfen und rankende Brombeeren umstricken die Stämme und senden die Zweige gleich festen Fäden von Baum zu Baum. Überall aber hebt der Weinstock seine schlanken Reben. Als mannstarker Stamm steigt er aus dem fruchtbaren Boden, umklammert mit den kräftigen Ästen die Baumriesen und hebt seine Zweige mit den lappigen Blättern über die Wipfel: in sanftem Bogen neigen sie sich dann wieder gegen die undurchdringlichen Baumkronen hernieder. Röhliche Trauben hängen in Menge an den schwankenden Reben. Die Vögel des Waldes schmausen von den köstlichen Beeren, Wildschweine und Fasanen lesen die abgefallenen, überreifen Trauben vom Waldgrunde auf, und die Knaben und Mädchen der Gebirgsbewohner sammeln im Herbst den Weinvorrath für das ganze Jahr, so wie du im heimischen Walde Himbeeren und Preiselbeeren für die Mutter geholt hast.

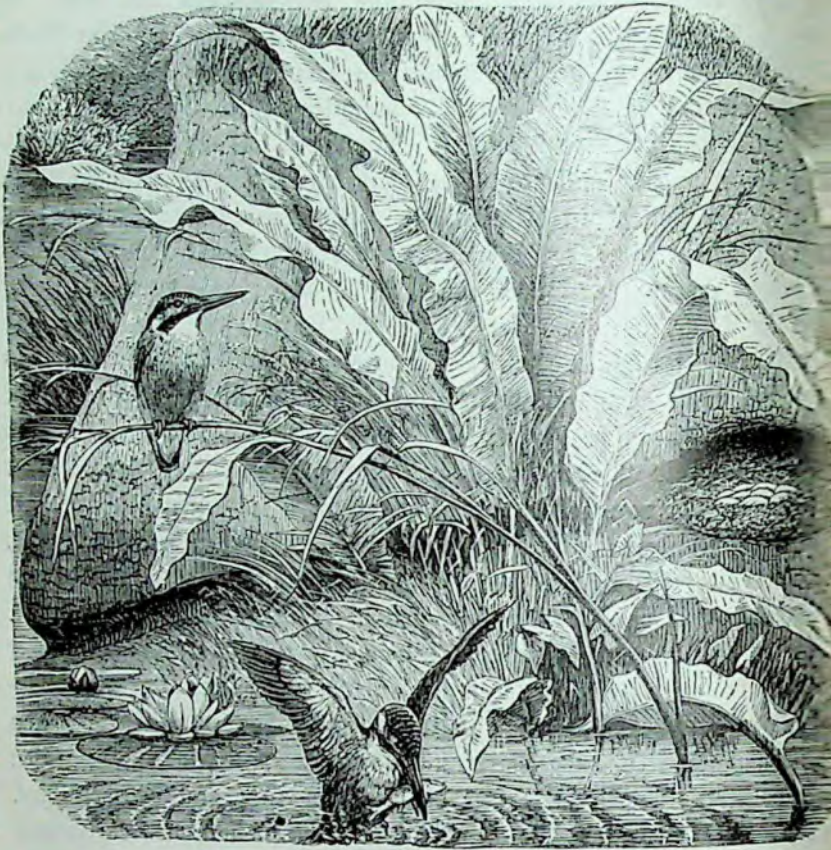
Bechelâren.

Die Weingärten liegen hinter uns, wir wandern am Ufer der Donau am Dörfchen Krummnußbaum vorüber. Eine Waldschlucht, aus der ein Bächlein hervoreilt, öffnet sich links. Fast könnte uns ihre schattige Mühle, der prächtige Laubwald verlocken, einzudringen in das reizende Thälchen. Da schießt wie ein funkelnder Edelstein ein blaugrün schillender Vogel mit lautem Schrei blitzschnell an uns vorüber, hinauf in die Schlucht. Wir sehen ihn noch, wie er dicht über dem Wasserspiegel den Krümmungen des Baches folgt, bis vortretendes Buschwerk ihn unseren Blicken entzieht. Es war ein Eisvogel. Weiter oben im Thale, dort, wo der Bach den steilen Fuß der Bergwand bespült, wo die Wedel des Farnkrautes und gelbe Balsaminen das Ufer des Wässerchens mit dichtem, grünem Teppich überziehen, in der klaren Flut die rasche Forelle auf Beute lauert und kleine Fischechen im Sonnenschein spielen, hat er sein Standquartier. Auf einem über das Wasser vorspringenden Zweige oder einem schlanken Schilfstengel sitzt er oft stundenlang und blickt unverwandt in die glühenden Wellen, die über die weißen Kiesel des Grundes dahingleiten. Da sieht er ein Fischechen. Wie ein fallender Stein stürzt er ins aufspritzende Wasser, faßt mit dem langen Regelschnabel den zappelnden Weißfisch und schwingt sich mit kräftigen Flügelschlägen wieder zum Sitze empor. Dort verschluckt er die Beute. In der Uferwand aber hat er mühselig einen Hohlraum als Nest ausgescharrt und dasselbe mit feinen Fischgräten ausgepolstert. Auf diese legt er die blendendweißen, glattschaligen Eier, durch welche der dunkle Dotter schimmert. Die auskchlüpfenden Jungen füttert er mit zarten Fischechen, bis sie imstande sind, selber aus dem Wasser ihre Nahrung zu holen.

Vor uns taucht jetzt Klein-Böchlarn auf mit einem uralten Kirchlein. Eine waldige Insel liegt vor dem Orte, und jenseits, am rechten Ufer, an der Mündung der Erlaf, sehen wir Groß-Böchlarn. Auf einfachem Rahne fahren wir über und erblicken schon von weitem am Ufer die Ruinen eines mächtigen Wartthurmes, die Reste einer einst

gewaltigen Burg. Sie war die Wohnung des Markgrafen Rüde-
der dem Hunnenkönige Etzel oder Attila unterthan gewesen sein f

Du kennst ja die Sage vom hörnernen Siegfried, hast e
gelesen, daß er als Kind von Mime, dem Schmiede, aus dem Wa



Eisvögel und ihr Nest.

des Rheines gefischt und im Gebrauche der Waffen unterrichtet wurde.
Später wurde er so furchtbar stark, daß er mit seinem haarscharfen
Schwerte Valmung den Fasnir-Drachen erschlug; in dessen Blute badete
er dann und wurde bis auf eine Stelle auf dem Rücken vollständig un-
wundbar. Es war ihm nämlich ein Lindenblatt auf den Rücken ge-

fallen, und dieses hinderte das Drachenblut, an dieser Stelle die Haut zu benehen. Er erbeutete auch den Nibelungenhort, jenen unermesslichen Schatz, dessen Güter der Drache war. Nun war er der stärkste und reichste Mann, und sein Ruhm wurde in allen Ländern besungen. Er lebte dann, wie die Sage weiter erzählt, am Hofe König Gunthers von Burgund und erhielt auch dessen Schwester Chriemhilde zur Frau. Der grimme Hagen von Tronje, Gunthers treuer Rathgeber und ein tapferer Held, aber ein böser, heimtückischer Mann, haßte den Siegfried und trachtete, denselben zu tödten, da jener Brunhilde, die Gattin des Königs, beleidigt hatte. Er sagte daher dem Könige Gunther, Siegfried werde sich mit seinem Golde Anhänger sammeln und ihn vom Throne stoßen; daher müsse der Necke aus dem Wege geschafft werden. Endlich überzeugte er Gunther von der Nothwendigkeit, daß Siegfried sterben müsse.

Hagen erfuhr von Chriemhilden das Geheimniß des Helden; sie bezeichnete arglos die Stelle, wo Siegfried verwundbar war. Des anderen Tages zog nun Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher, mit Hagen und Siegfried hinaus in den Wald, um zu jagen. Ihre Speere sählten dort den gewaltigen Wisent, den grimmigen Bären und auch den Schelch, den Riesenhirsch. Als sie nun müde und durstig am murmelnden Quell sich lagerten und Siegfried sich beugte, um das erfrischende Raß in langen Zügen zu schlürfen, da traf ihn die tödtliche Lanze aus Hagens Hand. Der Stahl durchbohrte den kühnen Nacken und streckte ihn nieder ins kühle Gras. Chriemhildens Schmerz war namenlos, sie fluchte den Mördern des Gatten und gelobte, die Unthat zu rächen. Als daher nach Jahren Rüdiger von Pöchlarn am Hofe zu Worms erschien und für Ekke, den Hunnenkönig, um ihre Hand anhielt, da gab sie dem Drängen nach, weil sie glaubte, als Königin der Hunnen vielleicht imstande zu sein, den Tod Siegfrieds zu rächen. Chriemhilde reiste dann unter Rüdigers Schutze ins ferne, fremde Land, mußte aber den Nibelungenhort am Rheine zurücklassen.

Der Donau entlang ritt die edle Frau auf stattlichem Rosse, umgeben von reisigen Mannen, Pazzoave (Passau) entgegen, wo ein Verwandter von ihr, Bischof Pilgerin, wohnte. Von Passau aus bewegte sich die Schar über die hellgrüne Traun und die rauschende

Enns nach Bechelâren (Pöchlarn), zu Rüdegers Burg an der Donau. Bunte Fahnen wehen von den stolzen Zinnen derselben; das Laub der Birke, ernste Tannen umrahmen den Eingang, und Fichte reiser in den Gängen verbreiten harzigen Duft; Rüdegers Göttergötter begrüßt die Herrin vor dem Thore der Burg. Gemächer harren der willkommenen Gäste, und was Küche und Keller vermag, wird diesen aufgetischt. Vom Söller der Burg aber blickt die Thierhielbe, umgeben von edlen Frauen, auf die Donaufluten, eilig hinabdrängen ins Hunnenland, um all den Gewässern dort heimlich zu melden, daß sie die schöne Königin gesehen haben, die träumerisch zurück denkt an den Strom ihrer Heimat, den Rhein. Nachdem man durch Speise und Trank sich gestärkt, versammelt sich alles auf der Wiese am Flusse zum Ritterspiele; auch die Frauen kommen daher. Langwallende Kleider aus prächtigen Stoffen, von goldenem Gürtel zusammengehalten, umhüllen dieselben, und Goldbänder schlingen sich um Stirn und Haare, damit diese der Wind nicht zerrauhe.

Die Kämpfer reiten in den geschlossenen Kreis. Ein stählerner Helm mit wallender Feder dient ihnen als Kopfbedeckung, das Visier schützt das Gesicht, und Stahlplatten bedecken den Körper vom Hals bis zum Fuße; auch das schwere Streitroß ist zum Theile gepanzert. Die Kampfrichter geben das Zeichen zum Beginne des Spieles. Da senken die Ritter die eschlenen Lanzen und sprengen gegen einander, daß die Panzer erdröhnen und von der Wucht des gewaltigen Stoßes die Speere zersplittern. Manchmal wohl stürzt auch einer der Kämpfer, aus dem Sattel gehoben, klirrend ins Gras. Dann entfernt er sich hinkend, und rauschender Beifall belohnt den Sieger.

Allen fällt es schwer, sich von dem gastlichen Bechelâren zu trennen. Wie die Sage weiter meldet, gieng die Fahrt an Medeliche (Mittel) vorüber, wo den Reisenden funkelnder Wein in goldenem Fasse zum Gruße und zur Stärkung gebracht wird, gegen Treisennûre (Traismauer), wo Egel sich eine stattliche Burg erbaut hat. Hier harren neue Reisebegleiter, die Hunnen. Auf kleinen flinken Rossen sitzen die breitschulterigen, kleinen, aber kräftigen Männer. Schuppige Panzerhemden umhüllen sie, und eine blanke Stahlhaube schützt den Kopf, unter der das gelbe Gesicht mit dem spärlichen Barte und den kleinen, schiefen

Unglein sonderbar aussieht. Lange, dünne Lanzen tragen sie in der Faust und krumme Schwerter an den Hüften. Demüthig grüßen sie ihre neue Herrin, deren hochgewachsene, blonde Reisegefährten neugierig auf die Fremden blicken.

Endlich kommt Chriemhild nach Wien, wo Ekel sie erwartet und die Hochzeit gefeiert wird. Dann geht die Reise weiter nach Ungarn. Dort herrschte nun Chriemhild.

Nach einer Reihe von Jahren, als Hagen und Gunther fast auf Siegfrieds Ermordung vergessen hatten und nur manchmal in stiller Nacht das böse Gewissen sie quälte, kommen nach der Sage hunnische Boten nach Worms, um Chriemhildens Brüder und Hagen von Tronje nach Ungarn zu laden. Trotz Hagens Widerstand sagt Gunther zu, und alle rüsten sich zur Reise. Hagen aber versenkt vorher den Nibelungenhort im Rheine an einer Stelle, die nur Gunther und ihm bekannt war. Tausend wackere Knechten begleiten den König und ziehen durch Baiern zur Donau. Unter mancherlei Fährlichkeiten erreichen sie den Inn und reiten gegen Bechelären. Hier richtet man wieder zum Willkomm die Burg. Von nah und fern läßt Rüdiger Lebensmittel herbeischaffen, und die weiten Keller des Schlosses, mit edelstem Weine gefüllt, thun sich auf. Ruhelos drehen sich in der Küche die Spieße, an denen der saftigste Braten knisternd über den Kohlen schmort und köstlichen Duft weithin verbreitet. Endlich kommen die Gäste! In der Ferne erhebt sich eine Wolke von Staub, der Boden dröhnt vom Gestampfe der muthigen Rosse, mit fröhlichem Zuruf begrüßen Rüdigers Mannen die gepanzerte Schar.

Gotelinde bewillkommt den stattlichen Gunther, dann Gernot und Giselher und führt sie zum Saale, wo für die lieben Gäste die Tafel gedeckt ist. Riesige Schüsseln mit ganzen Hirschziemern, mit Reh- und Bärenfleisch gefüllt, warten auf der eichenen Tafel des Messers, silberne und goldene Humpen enthalten perlenden Wein. Nach dem Range reihen sich die Männer um die langen Tische, zu oberst die Herrin der Burg, dann Gunther mit seinen Brüdern, Hagen von Tronje, dessen Bruder, der Held Dankwart, dann der tapfere Spielmann Volker und viele andere. Im Hofe aber lagern die übrigen Reiter, schreiten klirrenden Schrittes über das Pflaster oder versorgen die Rosse. Manch

gewaltigen Reden kann man hier erblicken, und einzelne Hunnen, bei Rüdiger weilen, sehen mit Staunen die riesigen Burgunden, die sie wohl kaum bis zur Schulter reichen. Auch hier beginnt bald fröhliches Tafeln, und manches Lied erschallt bei lustigem Zechen.

Mehrere Tage hielt Rüdiger die Reisenden zurück, bewirtete fürstlich und sorgte für Kurzweil. Kampfspiele einzelner und gar Rotten wechselten ab, und mancher Speer wurde gebrochen. Die kühnen Donauströme badeten die Helden oder ruderten in Rähnen zu anderen Ufer. Volker, der Spielmann, geigte fröhliche Weisen in der Saale der Burg, und Männer und Frauen freuten sich der lieblichen Töne. Schwer wurde allen die Trennung vom lieb gewordenen Dietrich, zumal da sich Gisela mit Dietrichs Tochter, verlobte, und endlich brachen sie auf und ritten ins Hunnenland.

An Ekels Hofe fanden sie Helden aus allen Ländern, die ihm unterthan waren oder zum Besuche hier weilten. Ein Palast mit einer riesigen Saale wurde den Burgunden angewiesen, und diese harrten in der glänzenden Feste, zu denen Chriemhilde sie eingeladen hatte. Doch diese hielt jetzt die Zeit der Rache für gekommen und befahl den Hunnen die Gäste zu tödten. Aber diese wehrten sich tapfer und erschlugen Tausende der anstürmenden Feinde, auch Rüdiger, der als Lehensmann Ekels gezwungen wurde, die neu gewonnenen Freunde zu bekämpfen. Als aber der Palast verbrannte und die Burgunden bis auf Gunther und Hagen gefallen waren, da kam Dietrich von Bern, der letzte noch übrige Held Ekels, und nahm die beiden kampfesmäüden Helden nach heftiger Gegenwehr gefangen. Da ließ denn Chriemhilde ihren Bruder Gunther im Gefängnisse tödten und wollte dann Hagen zwingen, ihr bekannt zu geben, wo der Nibelungenhort verborgen sei. Doch er widerstand. Da schwang sie den Balmung, den Hagen einst dem Siegfried genommen; blitzend fuhr er noch einmal durch die Luft, und Hagens Haupt fiel vom Rumpfe. Darüber entbrannte der alte, todtwunde Hildebrandt, der Lehensmann Dietrichs, in gewaltigem Zorne, und er erschlug auch die Königin.

Alles, was ich dir hier kurz erzählt habe, ist in dem herrlichen Nibelungenliede enthalten. Wenn du älter geworden bist, wirst du dieses prächtige Gedicht kennen lernen, wirst dich freuen über die

gewaltigen Riesen, die markige Sprache desselben; ist es ja nächst der Ilias und Odyssee das bedeutendste Heldengedicht. Wir Österreicher aber können besonders stolz auf dasselbe sein, weil sein Verfasser wahrscheinlich ein Herr von Rürenberg aus der Gegend von Linz, also ein Österreicher war.

Dabei will ich dir aber noch sagen, daß der Inhalt des Nibelungenliedes nur eine Sage ist, und daß in Wirklichkeit die Hunnen auf ihren verheerenden Zügen bis zu den Burgunden am Rheine kamen und dieselben in einer furchtbaren Schlacht fast vollständig vernichteten.

In der Wachau.

Ich habe dir die Sage von der „Nibelunge Noth“ erzählt, du hast auch die Reste der alten Mauern von Bechelären gesehen, nun wollen wir auf schnellem Dampfer die sagenreiche Wachau durchreisen, das Felsenthal, in welchem die Donau bis Krems dahinströmt.

An bewaldeten Inseln braust das Dampfschiff vorüber, links ziehen sich Weingärten an den Berghängen hin. Vor uns am linken Ufer liegt Weiteneck, eine schöne Burg mit zinnengekrönten, viereckigen Thürmen, welche Rüdiger von Böchlarn erbaut haben soll.

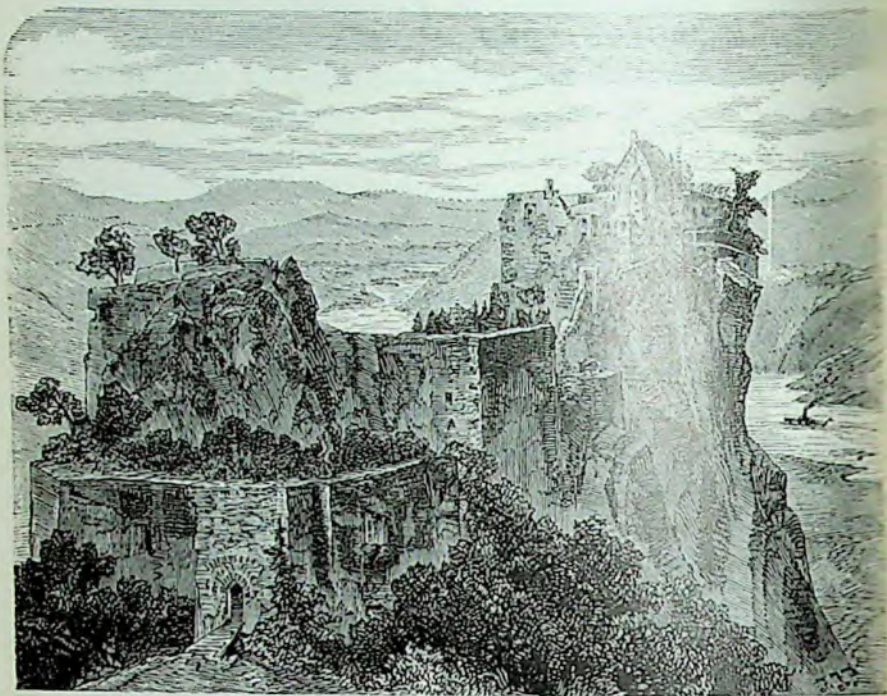
Etwas entfernt davon sehen wir am rechten Ufer, auf einer Anhöhe gelegen, das palastartige Benedictinerstift Melk, das alte Medeliche. Hier stand vor Zeiten ein festes Schloß, den Markgrafen von Babenberg gehörig, denen die Ostmark zum Schutze des deutschen Reiches übergeben worden war. Unter ihrer Herrschaft blühte das Ländchen, und an ihrem Hofe wurde Kunst und Poesie gepflegt. Berühmte mittelhochdeutsche Dichter: Reinmar der Alte, Nithart von Neuenthal, Ulrich von Lichtenstein, Rudolf von Ems, vor allem aber Walther von der Vogelweide lebten am Hoflager der Babenberger und verfaßten herrliche Lieder, an denen wir uns noch heute erfreuen. Die Leichname mehrerer Babenberger ruhen in der Abteikirche. Aus der kleinen Ostmark aber ist das gewaltige Österreich geworden.

Von dem prächtigen Meß aus wendet sich die Donau nördlich fließt an Emmersdorf vorüber, nimmt gegenüber die Vilsach auf und drängt sich dann in ein enges Felsenthal hinein. Die südlichen Abhänge der Berge am linken Ufer sind mit reichen Weingärten bedeckt. Einzelne weiß getünchte Häuschen schimmern aus dem Blättergrün der Reben hervor. In ihnen befinden sich die Pressen und die Eingänge zu den Kellern, in denen man den Wein der Gährung überläßt. Rechts emporragen höhere, mit prächtigem Buchenwalde bewachsene Berge, deren Fuß der majestätische Strom rauschend bespült. Felsstrümpfe liegen am Ufer, die sich vorzeiten von den Felszacken und Steilwänden gelöst, welche hie und da weit über den freundlichen Laubwald in den Äther emporragen. Sie sahen im Laufe der Jahre ganz mancherlei. Kelten wohnten einst unten im fruchtbaren Thale. Die Thierfellen bekleidete Germanen hatten dort oben aus Steinblöcken einen Altar gebaut und opferten dem Wotan, dem Beherrscher der Weltalls, schneeweiße Rosse. Dann marschierten römische Legionen im Stromthal, voran die berittenen Officiere, dann der Aquilifer der Soldat, welcher auf starker Stange den silbernen Adler hielt; dieser wurde den Kriegern voran getragen, wie es bei uns mit der Fahne geschieht. Einer der tapfersten trug wohl auch die funkelnde Siegesgöttin, die auf einer Kugel stand und in der ausgestreckten Rechten einen Siegeskranz hielt; noch andere trugen verschiedene Standarten. Hinter diesen Abzeichen folgten die Krieger in Reih' und Glied mit ihren Schildern und kurzen Schwertern, während sie eine gegabelte Stange über die Schulter gelegt hatten; an derselben hieng, in ein Bündel zusammengebunden, das Gepäck. Den Soldaten folgten von Pferden gezogene Schleudermaschinen, die bei Belagerungen gewaltige Steine in die angegriffene Festung warfen. Auf der Donau selbst fuhren römische Kriegsschiffe zum Schutze der Kaufleute und der Uferbewohner stromauf und abwärts. Glaubensboten, heldenmüthige Missionäre wie der hl. Severin kamen in die Waldthäler und predigten mit Todesverachtung das Christenthum, so daß die düstern Felsen bald auf schlanke Thürme mit blinkenden Kreuzen herabblitzten und feierlicher Glockenklang in den Waldthäler wiederhallte, Frieden verkündend. Dann kamen auf kleinen, struppigen Pferden halbwilde Avarn und verheerten das Land, bis sie sich, endlich

geschlagen, nach Ungarn zurückzogen. Unter der Herrschaft der Babenberger und der Ahnen unseres Kaisers lernten dann die Österreicher Frieden und Wohlstand, geordnete Zustände kennen, und dieselben Felsen, die schon wild und zudig emporstrebten, als der Wisent, der Luchs und Riesenhirsch die Wälder bewohnten, blicken heute auf gesegnete Fluren, zufriedene Menschen, stattliche Orte mit prächtigen Kirchen und Bauten hernieder. Sie sehen die Dampfer, die Lastschiffe, mit Gütern beladen, die Fläche des Stromes durchfurchen und werden es hoffentlich immer so sehen.

An dem freundlichen Aggsbach links braust der Dampfer vorbei, und nun erblicken wir hoch oben auf einem mit Buchen und Fichten bewaldeten Berge eine senkrecht abfallende Felswand, zu der sich vom Flusse aus schräg an der Seite des Berges eine Reihe von Felszacken hinanzieht. Von der oberen Fläche des Felsens aber blicken die stattlichen Reste der Burg Aggstein herab. Sie war einst ein gefürchtetes Raubschloß, deren Besitzer die hier nicht gar zu breite, rasch dahinfließende Donau durch eine starke Kette absperrten und die Schiffer zu reichen Abgaben zwangen. Besonders einer, „der Schreck von Aggstein“, den die Leute aber nur den „Schreck von Aggstein“ nannten, war allgemein gefürchtet. Von ihm erzählt die Sage, daß er die Gefangenen in sein „Rosengärtlein“ hinausstieß. Dieses Rosengärtlein, wie es der unholde Ritter in seinem Hohne nannte, war eine kleine Felsplatte, zu der aus der Burgmauer eine Eisenthüre führte. Siehst du, dort wo der Fels senkrecht gegen die Donau zu abstürzt, besand sich jener Felsvorsprung. Stand nun der arme Gefangene auf demselben, so wurde die Eisenthüre versperret, und er war dem qualvollsten Hungertode preisgegeben. Wie mag da der Arme gemurmelt und gefleht und an die Thür gepocht haben, aber vergebens; nur höhnisches Lachen erhielt er zur Antwort. Mancher zog den Sturz in die schwindelnde Tiefe dem langsamen Absterben vor, und seine zerschmetterten Glieder zerfielen dann unten im Trümmergesteine zu Staub und Moder. Einst hatte der „Schreck“ einen jungen, kräftigen Ritter, Hugo mit Namen, auch auf die Felsplatte hinausstoßen lassen. Dieser verlor aber seine Besonnenheit nicht und untersuchte genau den furchtbaren Absturz. Da bemerkte er unterhalb der Burgmauer ein Bäumchen, das aus einer Fels-

spalte hervorwuchs, und noch weiter abwärts einen Felsvorsprung. heißem Gebete holte er sich Muth. Ein kühner Sprung, und an Zweigen der Fichte hielt sich der Jüngling beim Fallen. Dann ließ sich nieder zur schmalen Felsleiste, um von hier aus weiter zu streben. Doch fand er nichts, wo der Fuß hätte haften können; da empfahl



Aggstein.

sich Gott und glitt an dem Gestein hernieder in die Wipfel der Bäume, die so verlockend die Freiheit verkündeten. Auf spitzes Steingerölle stürzte er nieder, doch war er trotz vieler Wunden kräftig genug, sich aus der gefährlichen Nähe des Feindes zu retten. Er erzählte den Edlen in der Umgebung von der ausgestandenen Todesgefahr und entflammte ihren Zorn gegen den schändlichen Räuber.

Mit ihren Knappen überfielen sie diesen, als er sich eben auf einem Raubzuge befand, und hängten den Wütherich im Angesichte seiner eigenen Burg an einem einsamen Baume auf.

Unterhalb des Aggstein liegt ein hübsches, kleines Kirchlein, von Obstgärten umgeben, und einzelne Häuser sehen wir zwischen den Bäumen. Links fahren wir an dem Orte Kroisbach vorüber, durch welchen ein schäumendes Bächlein fließt. Hoch oben in dessen Thale lag einst eine Mühle, von der eine Sage folgendes erzählt:

„Vor langen, langen Jahren wohnte darin eine Frau mit ihrer Tochter. Die Frau war schon jahrelang krank und die zwölfjährige Marie besorgte das Hauswesen. Da rieth eines Tages ein fremder Arzt der kranken Mutter gegen ihr Unwohlsein bestimmte Kräuter an, die man in der Nacht bei Vollmondschein aus dem Walde holen müsse. Beim nächsten Vollmonde wanderte nun die kleine Marie muthig in den düsteren Wald oberhalb der Mühle und suchte auf der Dichtung nach den heilbringenden Kräutern. Da trat plötzlich ein weißgekleideter, uralter Mann auf sie zu und forderte sie auf, ihm zu folgen, mit dem Versprechen, ihr die Kräuter zu zeigen. Wohl etwas furchtsam und pochenden Herzens folgte das Mädchen. Durch eine Pforte im Felsen traten sie dann in einen wunderschönen Garten mit den herrlichsten Blumen und rauschenden Springbrunnen, in dessen Mitte sich ein prächtiges Schloß befand. In einem Saale desselben saß auf funkelndem Throne eine schöne Frau mit einer Krone auf dem Haupte, und kleine Wichtelmännchen bedienten ihre schöne Herrscherin. Freundlich grüßte sie die kleine Marie, ließ ihr von den Zwergen Speise und Trank reichen und forderte sie dann auf, bei ihr zu bleiben. „Ach, zuhause wartet mein krankes Mütterlein, die würde sich todt kränken, wenn ich nicht wiederkäme,“ sagte ohne Zögern die Kleine und bat nur um die Heilkräuter. Da freute sich die Geisterkönigin, daß Marie in so kindlicher Liebe an ihrer Mutter hänge und gab der Kleinen einen Korb mit seltsamen Kräutern. Der alte Mann, der das Mädchen gebracht, führte es wieder durch den Garten zurück, und wieder leuchteten die Blumen in den wunderbarsten Farben, wieder sangen die Vögel auf den Zweigen eigenthümliche Weisen, wie Marie sie noch niemals so schön gehört. Und sie schaute und schaute und sah gar nicht auf den Weg, bis ein Springbrunnen, dem sie zu nahe kam, sie mit einem Sprühregen von kalten Tropfen übergoss; da sah sie erschrocken auf und bemerkte, daß sie bei der Pforte angelangt sei. Als sich dieselbe

öffnete, erscholl ein so furchtbarer Donner, daß die Kleine das Bewußtsein verlor. Die Strahlen der Sonne weckten sie wieder. In den Falten ihres Kleides fand sie die Tropfen des Springbrunnens, die waren sie hart und glitzerten in allen Farben; da steckte sie selbe stöhnend in die Tasche, raffte das seltsam schwere Körbchen empor und eilte heim zur Mutter. Am Eingange der Mühle kam diese ihr schon entgegen und drückte das wiedergefundene Kind jubelnd an sich. Denn drei volle Tage war Marie verschwunden gewesen. Ein alter Mannchen aber hatte unterdessen die Kräuter gebracht und die tröstliche Mutter über ihr Töchterchen beruhigt. Beim Untersuchen des schweren Körbchens fanden sie dann, daß alle Kräuter in Gold sich verwandelt hatten und die glitzernden Tropfen die schönsten Edelsteine waren. So hatte alle Noth ein Ende.“

Während ich dir die Sage erzählte, hat unser Dampfer Schwalbenbach am linken Ufer erreicht. Vom Gipfel des hinter dem Ort gelegenen Berges zieht sich zum Flusse ein mauerartiges Felsriff in Faden und Schlünden hernieder, wild und zerrissen, welches der Sage nach der Teufel aus übereinandergeschichteten Steinblöcken aufgeführt haben soll.

Nicht weit von hier liegt am Stromufer das Städtchen Spitz, dessen Häuser rings um einen Hügel erbaut sind, der ganz mit Weingärten bedeckt ist; daher erzählt man, in Spitz wachse der Wein auf dem Marktplatz. Auf einer Anhöhe liegt eine ziemlich gut erhaltene Burgruine, und im Hintergrunde umgeben höhere, bewaldete Berge das Städtchen, während sich reiche Obstgärten längs des Stromes hinziehen. Etwas weiter flussabwärts links liegt auf einem Hügel die alte Kirche von St. Michael. Die starken Umfassungsmauern, der viereckige Thurm ohne Dach, geben ihr das Aussehen einer festen Burg. Auf dem Firste des hohen Kirchendaches, das wir nun erblicken, sind sechs thönernen Hasen in einer Reihe aufgestellt. Die seltsame Verzierung erhielt das Gotteshaus zum Andenken an einen furchtbar strengen Winter, der einstmals die Donau mit einer starken Eisdecke überzog und solch gewaltige Schneemassen in das Thal hineinwehte, daß die Häuser des Ortes und selbst die hochragende Kirche von ihnen bedeckt waren, ja daß die Hasen über dem Dache herumlaufen konnten. Gegenüber au

einem Berge am anderen Ufer ragt wieder ein Felsenriff hoch in die Lüfte. Einzelne Bäume auf demselben gleichen in der Ferne niedrigen Sträuchlein. Etwas weiter flussabwärts, gegenüber von dem links gelegenen Weißenkirch, zieht sich vom Flußufer eine der Teufelsmauer ähnliche, zackige Felswand zur Berghöhe hinan, während die Hügel am linken Ufer bis zum Gipfel mit Wein bepflanzt sind. Dann macht der Fluß eine Biegung nach Süden, und eine mit Weiden bewachsene Insel mit sandigem Strande theilt ihn in zwei Arme. Über die Insel aber ragen am Strome steile Felsen auf und tragen die Reste von Dürrenstein.

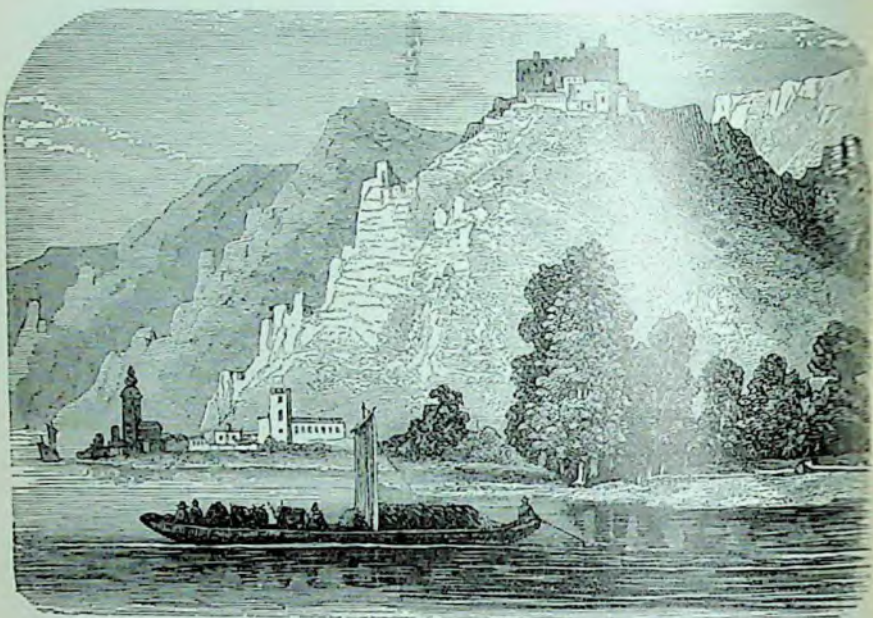
Dürrenstein.

Schroffe, wildzerrissene Felsen sind am linken Flußufer übereinander gethürmt. Binnen gleich überragen einzelne Backen eine auf der Berghöhe sich hinziehende Steinwand. Spalten zerklüften das harte Gestein, nur spärliches Buschwerk wächst zwischen den unwirklichen Trümmern, und von der Höhe zieht sich ein zackiger Felsgrat zur Donau hernieder, wo die gut erhaltenen Reste eines ehemaligen Frauenklosters stehen. Oben aber, von den Felsen, die sie tragen, kaum zu unterscheiden, so grau und verwittert ist Mauer und Stein, liegen die Trümmer der stolzen Burg Dürrenstein. Zerfallene Mauern mit einzelnen Fensterhöhlen, durch die wir den blauen Himmel dahinter erblicken, krönen die schroffen Felsenriffe. Hier und da ist ein größerer Mauerrest erhalten geblieben und ragt nun über die übrigen Trümmer thurmgleich empor, bis vielleicht ein gewaltiger Sturm auch ihn in die Tiefe schmettert. Eine noch immer feste, niedrige Mauer zieht sich von oben am Berghange herab, in der Mitte mit einem kleinen, viereckigen Thurm versehen. Heute nistet im Mauerloche der Steinkauz, der Fuchs hat sich im Keller einquartiert, und am Fenster Sims bauen Schwalben ihre Nester.

Vorzeiten herrschte hier ein reges Leben. Besondere Aufregung aber ergriff den Burgvogt und die Wächter des Schlosses, als sie eines Tages die Nachricht erhielten, daß Leopold der V. von Oesterreich einen

hohen Gefangenen hierherfenden werde, für dessen sichere Verwahrung sie mit dem Leben haften sollten. In starker Bewachung kam endlich der angekündigte Gefangene, eine stolze Herrschergestalt, der König von England Richard Löwenherz. Wie es zugeht, daß dieser mächtige König Gefangener in Österreich wurde, will ich dir kurz erzählen.

Friedrich Barbarossa, Kaiser von Deutschland, fuhr im Jahre 1189 mit einem starken Heere die Donau hinab ins heilige Land. In



Dürrenstein.

Wien, der Residenz Leopold des Tugendhaften, machte er halt und bekam von dem Herzoge das Versprechen, daß derselbe dem Kreuzheere nachfolgen werde, sobald er wichtige Angelegenheiten geschlichtet habe. In Kleinasien erkrankte der greise Barbarossa beim Baden, und als auch sein Sohn Friedrich an einer Seuche starb, die dem Heere viele Opfer kostete, kehrten die meisten Kreuzfahrer nach Deutschland zurück. Der Rest derselben vereinigte sich mit König Richard Löwenherz und Philipp II., König von Frankreich, die mit einem starken Heere nach Asien gekommen waren. Zu eben dieser Zeit erschien auch Herzog Leopold von Österreich

mit einer Schar tapferer Krieger, und unter dem Oberbefehle Richards begannen die Kämpfe gegen den Türken Sultan Saladin. Zuerst sollte die starke Festung Accon eingenommen werden. Hestig wurde gestritten, die Türken wehrten sich muthig, und mehrere Stürme der Christen wurden zurückgeschlagen, trotzdem der tollkühne Richard unter den Feinden oft furchtbar wüthete. Auch Leopold der Tugendhafte verrichtete Wunder der Tapferkeit. Da endlich wurde der Hauptsturm unternommen. Heldenmüthig kämpften die Österreicher, ihr Herzog, der über dem Panzer einen schneeweißen Waffenrock trug, allen voran. Sein Schwert zerschmetterte die Schädel der Feinde, und seine Krieger folgten begeistert dem geliebten Herrscher. Sie erstiegen die Mauern und drängten die Türken zurück in die Stadt, das Banner Österreichs wehte auf den Zinnen der Festung. Zur selben Zeit erstieg auch Richard mit seinen Engländern die Wälle. Furchtbarer Zorn erfaßte denselben, da die Österreicher die ersten gewesen, die in die Feste eindringen, und als Leopold den Feinden in die Straßen der Stadt folgte, da ließ Richard Österreichs Fahne von der Mauer herabreißen und in den Staub treten. Müde vom Kampfe kehrte Leopold ins Lager zurück, sein weißer Waffenrock war vom Blute der Feinde gleichmäßig geröthet, nur dort, wo das Wehrgehänge über demselben lag, gieng ein weißer Streif über das Gewand. Seit dieser Zeit, so erzählt die Sage, führen die Herrscher von Österreich einen weißen Balken in rothem Felde als Wappen. Hier in seinem Zelte erfuhr Leopold aber auch die Schmach, die Österreichs Banner angethan worden war, und heilige Entrüstung ergriff ihn. Eingedenk aber der Verpflichtung, daß während des Kreuzzuges persönlicher Groll zu schweigen habe, zog er Englands König nicht zur Rechenschaft, aber er kehrte mit seinen Mannen nachhause zurück. Als auch König Philipp, der gleichfalls von Richard verletzt worden war, das Kreuzheer verließ, da fühlte sich der übermüthige, junge Herrscher allein zu schwach gegen den mächtigen Saladin und wollte zu Schiffe in sein Reich zurückkehren. Ein furchtbarer See Sturm aber zerschmetterte das Schiff an der italienischen Küste, in der Nähe der Stadt Aquileja, und nur mit zwei Genossen rettete sich der König. Verkleidet wanderte er nun durch all' die Länder bis in die Nähe von Wien. Ermüdet und durch Hunger erschöpft, kamen in einer stürmischen Nacht die Pilger in das Dörfchen Erdburg, jetzt eine Vorstadt Wiens

und sahen im Erdgeschoße eines stattlichen, von Bäumen umgebenen Hauses noch Licht. Sie traten ein und sahen sich in einer schönen Halle, in der zahlreiche Diener und Reisige Leopolds anwesend waren, von denen mehrere den Kreuzzug mitgemacht hatten. Aus ihrem Munde erkönte lauter Freudenruf, als sie in dem Fremden den englischen König erkannten. Man umringte ihn und forderte ihm sein Schwert ab; doch Richard weigerte sich dessen und erklärte, sich nur Leopold selbst zu ergeben, und so sehr war seine Kraft und sein Muth gefürchtet, daß Niemand es wagte, Hand an den König zu legen. Ein schneller Bote wurde nach Wien an Leopold gesandt, um diesem die willkommenen Nachricht zu überbringen. In wenigen Stunden kam der Herzog herangesprengt, nahm Richards Schwert in Empfang, und Englands König war Gefangener. Aber wie kam es denn wohl, daß in jenem Hause zu Erdberg herzogliche Knapen sich aufhielten? wirst du fragen. Jenes Haus war das Rüdenhaus der Babenberger, ein schönes, auf das beste geschmücktes Jagdschloßchen, das schöne Anlagen rings umgaben, und an welches ein ausgedehnter Thiergarten mit dem prächtigsten Wildstand sich angeschlossen. In dem genannten Hause wurden die Rüden (Hunde) und die Falken der Herzoge gepflegt und zur Jagd auf die Thiere des Waldes und das Wildgeflügel der Donau abgerichtet; hier versammelte sich auch oft eine glänzende Gesellschaft, um mit dem Herrscher in der Umgebung zu jagen. Noch heute steht das uralte Gebäude, freilich halb verfallen und jeglichen Schmuckes bar, in der Vorstadt Erdberg. Weite Gemüsegärten umgeben es, und in den früher so glänzenden Räumen wohnen arme Tagelöhner, denn das Rüdenhaus gehört seit langer Zeit den Erdbberger Gärtnern. Aus dem weitläufigen Thiergarten aber ist ein Erholungsort für die Wiener geworden, der Prater.

Doch du bist neugierig auf Richards weitere Schicksale! Leopold übergab seinen Feind den Herren von Ruenring zur Bewachung, und diese brachten ihn auf die Festung Dürrenstein. Da erzählt man denn, daß der Säng' Blondel, mehr Freund als Diener seines Herrn, aus England, wo infolge von Richards Verschwinden die größte Verwirrung herrschte, nach dem Festlande kam, um den geliebten König zu suchen. Vor allen Burgen und Schlössern, die er auf seinen beschwerlichen Kreuz- und Quersfahrten berührte, sang er das Lieblingslied des

Königs, das er ihm oft und oft in glücklicheren Tagen gesungen. Wie glücklich mochte der treue Diener sein, als ihm nach langem, vergeblichen Suchen aus dem festen Thurme des Dürrensteines eine wohlbekannte Stimme, — die des schmerzlich vermißten Königs, entgegentönte, das von Blondel begonnene Lied zu Ende führend! Der Harfner hatte seinen König wieder gefunden.

Nach langen Unterhandlungen gab endlich Leopold seinen Gefangenen gegen ein Lösegeld frei, und dieser konnte nach England zurückkehren. Dort fiel er nach wenigen Jahren bei Erstürmung eines festen Schlosses (1199).

Nun habe ich dir mitgetheilt, was uns Sage und Geschichte von Richards Gefangenschaft erzählt, und wir wollen nun unsere Umgebung wieder betrachten. Gegenüber von Dürrenstein münden zwei enge Waldthäler in das Donauthal, und die Berge fallen hier schroff gegen den Fluß ab. An ihrem Abhange hat man großartige Steinbrüche angelegt, so daß hohe, senkrechte Felswände entstanden sind, die man wegen ihrer hellen Farbe weithin erblickt. Links sieht man dann die Reste der zerstörten Burg Stein.

Doch jetzt senkt sich der Schornstein unseres Schiffes, denn gerade vor uns, zwischen Stein und Mautern ist eine Brücke erbaut, unter welcher der Dampfer hindurch muß. Links erstrecken sich weithin helle, freundliche Gebäude, die Städte Stein und Kremz. Sie liegen so nahe beisammen, daß man vom Fluße aus sie nur für einen einzigen Ort hält. Rechts sehen wir auf einer Anhöhe, etwas von der Donau entfernt, die stattliche Häusermasse des Benedictinerstiftes Göttsweih. In dem prächtigen Gebäude lebte im Mittelalter eine Nonne, Ava mit Namen; sie war die erste Frau, welche Gedichte in deutscher Sprache verfaßt hat. Der Dampfer nähert sich dem Ufer, wir sehen schöne, schattige Anlagen, die sich am Landungsplatze hinziehen. Wir sind in Kremz, in dessen Nähe eine schöne, weiße Erde gegraben wird, die das bekannte „Kremserweiß“, eine Malerfarbe liefert. Hier wollen wir bleiben, den berühmten Kremser Senf beim Nachtmahle versuchen und morgen unsere Reise wieder im Rahne fortsetzen.

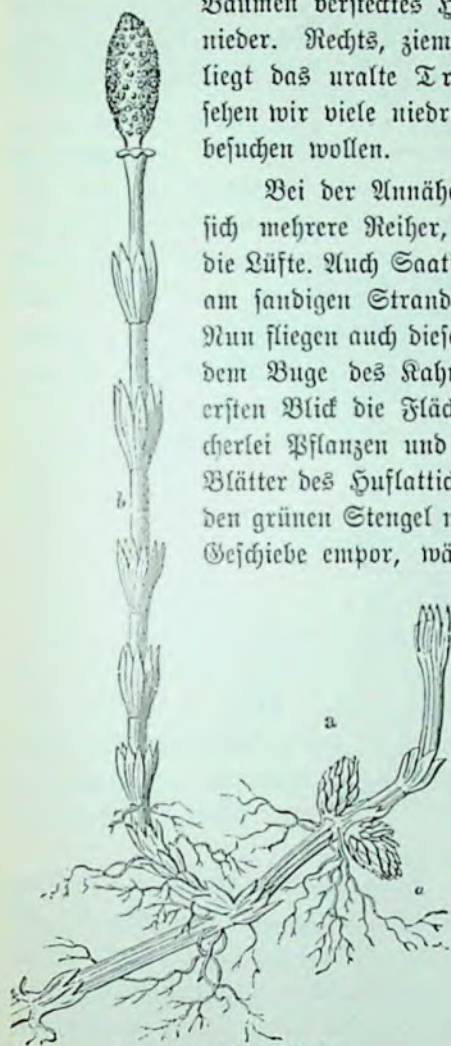
Von Krems nach Tulln.

Auf einem fest gearbeiteten Rahne, der freilich nicht ganz so zierlich gebaut ist, wie jener in Linz, treten wir wieder unsere Fahrt an. Die Donau durchfließt von hier aus das sogenannte Tullner Becken, wendet sich gegen Süden und nähert sich den Höhenzügen am rechten Ufer, während links eine weite, fruchtbare Ebene liegt, die zum Theile aus dem vom Strome abgesetzten Sand und Schlamm gebildet ist. Hier will ich dir auch mittheilen, wie man diese gewaltigen Anschwemmungen zu erklären sucht.

Die Gelehrten haben nämlich gefunden, daß infolge der Umdrehung der Erde die auf der nördlichen Erdhälfte von Norden nach Süden fließenden Ströme immer ihr rechtes Ufer stärker bespülen, die Gehänge desselben unterwaschen, bis Erde und Steine herabstürzen. Das Gerölle wird mit fortgeschwemmt und zum Theile am dem linken Ufer im langsam strömenden Wasser wieder abgesetzt. So entstehen dort niedrige Inseln, es bilden sich Flußarme, die endlich verlanden; der Strom erzeugt links eine Ebene. So war es auch hier, wo wir jetzt sind, da unser Strom einen südöstlichen Lauf hat. Die Donau strömte früher im Bogen ziemlich weit nach Norden; ihre Bogen aber nagten beständig am rechten Ufer und führten die abbröckelnden Stücke dann weiter. Es entstanden auf der anderen Seite des Flusses niedrige Inseln, die sich mit Buschwerk bedeckten, und vom Schlamm der Donau gedüngt wurden. Das Flussbett rückte stets weiter gegen die Höhenzüge im Südwest, und links entstand eine weite Ebene. Die Nebenflüsse am linken Ufer fließen daher nicht sofort in die Donau, sondern in einem alten Bette derselben oft weite Strecken fast parallel neben dem Strome einher, bis sie sich endlich mit diesem vereinigen, während jene im Süden unter rechtem Winkel in den Fluss münden, der in viele Arme getheilt ist, welche waldige Inseln umschließen.

Rechts erblicken wir auf einer Anhöhe das einsame Kirchlein Wetterkreuz und unterhalb desselben auf einem bewaldeten Hügel die Ruine der Hollenburg, deren Trümmer ein mächtiges Viereck bilden. Ein

Bäumchen wächst lustig auf der Mauer derselben, an der dem Strome zugekehrten Wand aber blickt ein großes Kreuz auf ein kleines unter Bäumen verstecktes Häuschen am Fuße des Hügels hernieder. Rechts, ziemlich weit, so daß es nicht sichtbar ist, liegt das uralte Traismauer, im Flusse selbst aber sehen wir viele niedrige Sandinseln, von denen wir eine besuchen wollen.



Der Alderschachtelhalm.

a) Triebe, b) fruchttragender Stengel.

Bei der Annäherung unseres Schiffchens schwingen sich mehrere Reiher, die im seichten Wasser fischten, in die Lüfte. Auch Saatkrähen wandeln bedächtigen Schrittes am sandigen Strande einher und suchen nach Nahrung. Nun fliegen auch diese weg, und der Sand knirscht unter dem Buge des Rahmes. Trostlos öde erscheint auf den ersten Blick die Fläche, und doch sehen wir bald mancherlei Pflanzen und Thiere. Hier und da breiten sich die Blätter des Hufslattichs aus, und ein Schachtelhalm hebt den grünen Stengel mit den quirlständigen Ästen über das Geschiebe empor, während sein langer Wurzelstock, von dem eigentlich der grüne Schachtelhalm oben nur ein Zweig ist, tief im feuchten Sande verborgen liegt. Im Frühjahr treibt er, bevor die grünen Stämmchen erscheinen, unverästelte, braune, innen gleichfalls hohle Stengel, welche an der Spitze einen braunen, ährenförmigen Fruchtstand tragen, in welchem viele grünliche Reimkörner enthalten sind, die man leicht herausklopfen kann. Diese nennt man Sporen. Zuhause findest du diese Fruchtstengel im März und April

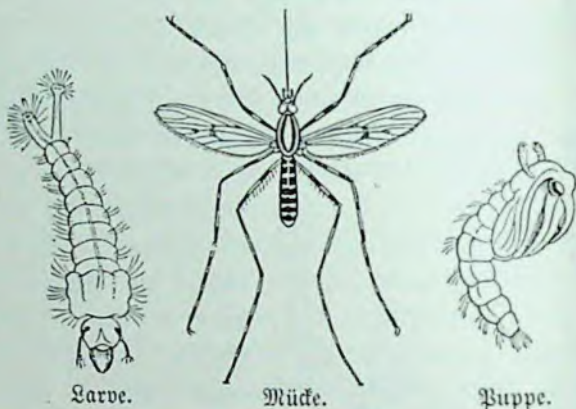
häufig auf Wiesen. Wenn du ein Stückchen von dem grünen Stengel abschneidest und gegen das Licht hältst, so siehst du, daß rings um die

mittlere, weite Röhre noch viele enge im Kreise angeordnet sind, daß es einen sehr hübschen Anblick gewährt. Merkwürdig sind die Schachtelhalme deshalb, weil sie die Überreste einer mächtigen Pflanzengeschlechtes sind, das vor Tausenden von Jahren die Hauptmasse des gesammten Pflanzenreiches ausmachte.



Tausendfüßler.

Sandläufer rennen geschäftig über die glatt geschliffenen Steine oder fliegen im Bogen vor uns her. In einer Pfütze tummeln sich glänzende Taumelkäfer und tauchen flink in die Tiefe, wenn du mit dem Stößel ins Wasser schlägst. Schon nach kurzer Zeit aber kommen sie wieder empor und beginnen von neuem ihr fröhliches Spiel. Sonderbare am Hinterende mit weißen Haarbüscheln versehene Larven, Rückenlarven



Larve.

Mücke.

Puppe.

schwimmen kopfabwärts im Wasser. Auch Puppen, an denen man schon die Flügel und Fühler angedeutet findet, rudern zwischen den Larven umher. Aus ihnen schlüpfen später die Stechmücken, deren leises Singen du wohl schon gehört, ebenso wie du schon oft ihren schmerzenden Stich verspürt hast. Die Larven der Mücken haben keinen Stechrüssel, sondern kräftige Riefer, mit denen sie kleine Wasserthiere fangen und fressen, vor allem winzig kleine Krebse, deren hier zwischen den grünen Algenfäden viele vorkommen. Wenn du ein Fläschchen mit Wasser füllst, sind gewiß mehrere solcher Thierchen mit hineingeschlüpft, die ruckweise

herumschwimmen. Du erkennst an ihnen ganz deutlich einen mit langen Borsten besetzten Ruderchwanz, neben welchem das Weibchen zwei weite, zum Aufbewahren der Eier bestimmte Säcke hängen hat, bewimperte Füße und lange Fühler. Unter dem Vergrößerungsglase sieht man überdies, daß dieses merkwürdige Krebschen nur ein Auge hat. Daher nennt man es *Einauge*. Mit dem Flusskrebse hat es freilich nicht viel Ähnlichkeit.



Einauge.



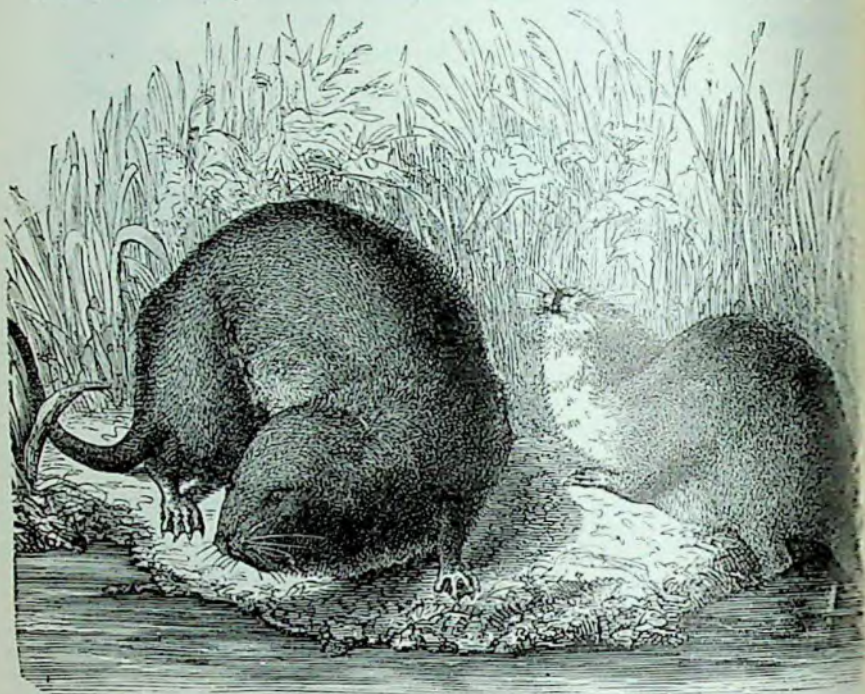
Wasserscorpion.

Am Rande der Sandinsel kriecht langsam ein Wasserscorpion umher, und in dem kleinen Tümpel im Sande sucht zappelnd ein Fischchen den Weg zum Flusse zurück. Eine größere Welle hat es hier in die Vertiefung geschleudert. Gib ihm die Freiheit wieder, sonst wird nach unserer Entfernung eine der Krähen den Gestrandeten entdecken und wohlgemuth verspeisen.

Du siehst, selbst die unfruchtbare Sandbank zeigt des Sehenswerthen genug; noch viel mehr aber werden wir gewiß in den seichten Stromarmen zwischen den Inseln entdecken können. Unser Rahn geht nicht tief im Wasser, sein flacher Boden macht ihn geeignet, selbst über die seichtesten Stellen hinwegzuschlüpfen.

Ein enger Canal zwischen zwei Inseln nimmt uns auf, wir sehen in das Gewirre der Stämmchen am Ufer hinein, ihre Kronen schaukeln sich im Winde und überwölben das Wasser, daß wir wie unter einem schattigen Laubdache dahinfahren. Die Wellen schlagen plätschernd an die Seite des Rahnes, und über uns drehen und wenden sich die Blätter

der Silberpappel im Luftzuge. Die Sonnenstrahlen durchbrechen und da das dichte Blätterdach und zeichnen helle Flecken auf den feuchten Waldboden, oder lassen die Wellen gleich Silber erglänzen. Nun macht das Wasserrinnthal eine Biegung und erweitert sich etwas zu einem sonnigen Teichlein. Niedriges Pappel- und Weidengestrüpp bedeckt je-



Wasserratten.

Ränder, hochragende Eichen heben die stattlichen Kronen über das feuch- und raschelnde Schilfrohr steht büschelweise im Wasser. Glänzende manns hohe Teichbin sen verdecken uns und den Rahn, und zwischen denselben sehen wir die langen, schwertförmigen Blätter des Rohrkolbens und seine sonderbaren Blütenstände. An der Spitze des glänzendgrünen, drehrunden Stengel sitzt nämlich eine lange, braune Ähre von dichtstehenden Samenblüten und über dieser eine andere gelbe, aus Staubblüten bestehend. Diese ist bei manchen Pflanzen sch-

abgefallen, und sie tragen daher nur die dicken Fruchtfähren, die wie dunkelbrauner Sammt aussehen und große Ähnlichkeit mit Cigarren besitzen. Später werden die Ähren lockerer und enthalten eine Menge Samenwolle, die man hie und da zum Stopfen von Bettdecken und Polstern, sogar zum Spinnen unter Baumwolle benützt, und die Vögel füttern gerne damit ihr Nestchen warm aus. Die langen, zähen Blätter aber verwenden die Küfer zum Ausstopfen der Fugen in Fässern und Wannen. Niedgras mit dreikantigem Stengel und Blumenbinfen wachsen nebenan im stillen Wasser, auf dessen Oberfläche die Blätter der Seerosen schwimmen. Da taucht plötzlich ein haariges Köpfchen aus dem Wasser auf, ein Thier rudert geschickt zwischen den Wasserpflanzen dahin. Jetzt steigt es ans Land. Es ist eine Wasserratte. Sie sieht der gemeinen Ratte ziemlich ähnlich, hat aber einen dickeren Kopf und einen kurzen Schwanz; oben ist sie dunkel graubraun, nach unten zu wird sie lichter, und auf dem Bauche ist sie hellgrau. Nun gesellt sich eine zweite zu ihr; sie spielen und laufen am Ufer umher. Eine erhascht eine Heuschrecke und verzehrt sie mit Appetit, die ander taucht wieder ins Wasser, beißt mit den scharfen Nagezähnen einen Rohrstengel ab und trägt ihn zum Ufer. Auf den Hinterbeinen sitzend, faßt sie den oberen markigen Theil und frißt denselben bis dorthin, wo er hohl ist, dann tauchen sie beide unter das Wasser und sind verschwunden. Dort in der Tiefe haben sie nämlich den Eingang zu ihrem Baue. Ein schiefer Gang führt nach aufwärts und erweitert sich im trockenen Erdreich zu einer geräumigen Kammer. Dort sind sie sicher vor jeglichem Feinde.

Wir aber rudern nun weiter zwischen den Inseln und steigen endlich auf einer derselben ans Ufer. Hier ist ein Korbslechter beschäftigt, die schlanken Ruthen der Weiden abzuschneiden. Zwei Knaben schälen die Rinde ab und legen die weißschimmernden Gerten auf Bündel zusammen. Zuhause werden sie daraus Körbchen, Blumentische, Wandkörbe und andere schöne Sachen verfertigen. Du schaust den flinken Burschen gerne zu, wie sie geschickt der Weide die Haut abziehen. Schon eine Menge Reiser haben sie übereinander geschichtet.

Gewiß bist du einverstanden, wenn ich dir den Vorschlag mache, hier die Nacht zu verbringen. Die Luft ist so warm, uns wird es

eine willkommene Abwechslung sein und gewiß nichts schaden, in Freien zu schlafen. Der Korbflechter, dem nicht bloß die Weiden, sondern auch das Gras am Ufer gehört, hat ebenfalls nichts dagegen und unser Schiffer hat schon das Boot halb auf das Ufer gezogen und sich's im Schatten eines Busches bequem gemacht. Die Korbflechterjungen freuen sich über die neue Gesellschaft und erzählen, daß es hier auf der Insel ganz hübsch sei und sie schon manches erlebt hätten, z. B. ist gestern erst ein Dampfer mitten im Flusse auf eine Sandbank gefahren und hat sich trotz aller Mühe nicht mehr frei machen können. Auf die Nachricht davon kam von Tulln ein anderes Schiff herangedampft und suchte das erste zu befreien. Mit einem armstarken Tau wie du es auf dem Dampfer schon gesehen hast, wurden beide Fahrzeuge an einander befestigt, und nun fiengen die Räder an, sich brausend zu drehen. Das Tau spannte sich; da, ein Knall wie von einem Schusse und es war wie ein Zwirnsfaden zerrissen. Dann wurden mehrere Seile angewendet, beide Dampfer strengten die Maschinen an, und langsam langsam löste sich der Schiffskiel vom Sand und Gerölle. Knirschend und scharrend glitt er vom Flußgeschiebe ins tiefere Wasser. So erzählten die Knaben, wir aber wollen nun für unser Nachtlager sorgen.

Eine Nacht auf der Donauinsel.

Eine stattliche Eiche breitet ihre starken Äste wie schützend nahe über dem Boden aus, und nur ganz kurzes, halbverdorrttes Gras wächst in ihrem Schatten. Eine Leinwanddecke, die unser Schiffer auf die Bank im Rahne gelegt hatte, damit wir weicher sitzen, schlingen wir über einen der untersten Äste und befestigen ihre Enden an Pfählen, die wir mittelst eines vom Korbflechter entlehnten Beiles einschlagen. Jetzt haben wir eine prächtige, kleine Hütte fertig, nur ist sie vorne und rückwärts noch offen. Daher schlagen wir drei schlanke Pappelstämmchen hinter der Hütte in den Boden, füllen den Raum zwischen

Item und der Eiche mit herumliegenden Weidenabfällen aus und haben jetzt ein hübsches Häuschen. Am Waldrande liegen kleine Heuschöber, die noch des Rahnes harren, der sie ins Dorf hinüberführen soll. Von ihnen nehmen wir mehrere Armvoll und streuen sie auf den Boden unserer Hütte. So haben wir ein schönes, duftendes Lager und sind geschützt gegen Regen und Wind.

Schon neigt sich die Sonne stark gegen Westen und sendet ihre Strahlen schief auf die kräuselnden Wellen des Stromes. Mücken spielen im Sonnenlichte, und aus dem Grase erschallt das fröhliche



Grillen.

Zirpen der Grillen. Daneben geigt die Heuschrecke mit ihren langen Hinterbeinen geschäftig auf den Flügeln, die Mücken singen Discant, und eine schwarzhaarige Hummel brummt den Bass zum Concerte. Unser Schiffer aber hat mit den Korbslechtern ein großes Feuer angezündet, und sie braten ihr Abendbrot, einen großen Hecht, der sich heute an der Angel gefangen. Auch wir greifen unsere Vorräthe im Rahne an und geben unser Scherflein zum gemeinsamen Mahle.

Schon schimmern die Wolken röthlich und bläulich, der Himmel wird dunkler, und die benachbarten Inseln scheinen in die Ferne zu rücken, ihre Umrisse verschwimmen. Des Feuers rothe Blut wirft glühende Streiflichter auf die eilenden Wellen. Zahlreiche Insecten umschweben die leuchtende Flamme. Eintagsfliegen drängen sich in dichten Scharen um das grelle Licht, von dem sie nimmer lassen können, bis

sie mit verzengten Flügeln in die glühenden Kohlen fallen, daß sie knistern. So viele auch schon ins Verderben sich stürzten, immer neue Scharen kommen herbei; des Feuers blendender Schein hat's ihnen an-



Eintagsfliegen.

Oben eine auschlüpfende Eintagsfliege, unten eine Larve.

sich hüllende Wasser. Fledermäuse schweben geräuschlos zwischen den Baumkronen, dicke Nachtfalter, vom Lichte angelockt, schwirren um unsere Köpfe, und am dunklen Himmel flammt Stern an Stern. Schon erkennen wir das Sternengewimmel der Milchstraße am schwarzen blauen Firmament, und hell schimmert dort oben der Polarstern. Siehst du in der Höhe die 7 glänzenden Sterne? Sie bilden das Sternbild des Wagens oder des großen Bären. Wenn du nun durch die beiden Hinterräder (Sterne) des Wagens eine gerade Linie ziehst, so trifft dieselbe einen hell leuchtenden Stern, das ist der Polarstern; er steht gerade im Norden. Nach ihm blickt vor allem der Schiffer, wenn er auf weitem Meere, von schwarzen Wogen umdrängt, die Richtung erkennen will, in der er sein schwankendes Schiff dem schützenden Hafen zusteuern muß.

Im Walde schreit die Gule, sie jagt mit unhörbaren Flügelschlägen zwischen den Stämmen, Wasserhühner rufen und locken weit drü-

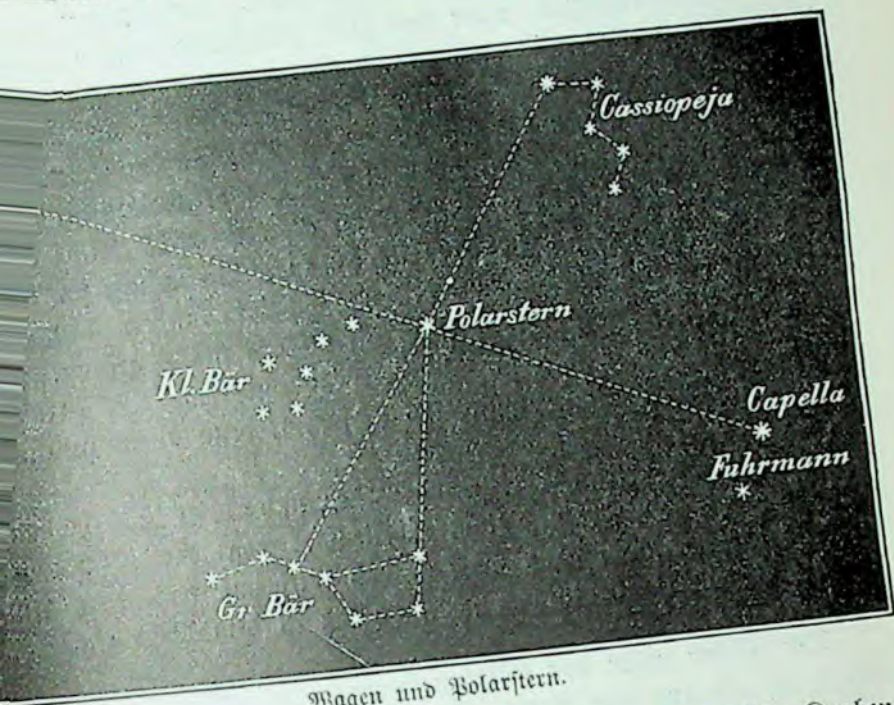
gethan. Es sind merkwürdige Thierchen. Ihre Larven leben in der Donau, verzehren kleine Wasserthiere und dienen wieder den Fischen zur Nahrung. Nach mehrmaliger Häutung kommt endlich das geflügelte Insect aus ihnen hervor, das nur kurze Zeit lebt, aber oft in ungeheurer Menge auftritt, so daß man sie sammelt und getrocknet an die Vogelhändler verkauft, oder sie auch als Dünger verwendet.

Vom Feuer röthlich bestrahlt, zieht der Rauch weithin über das in Dunkel-

zwischen den Bellen
entlich ge
seiner H
der Trop

Weg

...sseln, und der Mond wirft sein Licht
 ...s, diese flimmern und glitzern und sein rundes, freundliches
 ...erzerrt widerspiegeln. Was mag er jetzt sehen oben von
 ...weit in den Eisfeldern des Nordens und den Urwäldern



Wagen und Polarstern.

Die brennenden Zweige knallen in der Glut, wenn die Knaben
 einen neuen, etwas feuchten Ast auf die glühenden Kohlen legen, und
 flackernde Flämmchen hüpfen neckend bald hier, bald dort an einem
 glimmenden Holzstücke empor. Da brausen plötzlich die Wellen, und
 wir sehen den gewaltigen Rumpf eines Dampfbootes in undeutlichen
 Umrissen; es zieht stromaufwärts. Funken sprühen aus seinem schwarzen
 Schornsteine, und weißer Gischt an der Seite zeigt uns die Stelle, wo
 die Schaufelräder arbeiten. Jetzt wird es von unserer Flamme bestrahlt,
 und wir erkennen die einzelnen Tane, die glitzernden Fenster der Kajüte.
 Dann taucht es wieder in das Dunkel zurück, nur über die nachtschwarze
 Glut eilen gleich flüchtigen Kennern gewaltige Wogen mit schneeweißem

Schaumkämme. Jetzt nähern sie sich; röthlich schimmert das tosende schäumende Wasser vom Widerschein der Flammen. Mit lautem Klatschen und Donnern fährt es herauf bis zu unseren Füßen. Dann verrinnen die Wellen, nur in der Ferne hören wir ihr leises Rauschen und das Puffen des Dampfes. Endlich ist alles wieder stille. Ein starker Fisch schnel über den Wasserspiegel empor und fällt plätschernd wieder zurück; nur einige Wellenkreise zeigen noch die Stelle.

Da unterbricht unser Schiffer die allgemeine Stille und meint, daß ihn das Klatschen des Fisches an ein Märchen erinnere, das er einmal von seiner Großmutter gehört habe. Das wolle er noch vor dem Schlafengehen gerne erzählen, wenn es uns recht sei. Natürlich ist es uns recht. Frisch stopft er sich die kurze Pfeife, setzt sie mit einer glühenden Kohle in Brand und beginnt: „Vor langer, langer Zeit machte sich ein Fischer, welcher schon viele Tage nichts gefangen hatte, abermals zur Donau auf, um die Netze auszuwerfen. Er hatte zwar wenig Hoffnung, allein er mußte es versuchen, denn Weib und Kinder schrieen nach Brot.

Der Fischer warf das Netz ins Wasser, und als er dasselbe herauszog, lag ein Stein darin. Zum zweitenmal zog der Fischer einen ersäuften Eber hervor; dann warf er das drittemal das Netz hinein, und als er dasselbe herauszog, siehe, da lag in dem Netze ein kleines Kästchen.

Der Fischer nahm das Kästchen heraus und öffnete es. Aber wie erschrak er, als aus dem Kästchen ein Riese heraustrug und zum Fischer sprach: „Dafür, daß du mich aus Tageslicht gebracht hast, empfangen deinen Lohn: ich befehle dir, jetzt selbst in das Kästchen zu steigen, wenn nicht, so bist du des Todes.“

Der Fischer jammerte und sprach: „Aber wie soll ich denn in diesem kleinen Kästchen Platz finden?“

Der Riese wollte dem Fischer zeigen, daß darinnen genug Raum sei, und stieg wieder in das Kästchen. Raum war der Riese drinnen, so schloß der Fischer schnell das Kästchen und wollte es in die Donau werfen. Der Riese bat, er solle dieses nicht früher thun, als bis er ihm ein Geheimniß anvertraut habe. Der Fischer gewährte ihm diese Bitte, und der Riese sprach: „Ich bin der Geist von dem Sohne des benach-

barten Grafen. Mein Vater warf mich in die Donau, weil ich ein großer Sünder gewesen, ich hatte nämlich den Menschen nur immer Böses zugefügt, ja viele rechtschaffene ermordet. Ich sollte nur dann Ruhe finden nach dem Ausspruche meines Vaters, wenn ich gegen jenen, welcher mich auffindet, mich wohlthätig erweise, und das will ich denn thun. Höre, nicht weit von hier findest du einen Teich, in diesen wirf dein Netz, und du wirst jeden Tag einen Fisch fangen. Diesen trage auf das Schloß des Grafen, und du bekommst für jeden solchen Fisch ein Goldstück."

Wie der Geist gesagt, so ist auch alles geschehen. Der Fischer fand wirklich den Teich, warf sein Netz ins Wasser und fieng einen wunderschönen Fisch. Diesen trug er in das Schloß des Grafen. Als die Köchin den prächtigen Fisch erblickte, gefiel er ihr sehr, und sie gab dem Fischer das verlangte Goldstück für denselben und glaubte, dem Grafen heute etwas Besonderes vorzusetzen.

Die Köchin legte den Fisch in die Pfanne und wollte ihn backen, aber kaum war er über dem Feuer, da sprach er: „So lange ihr Gutes thut, so lange wird es euch gut gehen, sobald ihr aber Böses thut, wird's euch schlimm gehen.“

Und hierauf flog er durch den Rauchfang fort.

Als am zweiten Tage der Fischer mit einem ebenso schönen Fische kam, kaufte die Köchin abermals den Fisch, aber es ereignete sich dasselbe wie mit dem ersten Fische.

Dieses wurde dem Grafen hinterbracht, und am dritten Tage war er selbst bei der Bereitung des Fisches zugegen, und es geschah dasselbe. Der Graf ließ den Fischer holen. Als dieser kam, erzählte er alles von dem Anfang bis zu Ende, was er von dem Geiste wußte. Der Graf hatte eine große Freude daran, daß sein Sohn sich gebessert. Den Fischer nahm er mit seiner ganzen Familie ins Schloß und ließ es ihnen an nichts fehlen."

Der Schiffer erntet allseitigen Dank für das Märchen von den drei Wunderfischen, und gerne möchtest du wohl noch ein anderes hören, aber es ist schon spät geworden, Zeit zum Schlafengehen. Noch einmal überblicken wir von unserer Hütte aus das reizende Nachtbild. Das Blätterdach der Eiche über uns, von der Glut feurig bestrahlt, sieht

ganz anders aus als bei Tage. Das Laub ist tiefgrün, die Äste bilden ein schwärzliches Netzwerk, bis sich der Blick im Schatten der Äste verliert; dort oben ist alles gleichförmig dunkel. Kein Blatt bewegt sich, nur eine einzelne Heuschrecke zirpt zwischen den Blättern. Schwarze Gestalten gleich sitzen die Korbflechter um das zusammensinkende Feuer; unser Märchen erzähler aber ist ganz im Schatten verborgen, nur die glimmende Tabak in seiner Pfeife leuchtet zuweilen wie ein Glühwürmchen auf, um langsam halb zu verlöschen. Draußen im Flusse zieht sich ein silberglänzender Streif über die Oberfläche; dort schwimmt irgend ein Thier noch umher, vielleicht zur nächsten Insel hinüber. Wir schlüpfen unter das Leinwanddach, hüllen den Körper in unsere Woldecken und legen uns schlafen. Noch hören wir zuweilen das Emporschnellen der Fische, dann verschwimmt allmählich alles in unsere Bewußtsein, der Schlaf senkt sich auf unsere Lider.

Ein Morgenausflug.

Das ist ein fröhlicher Weckruf! Eine Drossel singt gerade über uns ihr Morgenlied. Die lauten, langgezogenen Töne verschonen den Schlaf. Wir kriechen aus unserem Häuschen hervor, und schlaftrunken kommen auch die anderen aus ihrer Strohütte. Ein Morgenbad dort auf der im Wasser verborgenen Sandbank wird den Körper erfrischen und stärken. Aber vorsichtig mußt du sein und dich nicht zu weit in den Fluß hinauszwagen, denn wenn du auch schwimmen kannst, die rasche Strömung würde dich fortreißen. Kühl ist das Wasser, kaum 15°, dafür sind wir aber auch nach dem Bade munter und frisch.

Der Morgenwind ist angenehm lau und kränzelt nur wenig die Wellen; an den Blättern der Bäume und im Grase hängen glitzernde Thautropfen, Bienen und Hummeln summen über den Blümlen am Grunde, Schwebfliegen halten sich gleich Raubvögeln ruhig an einer Stelle in der Luft und schießen dann pfeilgeschwind weiter. Blau- und braungefleckte Wasserjungfern flattern von einem Schilfstengel zum andern, Libellen mit braunem oder grünlichem Hinterleibe fahren raschelnd

über die Rippen des Rohres und jagen irgend ein Kerbthier. Aus dem Gezweige der Eiche schallt der Drossel anmuthiges Lied, Rothkehlchen kommen neugierig bis in die Nähe des Lagers und blicken mit den braunen Auglein klug und vertrauend auf die Menschen. Schwalben ziehen kreisend von Insel zu Insel, und hoch in der Luft schwebt ein

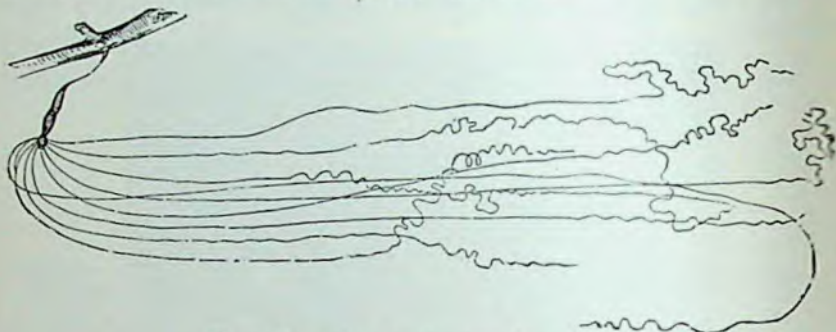


Die Wasserspinne und ihr Nest.
Unten die Augenstellung der Spinne.

Habicht. Verschiedenes Grün gibt dem dichten Walde ein ziemlich buntes Aussehen; hier der weißliche Schimmer einer Silberpappel, dort das dunklere Laub der Espe. Dazwischen schimmern die rothen, halbreifen Früchte des Faulbaums aus dem Blattwerk hervor. Graugrüne Weiden stehen neben hellen Eichen, und die Kronen der Erlen erscheinen fast schwarzgrün. Aber noch andere Bäume sind durch die Hand des Menschen

auf die Insel verpflanzt. Hier steht z. B. neben der stattlichen Rü-
 eine hohe Akazie mit zarten Fiederblättern und dort sogar ein gewalti-
 Rußbaum, an dem zahlreiche, noch unreife Früchte aus dem wohlriechend-
 Laube hervorlugen. Dicht daneben, von überhängenden Ästen halb ver-
 borgen, blinkt in der Morgensonne ein kleiner Wasserspiegel mit mancher-
 Pflanzen. Wassernüsse, Sumpfsprimeln mit zerschlossenen, untergetauch-
 Blättern wachsen im schlammigen Grunde, Wasserlinsen schwimmen in
 Menge auf der Oberfläche und bilden hie und da eine förmliche Decke.

Aber welche silberglänzende Blase hängt dort unter der Wasser-
 oberfläche an dem Stengel des Froschkrautes? Es ist das Nest einer
 Wasserspinne, das sie im Wasser gesponnen und mit Luft gefüllt



Armpolyp mit ausgestreckten Fangarmen.

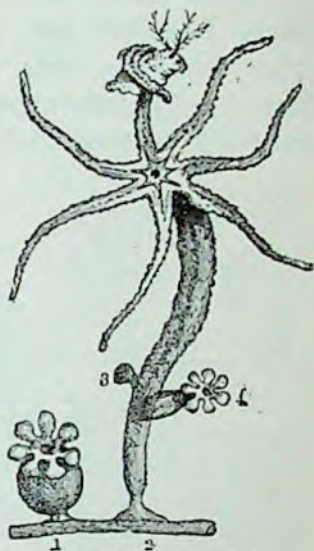
hat, die sie als glänzende Bläschen an ihren Körperhaaren von der
 Oberfläche des Tümpels dort hinunterschafft. Von der Luftblase aus
 hat sie nach verschiedenen Seiten Fäden gezogen, in denen sich Wasser-
 insecten wie die Fliegen im Neze der Hausspinne fangen. Dort schwimmt
 das Thierchen seinem Schlupfwinkel zu, eine dünne Luftschichte um den
 Hinterleib läßt diesen wie Quecksilber glänzen. Nun schlüpft sie in ihr
 Wasserchloß, wo sie ja hinreichend Luft zum Athmen hat.

Jetzt will ich noch meinen Glasbecher mit Wasser füllen, dort wo
 die Wasserlinsen dicht neben einander schwimmen. Du wirst staunen,
 wie viele Thiere wir auf diese Art gefangen haben! So, hier auf den
 Baumstumpf stelle ich das Glas, damit wir es bequem von allen Seiten
 betrachten können. Auf dem Boden desselben krümmen sich einige rothe
 Würmchen, die sich von den Wasserlinsen nähren. Diese letzteren sind

ganz einfache Pflänzchen, die nur aus einem linsenförmigen Blatte mit einer kleinen Wurzel unten daran bestehen.

Eine kleine, schwarze Schnecke hat sich ganz in ihr Gehäuse zurückgezogen und wartet, wie diese Einschliefung wohl enden werde. Einäugige Krebse schwimmen ruckweise umher, auch einige Wasserflöhe, gleichfalls Krebse, haben wir gefangen. Ich werde dir dann einen solchen unter das Vergrößerungsglas geben. Aber sieh, hier an der weißlichen Wurzel der Wasserlinse sitzt gar ein Armpolyp! Sein Körper ist etwa $1\frac{1}{2}$ cm lang, dabei sehr dünn und an dem oberen Ende mit mehreren lang ausgestreckten, fadenförmigen Fangarmen versehen. Nun kommt an einen solchen ein Wasserfloh heran, das Krebschen zuckt zusammen und wird förmlich starr. Im nächsten Augenblicke hat sich auch schon der Fangarm um dasselbe geschlungen und zieht es zum Munde hin. An den Armen besitzt der Polyp nämlich sehr feine Fäden, die auf kleine Thiere giftig wirken und sie sofort betäuben, wie du das bei dem Wasserfloh gesehen hast. Nun wird das gefangene Thierchen in den Mund geschoben, und gelangt so in den inneren, verdauenden Raum; denn der Armpolyp ist ganz hohl, wie ein nur vorne offener Schlauch. Nachdem der Krebs verschlungen ist, zieht der Armpolyp den Körper zusammen, die Fangarme verkürzen sich gleichfalls; er verdaut. Die Überreste der Mahlzeit werden durch den Mund wieder nach außen geworfen. Außerlich bemerken wir an dem Körper unseres Armpolypen einen Höcker, bei genauerer Beobachtung kannst du aber sehen, daß dieser Vorsprung gleichfalls Fangarme besitzt; es ist ein junger Armpolyp, der aus dem Körper des Alten hervorwuchs, wie die Knospe aus dem Stamme einer Pflanze.

Nach einiger Zeit wird er sich von dem Alten ablösen und als selbständiger Polyp umherschwimmen, der wieder solche Knospenjunge



Armpolyp (fressend).

3) und 4) junge Armpolypen.

hervorbringt. Merkwürdig ist dieses Thier auch deshalb, weil es die stärksten Verletzungen ganz ruhig erträgt. Schneidet man es in mehrere Stücke, so wird aus jedem wieder ein Armpolyp, sogar ein Fangarm verwandelt sich, abgetrennt, in einen lebensfähigen Polypen. Stülzt man aber den Armpolypen um, wie man es bei dem Handschuh thun kann, so macht er sich gar nichts daraus, sondern verdammt dann einfach mit der nach Innen gekehrten Außenseite.

Außer diesen mit freiem Auge sichtbaren Wasserbewohnern finden aber in dem Glase noch zahllose Aufgussthierchen, die einen einfachen Körperbau, aber oft eine ungemein zierliche Gestalt besitzen. Unter dem Vergrößerungsglase kannst du dir diese Thierchen betrachten, von denen in einem Wassertropfen oft sehr viele enthalten sind.



Aufgusthierchen.

Nun wollen wir unseren Gefangenen die Freiheit wiedergeben und zum Flusse zurückführen. Ein sandiger Strand zieht sich um die ganze Insel, so recht bequem zum Spazierengehen geeignet. Hier und da liegen zerbrochene Schalen der Flussmuschel, auch eine Malermuschel steckt nahe am Wasser im Sande. Sie hält ihre Schalen mit großer Kraft geschlossen. Die Rückseite der Insel stößt an eine vom Hauptstrome durch einen Damm abgesperrte, seichte Bucht mit stehendem Wasser, in dem sich Vinsen, Schilfrohr und andere Pflanzen angesiedelt haben, und wie gewöhnlich stehen einige Reiher in der Nähe des Strandes; auf diesem selbst aber kriecht

ein gar seltsames Thier, eine Sumpfschildkröte. So rasch sie auch dem Wasser zuzueilen sucht, haben wir doch das unbehilfliche Reptil bald erreicht, und du kannst es mit Muße betrachten. Das hornige Rückenschild ist schwärzlich und die einzelnen Tafeln desselben sind mit gelben Punkten und Streifen geziert, das Bauchschild ist gelblich und mit einzelnen braunen Tupfen versehen. Vergebens krabbelt sie mit den schwarzen, gelbpunktirten Beinchen, an welchen freie, bewegliche Zehen mit spizen, krummen Krallen sitzen. Auch Schwimmhäute siehst du an ihren Füßen, denn die Schildkröte ist ein echtes Wasserthier, und mich wundert es,

daß wir sie jetzt auf dem Lande getroffen haben, da sie es gewöhnlich erst mit Einbruch der Dunkelheit betritt, um auf Schnecken und Würmer Jagd zu machen. Sie tödtet aber auch Fische, selbst ziemlich große, indem sie ihnen Löcher in den Unterleib beißt, und läßt sich zur Abwechslung Fischfleisch auch sehr gut schmecken, wodurch sie ziemlich Schaden anrichten kann. Unter dem Rückenschild guckt auch das schuppige Schwänzchen hervor, und den dünnen Hals streckt sie, als wollte sie aus



Die Sumpfschildkröte.

ihrem Panzer herauskriechen, was freilich nicht möglich ist, da die Knochenschilder desselben mit dem Körper innig verwachsen sind und überdies auch die hornige Körperhaut über dieselben gezogen ist. Wenn du aber das kleine Köpfchen mit dem sonderbaren Hornschnabel berührst, so zieht sie dasselbe rasch unter das schützende Schild zurück und blinzelt bedenklich. Man sieht es ihr an, wie unbehaglich sie sich in deiner Hand fühlt; ich sehe aber auch, daß sie sich wohl daran wird gewöhnen

müssen, denn du bist kaum gesonnen, sie wieder frei zu geben. kannst du sie in den Wasserbehälter im Garten setzen, mußt vom Ufer aus ein Brettchen als Landungsbrücke hinlegen, damit der Nacht ihre Streifzüge unternehmen kann. So kannst du sie lang lebend erhalten, nur wird sie im Herbst scheinbar verschwinden, da gräbt sie sich nämlich tief in den Schlamm ein, um den Winter zu verträumen. Übrigens kannst du die Schildkröte auch im Zimmer halten, wenn du sie mit Regenwürmern und Schnecken fütterst. Dabei sie zuletzt so zahm, daß sie Futter aus der Hand nimmt. Sie dann auch keinen Winterschlaf, muß aber ziemlich warm gehalten werden. Etwas muß ich dir jedoch von ihr erzählen, was ein sehr schiefes Bild auf sie wirft. Das Schildkrötenweibchen ist nämlich eine sehr leichtsinnige, sorglose Mutter. Während die Vögel mit ängstlicher Sorgfalt ihre Eier ausbrüten, und die ausgeschlüpfenden Jungen oft mit wirklich rührender Zärtlichkeit nähren und pflegen und vor jedem Ungemach zu schützen trachten, macht sich's die Schildkröte bequem. Sie scharrt abends am Strande eine kleine Grube aus, legt die Eier hinein, wirft die ausgegrabene Erde auf dieselben und kehrt wieder ins Wasser zurück. Das Brutgeschäft überläßt sie der Sonne und denkt auch nicht weiter daran, sich nur im Geringsten um die im Juni ausgeschlüpfenden Jungen zu kümmern. Diese sind zierliche, kleine Dinger, von etwa Fingergliedlänge; sie haben aber schon einen harten Panzer, der anfangs weiß und durchsichtig ist, nach einigen Tagen sich aber schon roth, später schwarz färbt. Du könntest deine Jagdbeute auch essen, denn die Sumpfschildkröte hat genießbares Fleisch; der Braten wäre aber freilich nicht groß, und lebend wird sie dir mehr Freude bereiten. Der Sumpfschildkröte sehr ähnlich ist die Flußschildkröte, die wohl in Südösterreich, aber nicht in der Donau vorkommt. Jetzt ist es aber Zeit, aufzubrechen, wenn wir heute noch nach Tulln kommen wollen. Unser Schiffer wird mit unserem langen Ausfluge auch schon unzufrieden sein. Wichtig, er hat schon lange alles in Bereitschaft gesetzt, die Hütte abgebrochen und alle Sachen ins Boot geschafft, auch die Flaschen mit den gefangenen Insecten. Noch wollen wir Abschied nehmen von den waderern Korbblechern und nun fort! Die Wellen der Donau treiben uns rasch von der Insel thalwärts. Auf dem linken Ufer, von unserem Nachtquartiere aus aber

nicht sichtbar, liegt Altenwörth. Hier schlug (791) Kaiser Karl der Große die Avarn in einer entscheidenden Schlacht und jagte das räuberische Reitervolk in die Tiefländer Ungarns zurück. Die Avarn hatten ihre Einfälle bis nach Deutschland ausgedehnt, überall Furcht und Schrecken verbreitet und die erbeuteten Schätze in ihre befestigten Lager, die von ringförmigen Wällen umgeben waren, geschleppt. Kaiser Karl fand in diesen Avarnringen unermessliche Beute. Die eroberten Länder aber wurden zur Ostmark vereinigt und damit der Anstoß gegeben zur Bildung des österreichischen Kaiserstaates. So hat der kleine Ort für uns eine große Bedeutung.

Wir gleiten an einer großen Bille vorüber, die langsam den Strom hinabtreibt. Sie ist mit Kohlen beladen, und auch zwei Pferde sind in ihr untergebracht. Ein Schleppdampfer führt mehrere Lastschiffe stromaufwärts, die mit gewaltigen Eichenstämmen aus Ungarn beladen sind. Bemerkst du die Kette dort, die vor dem Dampfer aus dem Wasser auftaucht und hinter dem Schiffe wieder in den Fluß hinabsinkt? Mittels dieser Kette werden die Schiffe stromaufwärts gezogen. Man hat nämlich von Wien bis Stein eine starke Eisenkette in den Strom versenkt und dieselbe bei beiden Städten am Ufer befestigt; sie ist also viele Meilen lang. In Wien wird nun die Kette der Länge nach über einen Schleppdampfer gelegt, derart, daß sie am Vorder- und Hinterende des Schiffes über Rollen läuft, in der Mitte desselben aber mehreremale um eine starke, eiserne „Trommel“ (Welle) geschlungen wird. Diese „Trommel“ wird nun von der Dampfmaschine gedreht, die schwere Kette dadurch vor dem Schiffe aus dem Fluße gehoben und fest gespannt. Weil nun das bewegliche Schiff dem kräftigen Zuge nachgibt als die schwere Kette, so bewegt sich der Dampfer stromaufwärts, und die Kette wird dabei auf die „Trommel“ aufgerollt. Auf der „Trommel“ bleibt aber die Kette nicht, sondern sie läuft auf der anderen Seite wieder ab, so daß sie wohl vor dem Schiffe aus dem Fluße gehoben wird, hinter dem Dampfer aber in ihre frühere Lage zurücksinkt. Du kannst dir den Vorgang versinnlichen, wenn du eine nicht ganz fest gespannte Schnur an beiden Enden befestigst und mehreremale um einen Bleistift schlingst. Drehst du dann den Bleistift, so bewegt sich nicht der Faden, sondern der Stift von einem Ende zum andern.

Ende der Schnur langsam zum anderen. Der Faden aber bleibt in seiner früheren Lage. Ebenso ist es bei der Kettenschiffahrt. Wenn der Schleppdampfer in Stein ankommt, ist die ganze Kette denselben hinweggelaufen, liegt aber wieder auf dem Grunde des Strandes, so daß sie von anderen Schiffen benützt werden kann. Bei der Kettenschiffahrt kann man kleinere Dampfmaschinen anwenden als den gewöhnlichen Schleppdampfern, und infolge dessen kommt Warentransport auch billiger. Im Spätherbste wird die Kette aus dem Flusse gehoben, in Stücke zerlegt und diese auf Schiffe in den Winterhafen gebracht, damit bei dem Eisgange die Kette nicht zerrissen werde. Bald ist der Dampfer hinter einer Insel unseren Blicken entschwunden.

Durch die vielen Inseln und Flußarme hat die Donau hier eine große Breite; unser Schiffer sagt fast $\frac{1}{2}$ Meile. Wir nähern uns Zwentendorf, von dem nur der Kirchturm mit seinem weißen Dach über die Bäume am Strome emporragt. Drei Schiffsmühlen sind in der Nähe des Ufers angebracht. Sie bestehen aus zwei verankerten Rähnen, von denen der eine das einfache Holzhäuschen trägt und der andere zur Unterstützung der Radwelle dient. Das breite Rad mit seinen langen Schaufeln dreht sich zwischen den beiden Booten. Die Schaufeln sind gewöhnliche Bretter, in welche hie und da Löcher gebohrt sind, durch die man wieder dünne Baumäste gezogen hat, so daß die Schaufeln in ihrer Lage gehalten werden. Aus dem winzigen Fenster der Mühle blickt der weiß bestaubte Müller heraus. Am Ufer sind zwischen den Bäumen Fischerneze zum Trocknen ausgespannt. Bald liegt der Ort uns im Rücken.

Wieder blicken rechts die Häuser eines Dörfchens über das Ufergebüsch. Ein hellschimmernder, von der Rinde befreiter, hoher Baum, dem nur an der Spitze die Zweige belassen wurden, überragt die Gehöfte. Bunte Bänder flattern vom Wipfel desselben. Dort war „Kirchweihfest“. Im Gasthause wurde getanzt und vor demselben ein Kletterbaum aufgerichtet. An dem glatten Stamme versuchten dann die Knaben emporzuklimmen zum lockenden Wipfel, wo Backwerk, Würste und aufgehängte Geldstücke dem kühnen Kletterer als Lohn winkten.

Rechts sind viele Männer beschäftigt. Die einen führen auf Zillen Bruchsteine herzu, andere werfen dieselben ins Wasser. Hier wird nämlich

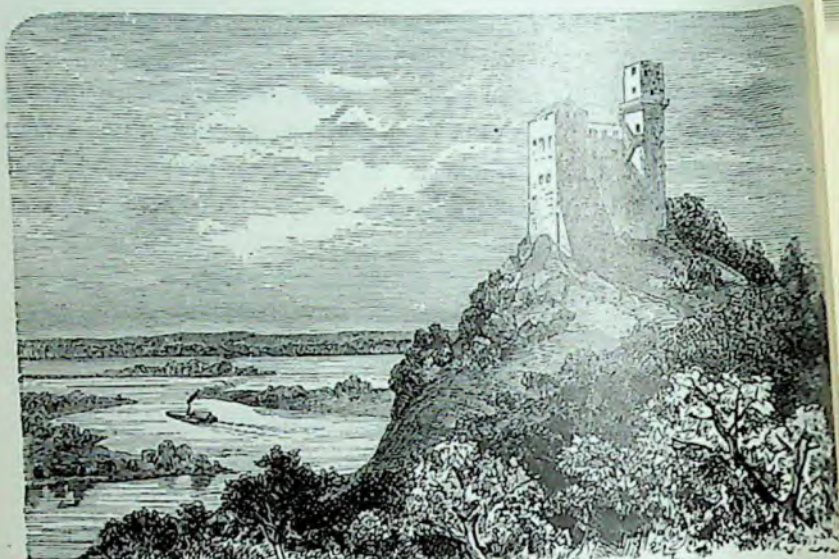
der Flußarm zwischen dem Festlande und einer großen Insel durch einen starken Damm abgesperrt, der jetzt schon von beiden Seiten her weit in den Strom hineinragt und nur noch einen schmalen Durchlaß übrig läßt, den derzeit die Schiffe benützen. Sobald aber der Steindamm fertig sein wird, drängt er die ganze Wassermasse in den breiten Flußarm links, der jetzt durch Baggermaschinen, von denen dort eine sichtbar ist, vertieft wird. Auf diese Art will man eine bequeme, hinreichend tiefe Fahrstraße gewinnen. Es ist dies ein Theil jener Flußregulierungsarbeiten, die, von der Mündung der Isper angefangen, den ganzen Strom allmählich in eine gleichmäßig gute Schiffsfahrtsstraße verwandeln sollen, und zu deren Vornahme unser Kaiser Franz Joseph I. im Herbst 1881 den Befehl gegeben hat. Nach vollendeter Flußregulierung wird der Schiffsverkehr einen gewaltigen Aufschwung nehmen, und manche Landstriche, die jetzt unbebaut liegen, wird man bewirtschaften können. Endlich sind wir in Tulln!

Von Tulln nach Wien.

Tulln ist eine der ältesten Donaustädte, denn schon unter der Römerherrschaft hatte Comagena, so hieß es damals, eine große Bedeutung. Hier war der Hafen einer der drei Flotten, mit denen die Römer die Donau befuhren zum Schutze ihrer Unterthanen. Auf der großen Ebene aber, die sich von Tulln bis zu den Bergketten im Süden hinzieht, dem sogenannten Tullner Felde, sammelte sich 1683 das deutsch-polnische Entsatzheer unter Karl von Lothringen und Johann Sobieski und zog von hier aus über die Berge des „Wienerwaldes“ der von den Türken bedrängten Hauptstadt Oesterreichs zuhülfe. Von hier aus wollen wir unsere Reise mit dem Dampfschiffe fortsetzen bis Wien.

Das Menschengewimmel auf dem Schiffe berührt ganz eigenthümlich nach unserer einsamen Fahrt. Überall stehen die Leute in Gruppen beisammen und bewundern immer auf's neue den schönen Strom, in dessen Bette auch weiterhin schöne Waldinseln liegen. Eine Schar schwarzer Wasserhühner fliegt über das Schiff hinweg und erregt aller Aufmerk-

samkeit, dann wendet sich diese wieder den Schiffslenten zu, von denen zwei am Vorderbuge des Fahrzeuges mittelst dünner, brauner Stangen an denen in bestimmten Abständen weiße Farbringe angebracht sind, die Tiefe des Fahrwassers untersuchen. Jetzt rufen sie nacheinander dem Capitän die Nummer des Theilstriches zu, bis zu welchem die Stange eintaucht, wenn sie den Grund berührt; der eine 11, dann $10\frac{1}{2}$, die andere $11\frac{1}{2}$, $10\frac{1}{2}$ endlich 10. Der Lauf des Schiffes verlangsamte sich auf Befehl des Capitäns, da die Gefahr des Festfahrens sich zeigte.



Greifenstein.

aber schon wieder tönt der Matrosen Stimme: $10\frac{3}{4}$, 11, $11\frac{1}{2}$. Sie legen die Stangen zur Seite, und die Schaufelräder zerpeitschen wieder in rascher Umdrehung das Wasser zu Gischt.

Die Berge des Wienerwaldes kommen rechts näher an den Strom heran. Dichter Laubwald bedeckt ihre sanften Hänge und abgerundeten Kuppen, sie ähneln etwas den Bergen des Erzgebirges, das wir im verflossenen Jahre besuchten. Nun schmiegt sich der Fluß an den nördlichsten Ausläufer an, und hier steht auf einem bewaldeten Hügel die Burg Greifenstein. Noch immer stattlich genug über

Die die Baumwipfel, und ein viereckiger Thurm erhebt sich über das
 rigge fensterreiche Gemäuer. Von ihr erzählt die Sage:

„Zwei Brüder stießen beim Schatzgraben auf ein riesenhaftes Gerippe,
 dem der Kopf fehlte. Da lachten und scherzten sie und machten Glossen
 über den Todten. Der eine meinte sogar, er möchte gerne den Recken
 sehen, mit dem entsprechenden Kopf zwischen den Schultern. Dann
 warfen sie die Gebeine untereinander und giengen nachhause. Um Mitter-



Klosterneuburg.

nacht klopfte es plötzlich an ihren Fensterladen, und eine furchtbare
 Stimme verlangte ungestüm Einlaß. Schrederfüllt öffnete der eine den
 Laden und draußen stand ein gewaltiger Riese, aus dessen unförmlichem
 Kopfe zornige Augen die Entsetzten anstarrten. Der Mann aber rief
 mit Donnerstimme: „Ihr habet mich sehen wollen, hier bin ich!“ Darüber
 erschrakten die beiden Schatzgräber so, daß sie bald darauf starben.“

Hinter Greifenstein biegt der Strom in kurzem Bogen um die
 vorspringenden Berge, und wir sehen links, vom Flusse entfernt, Klost-
 neuburg liegen, das früher eine Festung war. In der Nähe der
 Stadt, aber weiter flussabwärts, steigt aus der Ebene der weinreiche

Bisamberg auf, und gegenüber am rechten Flußufer überragt Nahlenberg die übrigen Höhen. Rechts sehen wir auch Rrihenberg und noch etwas weiter, am Fuße bewaldeter Berge, von reichen Gärten eingerahmt, Klosterneuburg. Das prächtige Augustinerchorherrnstift lenkt von weitem schon die Blicke auf sich. Von mächtigen Kuppeln überwölbte Thürme erhöhen den Eindruck, den das ausgebaute Gebäude macht.

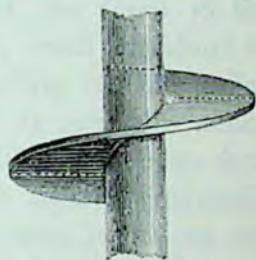
Das Kloster wurde von Leopold III., dem Heiligen, gegründet, und die Sage erzählt, wie es kam, daß das schöne Gebäude gerade an diesem Platz fand. Leopold der Heilige wollte nämlich durch Errichtung von Klöstern Gesittung und Sinn für Religion und geordnete Zustände bei seinen Unterthanen verbreiten. Eines Tages besprach er sich mit seiner Gattin Agnes über die Gründung eines Augustinerklosters. Weit hin schweiften ihre Blicke vom Söller des Jagdschlusses über das herrliche, reich gesegnete Land, da entriß plötzlich ein Windstoß seine Gattin den Schleier und führte das leichte, kostbare Gewebe weit über die undurchdringlichen Wälder hinweg, die damals all die Berge in der Umgebung von Wien bedeckten. Lange konnten die fürstlichen Gatten den flatternden Schleier mit den Augen verfolgen, bis ihn ein Hügel ihren Blicken entzog. Als Leopold nach mehreren Jahren in dem dichten Forste jagte, kam er bei der Verfolgung eines Wildes auch in die Nähe der Donau und fand an einem Dornbusch den wertvollen Schleier seiner Gemahlin unverfehrt hängen. Er betrachtete dies als Fingerspiel Gottes und beschloß, an jener Stelle das Chorherrnstift erbauen zu lassen. Bald erschollen auf das fürstliche Gebot die Schläge der Axt und lichter die Wildnis. Dem Boden entstiegen die Mauern des Klosters, und nach kurzer Zeit blickte auf den brausenden Strom von der Spitze der Thürme das Kreuz; die Wälder verschwanden, und fruchtbare Felder, gesegnete Weingärten bedeckten statt des früheren Urwaldes die Gehänge der Berge. In der Nähe des Stiftes entstand auch die Stadt. Von ihr aus ziehen sich Weinberge weit in den Thälern zwischen den Bergen hin; der Klosterneuburger Wein ist ja allbekannt.

Auch die Seiten des Nahlenberges, in dessen Nähe wir uns jetzt befinden, sind weit hinauf mit Reben bepflanzt; darüber folgt Wald und geschichtetes Gestein. Zu seinem Gipfel führt eine sogenannte Bahnradbahn.

Eine Eisenbahn, bei der die große Steigung dadurch überwunden wird, daß an der Locomotive ein Zahnrad angebracht ist, das in eine mit Zähnen versehene Eisenschiene eingreift. Die Wiener besuchen auch den Rahlenberg vielfach im Sommer, da derselbe eine herrliche Aussicht über die Riesenstadt, die Berge des Wienerwaldes und den Donau mit seinen Inseln und fruchtbaren Ufern gestattet. Am Fuße des Berges liegt Rahlenbergerdorf in einem breiten Rahmen von Weinbergen.

Wir nähern uns Wien, dem Herzen des Reiches, dem gleich einer mächtigen Pulsader die Donau zufließt; schon sehen wir sein Wahrzeichen, den Stephansthurm, zum Himmel emporragen. Weiter links tritt aus grünem Walde eine riesige Kuppel, die im Prater für die Weltausstellung im Jahre 1873 erbaute eiserne Rotunde, hervor, Zeugnis vom Aufschwung der österreichischen Industrie. Vor uns liegt Rußdorf. Aber

schon dir doch den winzigen Dampfer dort an, der quer über den Strom fährt! Er ist kaum größer als ein gewöhnliches Boot, besitzt auch keine Schaufelräder, da er ein Schraubendampfer, ein sogenannter „Proveur“ ist. Ein Österreicher, namens Kessel, hat die Schiffsschraube erfunden, die aus einer starken, eisernen Achse besteht, an deren Ende zwei eiserne Flügel, ähnlich wie die Flügel einer Windmühle, schief eingesetzt sind. Eine solche Schraube wird derart am Schiffe angebracht, daß die Achse der Länge nach durch das Schiff läuft, während das Ende derselben mit den Schraubenflügeln rückwärts aus dem Schiffe ins Wasser vorragt. Wird nun durch die Dampfmaschine die Achse rasch gedreht, so dreht sich auch die Schraube und schiebt das Schiff nach vorwärts.



Die Schiffsschraube.

Der Dampfer hat Rußdorf erreicht, wo von dem eigentlichen Strome der schmale Donaukanal abzweigt und nach Wien führt. Über die Donau führt hier eine schöne Eisenbahnbrücke. Da das große Schiff in den seichten Canal nicht einzudringen vermag, so hält es im Strome und ein kleineres Dampfschiff legt sich an das unsere an, so daß wir bequem übersteigen können. Dann fahren wir in den Donaukanal, an dessen

Einfahrt, am Ufer befestigt, ein unförmlicher eiserner Kasten schwimmt das „Sperrschiff“. Den Zweck desselben will ich dir näher erläutern.

Im Winter führt bei Thauwetter die Donau gewaltige Eismassen hinunter gegen Wien. Die Schollen drängen und schieben sich, bleiben auch am Ufer hängen und erfüllen endlich das ganze Strombett. Die eisigen Eistafeln preßt der Wasserschwall zwischen die anderen Eistrümmern, hebt sie empor, daß sie gleich durchsichtigen Wänden emporragen. Bald ist der gewaltige Strom zum starren Eisfeld geworden, wo Boote an Backe sich reiht, oder große ebene Flächen von Ufer zu Ufer hinziehen. Aber Ruhe herrscht nicht in der eisigen Barre. Das knarrt und ächzt, das splittert und kracht, und aus tausend Öffnungen sprudelt das eingeschlossene, gelbgraue Wasser gleich Springquellen empor, und durch andere Öffnungen wieder zu verrinnen. Die gestaute Wassermenge des Stromes preßt die übereinander geschichteten Schollen, daß sie klirrend zersplittern, und diese wieder drängen die Fluten über die Ufer, daß sie tosend und brausend über die Felder und Auen sich wälzen, die fruchtbare Ebene zum schäumenden See umgestalten und alles verwüsten, bis ihre gesteigerte Kraft den Eisstoß hebt und hinabträgt nach Süden. Um nun zu verhüten, daß der Eisstoß auch in den Donau canal eindringe und hier Überschwemmungsgefahr erzeuge, hat man das „Sperrschiff“ erbaut. Beim Eintritt des Winters legt man dasselbe quer über den Canal und befestigt es an beiden Ufern. Vor dem Schiffe aber senkt man in den Boden die „Eisnadeln“, starke eiserne Stangen, die, dicht neben einander gestellt, den Schollen den Eintritt in den Donau canal verwehren. Tritt nun Thauwetter ein und schwellt die Donau, so senkt man das Sperrschiff tiefer, damit nur wenig Wasser eindringen könne und so jede Überschwemmungsgefahr für Wien und die Umgebung hintangehalten werde. Bringen aber die angeschwollenen Bogen Eisschollen mit, dann haben die Eisnadeln das Sperrschiff zu schützen. Sie drängen die Eisschollen hinaus in den Strom. Aber mit derartiger Wucht kommen dieselben oft heran, daß sie die Eisenstangen biegen wie dünnen Draht oder ganz aus dem Untergrunde herausreißen.

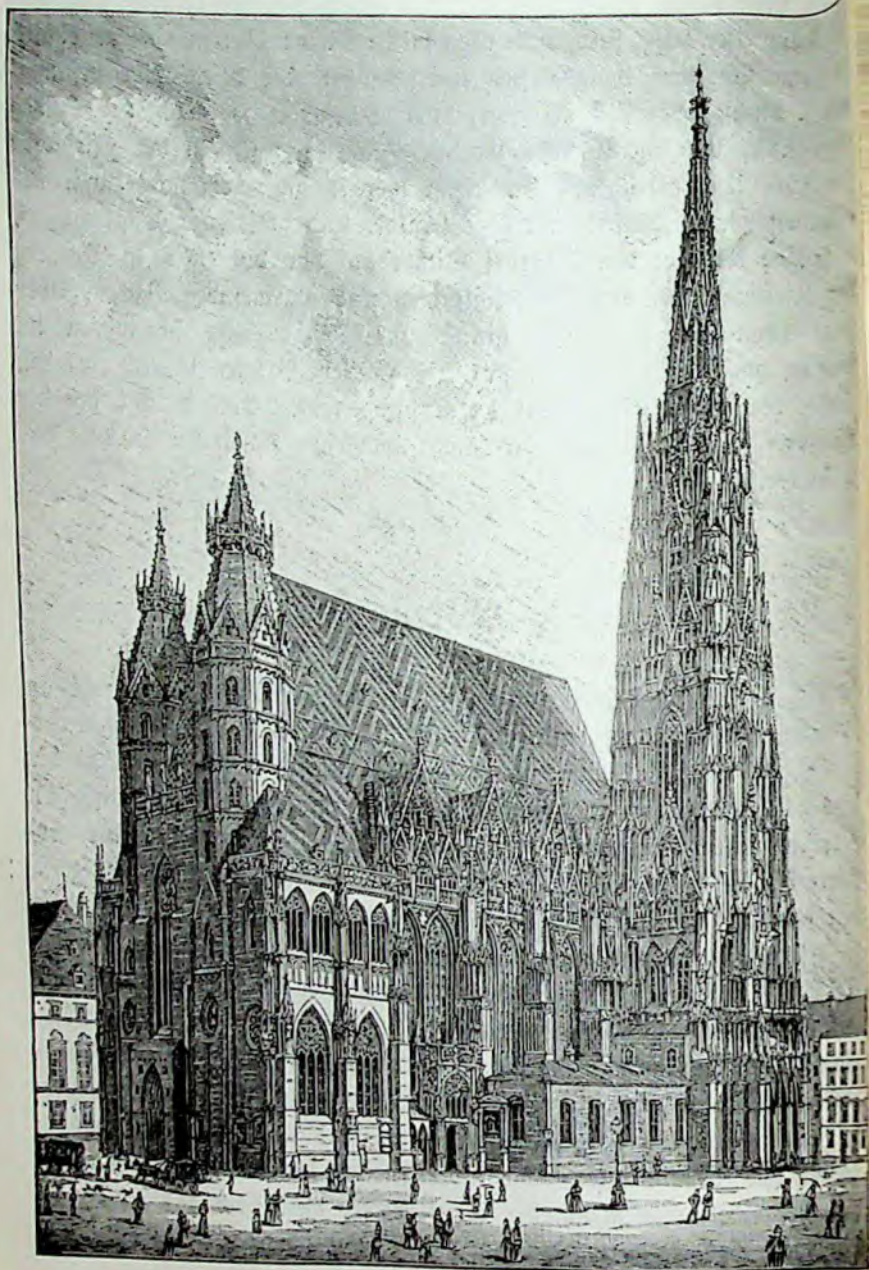
Während ich dir die Bedeutung des Sperrschiffes auseinander gesetzt habe, sind wir schon weit in den Canal eingedrungen. Links

liegen viele Zillen im Wasser, die mit Granitwürfeln beladen sind, und auf dem Ufer selbst sind viele eben solche Steine übereinander geschichtet, die zum Pflastern von Gassen und Plätzen der Riesenstadt bestimmt sind. Rechts aber sind Bretter, dort Brennholz zu mächtigen Stößen aufgehäuft, und im Canale werden Flöße zerlegt, Bretter gewaschen und zum Ufer getragen. Es riecht hier so angenehm nach Harz, als befänden wir uns mitten im Nadelwalde, und schließen wir die Augen, so steigen bei dem Dufte sofort Bilder auf von dunkelgrünen Tannen, von Kiefergestrüpp, von Waldschluchten und murmelnden Bächen. Aber schon liegen die Holzlager hinter uns, Fischbehälter schwimmen im Wasser, am Ufer zeigen sich stattliche Häuser, Brücken führen über den Fluß, das Dampfsschiff fährt durch die Stadt. Endlich legt sich der Dampfer an einen Vorbau, er landet am Franz Josefs-Quai. Wir sind in Wien!

Wien.

Wien, die schöne Hauptstadt des Kaiserstaates, ist so reich an Sehenswürdigkeiten, daß ich dir nur einiges zu zeigen vermag. Später, wenn du älter geworden bist, kannst du dir dies prächtige Wien wieder und genauer betrachten; dann wirst du manches sehen, bewundern, studieren, an dem ich dich jetzt achtlos vorübergehen lassen muß. Eines aber wollen wir uns heute noch ansehen, den herrlichen, weithin sichtbaren Dom zu St. Stephan.

Das ist ein wunderherrliches Bauwerk! Wie ein Wald von schlanken Säulen, durch zierliche Ranken und Blättergebilde mit einander verbunden, entsteigt es dem Auge; Spitzbogen bauen sich höher und höher übereinander und umschließen durchbrochene Blumenrosetten mit schönen Glasmalereien. Den zartesten Spigen gleich umziehen prächtige Steinguirlanden die mächtigen, spitzbogigen Fenster. Als Vollendung des Ganzen schießt aus dem Säulen- und Bogengewirre die Nadel des Thurmes auf, der Edeltanne gleich, die ihren Wipfel weit über das anmuthige Laubwerk des Niederwaldes zu den Wolken emporhebt. Höher und



Der Dom zu St. Stefan.

höher schweift der Blick über die unendliche Mannigfaltigkeit der aufragenden Säulchen und Bogen, Zacken und Spitzen, der zierlichen Steinadeln des schlanker und schlanker werdenden Thurmes, bis endlich in schwindelnder Höhe der Blick an dem blinkenden Doppelaar haftet, den das Kreuz überragt. Kaum denkbar erscheint es, daß diese zierlichen Säulen, diese durchbrochenen Giebel und Dächer imstande seien, Jahrhunderte zu überdauern, aber den furchtbarsten Stürmen boten sie schon Trotz, eisenfest blickt der Stephansturm auf die Umgebung hernieder, der Doppelaar sieht unerschütterlich von der Höhe auf die weiten Gaue Oesterreichs, über welche er herrscht.

So herrlich die Kirche von außen ist, einen so eigenartig schönen Eindruck macht auch ihr Inneres. Schwaches Dämmerlicht ist in der gewaltigen Halle verbreitet, die brennenden Farben der Glasmalereien auf den Fenstern werfen bunte Streiflichter auf die hallenden Steinfliesen, und von den alterthümlichen Wänden hebt sich hier flimmernde Vergoldung, dort ein farbenreiches Gemälde deutlich ab. Allmählich gewöhnt sich unser Auge an das düstere Halblight, und wir unterscheiden die Rippen der Spitzbogen oben an der Decke, die von gewaltigen Säulen getragen werden, wie hundertjährige Stämme das Blätterdach im ernsten Hochwald stützen. Mehr als hundert Heiligenbilder zieren die starken Pfeiler, und die Altäre schimmern im Goldschmucke. Hier, neben der mächtigen Säule steht die prächtige Kanzel, so zierlich aus Stein gearbeitet, daß sie keine Bewunderung erregt.

Unter unseren Füßen ruht ein großer Theil der einstigen Bewohner Wiens, denn in der Tiefe, sowohl unter dem Dome, als auch unter dem umgebenden Plaze, dem ehemaligen Friedhofe, ziehen sich die Katafomben hin, unterirdische Gänge, gefüllt mit den sterblichen Resten, den vermodernden Knochen der früheren Wiener.

Wir werden nun den Thurm ersteigen, denn von ihm aus sieht man nicht bloß Wien, sondern auch weit in die Ferne. Höher und höher steigen wir auf den steilen Treppen; endlos erscheint uns die Zahl der Stufen. Nun haben wir des Thürmers Wohnung erreicht und treten hinaus auf die Brüstung.

Ich glaube dir gerne, daß du erschrickst, denn der Blick in die gewaltige Tiefe erregt Schwindel. Schwebt ja das Kreuz auf der

Thurmspitze mehr als 136 m über dem Stephansplatze, und auf 533 Stufen erreichten wir die Stelle, von der wir jetzt hinunterblicken. Winzig klein erscheinen die eilenden Menschen in der Umgebung des Domes, gleich durcheinander krabbelnden Ameisen. Im Süden dehnt sich das unfruchtbare Neustädter Steinfeld bis zu den Alpen hin; der Schneeberg begrenzt dort die Fernsicht. Gegen Westen hin blicken wir in die Thäler des Wienerwaldes hinein mit ihren reizenden Landhäusern und freundlichen Dörfern. Ganz nahe scheint uns der Rahlenberg mit seinen Weingärten. Gegen Nordosten hin sehen wir nahe der Stadt den silberglänzenden Bogen der Donau, die prächtigen Laubwälder an ihrem Ufer, und ungehindert schweift weiterhin der Blick über die weite, fruchtbare Ebene, das Marchfeld. Verschiedenfarbige Felder bedecken schachbrettartig dasselbe. In der Ferne verschwimmen ihre verschiedenen Farben, und die bläulichen Berge der kleinen Karpathen begrenzen endlich den Gesichtskreis. Im Südosten erblicken wir das Leithagebirge, hinter welchem sich die kleine ungarische Tiefebene mit dem Neusiedlersee und dem Hansagsumpfe ausdehnt. Ein wahres Meer von Häusern aber liegt zu unseren Füßen; über die verschiedenfarbigen Dächer ragen Thürme auf, und kräuselnde Rauchwölkchen steigen aus den zahlreichen Schornsteinen. Zur steinernen Rose, die auf der Thurmspitze angebracht ist und den Adler nebst dem Kreuze trägt, führen außen eiserne Leitern empor, doch ist das Erklimmen derselben verboten. Die schreienden Seglerichwalben, die in tausendem Fluge unermüßlich die Spitze umkreisen, scheinen uns mit lautem Gekreische zu verhöhnen, daß wir trotz des angestrengten Steigens nimmer die schwindelnde Höhe erreichen können, in der sie ihre Flugspiele aufführen.

Wir steigen wieder treppabwärts, doch ist dies beschwerlicher als das Emporsteigen. Endlich stehen wir auf dem Pflaster des Platzes, aber müde und matt. Darum wollen wir uns in einen Gasthausgarten begeben und uns dort von der Anstrengung erholen. Bei dieser Gelegenheit will ich dir auch Einiges über Wiens Geschichte mittheilen. Also höre!

Es ist wahrscheinlich, daß an der Stelle, wo heute Wien steht, sich schon im grauen Alterthume eine Ansiedlung der Ureinwohner des Landes, der Kelten, befand, von der wir jedoch nicht einmal den

Namen kennen. Wenige Jahre nach Christi Geburt erbauten hier die Römer ein festes Lager. Vindobona, wie sie es nannten, wurde eine blühende Stadt, eine Grenzburg gegen die anstürmenden Deutschen. Römische Behörden hatten da ihren Sitz; hier starb der edle Römerkaiser Marcus Aurelius, als er seine Legionen gegen die Marcomannen, einen deutschen Volksstamm, führte, die das heutige Böhmen bewohnten. Später hieß dann Vindobona auch Fabiana, nach der Cohorte, die hier die Besatzung bildete. Friedlich giengen durch Jahrhunderte Vindobonas Bewohner ihren Geschäften nach, und die Römersoldaten hatten wenig Gefahr zu überstehen. Da begann im 5. Jahrhunderte die sogenannte „Völkerwanderung“. Gothen, Scythen und Vandalen hausten nacheinander in Wien, und endlich erschienen aus den weiten ungarischen Grassteppen hunnische Horden, sengend und plündernd, schlugen die Vertheidiger, zerstörten die Lager und verbrannten die Stadt. Vindobona war ein Trümmerhaufen, und wo früher edle Römer die Ereignisse im Weltreiche besprachen, auf dem Forum, dem öffentlichen Plage von Vindobona, fütterten gelbhäutige, schiefäugige Hunnen ihre struppigen Pferde. Nach Attilas Tode zerfiel das Hunnenreich, und Fabiana kam unter die Herrschaft der Rugier, eines germanischen Volksstammes.

Diesen folgten später die Avaren; unter ihnen war es nicht besser, bis Karl der Große sie schlug, sein Sohn Pipin sie aus dem heutigen Niederösterreich verjagte und die Ostmark errichtet wurde. Nun erhob sich Wien aus den Trümmern, und bald war es größer denn je. Als gar der Babenberger Heinrich Jasomirgott im 12. Jahrhunderte hier seine Residenz aufschlug, wuchs die Stadt zu ansehnlicher Größe und Macht. Mit Friedrich dem Streitbaren starb das Geschlecht der Babenberger aus, und Österreich kam an Rudolf von Habsburg, den Stammvater unseres erlauchten Kaiserhauses. Von den weiteren Schicksalen der Stadt will ich nur noch erwähnen, daß im Jahre 1529 die ungezählten Scharen des Türkenkultans Soliman, der schon Ungarn erobert hatte, Wien belagerten. Aber wacker kämpften Bürger und Soldaten unter dem Befehle des Grafen Salm gegen den gemein samen Feind, bis derselbe unverrichteter Dinge abziehen mußte. 150 Jahre später wurde Wien von einer fürchterlichen Krank-

heit, der Pest, heimgesucht. Tausende starben dahin, und alle Band der Ordnung löste die entsetzliche Seuche, die auch in unseren Tagen von Zeit zu Zeit in Asien auftaucht und Europa in Schrecken versetzt.

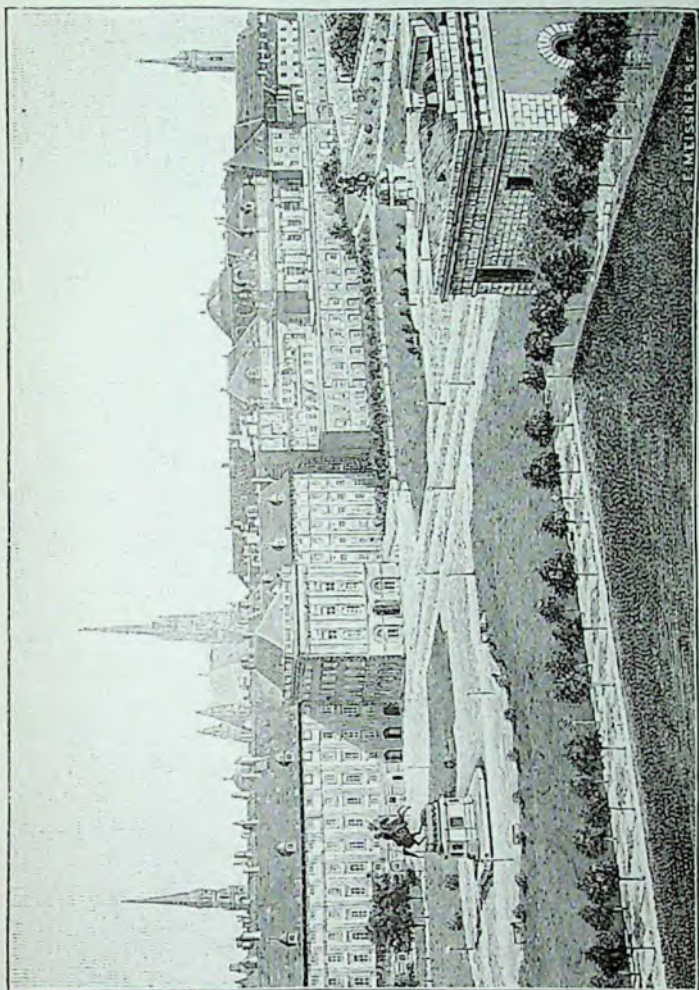
Raum aber war die Pest erloschen, da nahen 1683 auf's neue die Türken unter Kara Mustapha. Graf Rüdiger von Starhemberg befehligte die schwache Besatzung und feuerte alle zum tapfersten Widerstande an. Die Bürger von Wien hielten sich wacker, und die Türken erfuhren, was Heldemuth ist. Sturm auf Sturm wurde zurückgeschlagen, trotzdem die Feinde mit gewaltigen Kanonen Breschen in die Ringmauer schossen und aufstiegender Pulverminen die Schanzen zerstörten. Groß war die Noth der bedrängten Stadt, Boten auf Boten sandte Starhemberg zu Karl v. Lothringen und König Johann Sobieski, die auf dem Tullner Felde ihre Heere sammelten. Allnächtlich stiegen vom Stephansthurme Raketen gleich feurigen Schlangen zum dunklen Himmel empor, den Freunden die Noth zu verkünden. Da, eines Tages in der ärgsten Bedrängnis zeigten sich auf dem Rahlenberge dunkle Massen; in langen Colonnen marschierte dort Fußvolk, und Reiter Schwärme kamen aus den Thälern hervor. Die Kanonen der Türken verstummten, Mustapha wurde geschlagen, seine Truppen verjagt und später auch Ungarn dem Sultan abgenommen.

Nun habe ich dir das Wichtigste aus der Geschichte von unserm Vaterlandes Hauptstadt erzählt, einiges werde ich dir später noch mittheilen. Wir haben von unserer Thurmbesteigung ausgeruht und begeben uns in unser Nachtquartier.

Die k. k. Hofburg.

H heute will ich dir die Hofburg zeigen, unseres Kaisers prächtiges Schloß. Dabei besichtigen wir die Ringstraße, eine breite Gasse, welche die innere Stadt gleich einem Gürtel umzieht, und beginnen unsere Wanderung vom Franz Josephs-Quai aus, wo unser Dampfschiff landete. Schöne Parkanlagen sind hier am Ufer des Canals hergestellt und erfreuen neben den Häusercolossen durch ihr erquickendes Grün.

Scharen von Menschen strömen die breiten Gassen auf und ab, so geschäftig und eilig, als hätte keiner einen Augenblick zu versäumen, Droschken und allerlei andere Wagen rasseln im Trabe über das Pflaster;

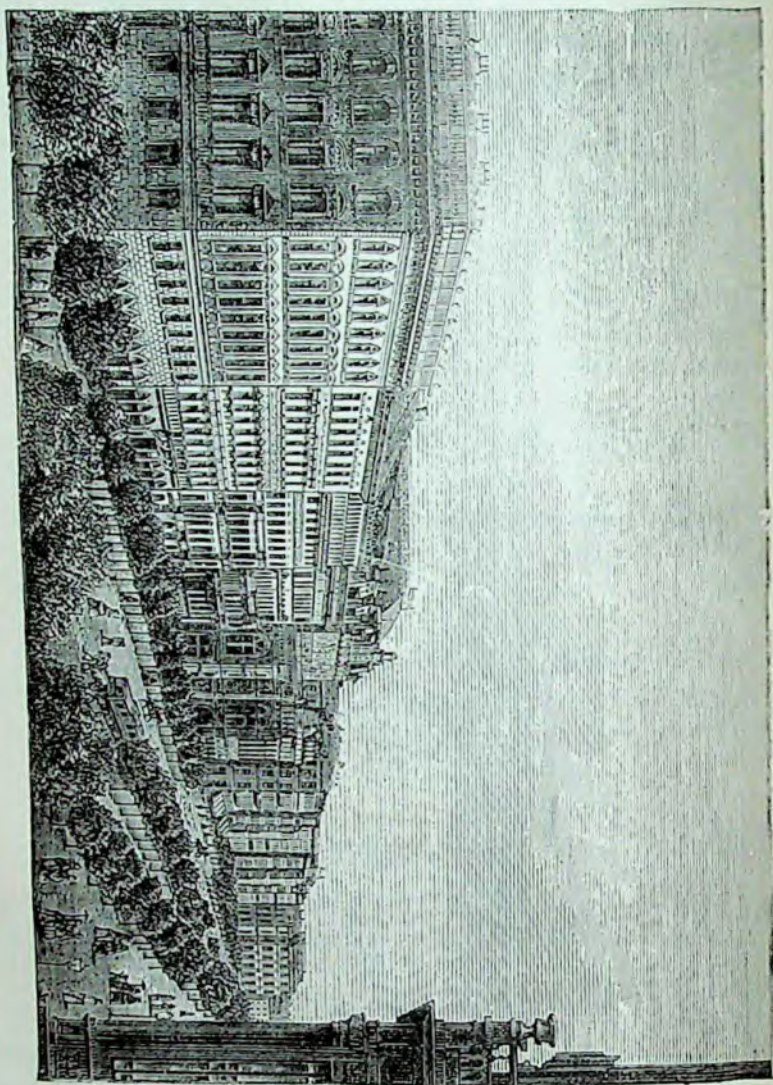


R. L. Hofburg.

dann kommt wieder ein schwerfälliger Pferdebahnwaggon dahergerollt und zwingt Menschen und Fuhrwerke zum raschen Ausweichen. Bewunderst du nicht das ausgezeichnete Pflaster? Es besteht aus gleichgroßen Granitwürfeln, die an der Donau unterhalb Sarmingstein ge-

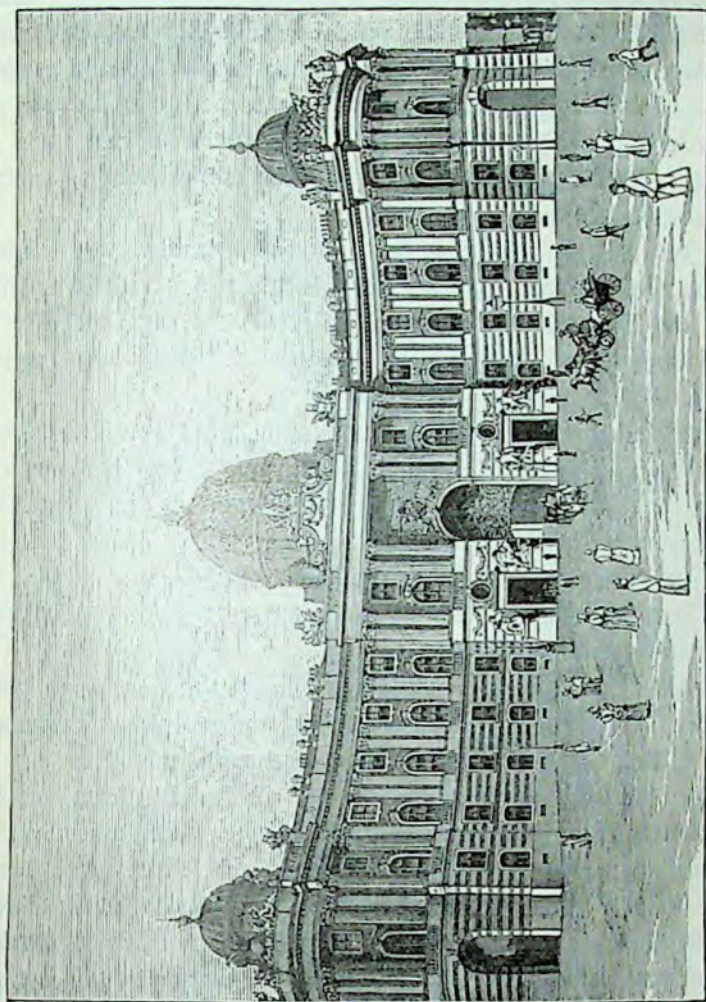
brochen und auf Zillen, wie wir sie im Donaucanale gesehen haben, nach
Wien gebracht werden. Ihnen danken die Wiener ihre ebenen, ja

Die Stalingstraße.



beren Straßen, auf denen du wie auf gebieltem Boden einhergehst. An
einer großen Kaserne und der vor ihr befindlichen Franz Josephs

Thore schreiten wir vorüber und gelangen auf jenen Theil der Ringstraße, den man Stubenring nennt, und neben welchem der leichte Wienfluß der Donau zueilt. Hier steht links das Gewerbemuseum, ein stattliches



Burgthor.

Gebäude, an der Außenseite mit Malereien geschmückt. Etwas weiterhin liegt der schattige Stadtpark, ein Kleinod von frischstem Grün, von Waldluft und saftigen Wiesen mitten in der Häusermasse der Hauptstadt.

Gerstendörfer, Eine Fahrt auf der Donau.

Paläste reihen sich nebeneinander, deren Erdgeschosse reiche Räume mit geschmackvollen Auslagen enthalten. Mehrere Reihen von breitblättrigen Platanen und schlanken Götterbäumen gewähren schon einen Schatten; in einigen Jahren werden sie im Sommer den Spaziergänger ein schattiges Laubdach bieten und die im Herbst sich röthlich färbenden Fiederblätter der Nilanthus- oder Götterbäume die Straße aufs prächtigste schmücken. An dem großen Hofoperntheater vorbei gelangen wir zuerst zu einem von zierlichem Gitterwerke umschlossenen Garten, dem k. k. Hofgarten. Ihm gegenüber liegen links das kunsthistorische, rechts das naturhistorische Museum.

An den k. k. Hofgarten schließt sich das Burgthor an. Dies ist ein schöner, freistehender Thorbogen, an welchen beiderseits ein Flügelbau, der als Wachstube dient, sich anschließt. Auf der Innenseite trägt das gewaltige Thor die Inschrift: *Justitia fundamentum regnorum* (Gerechtigkeit ist die Stütze der Reiche).

Wenn man eine der fünf Durchlassöffnungen des Hauptthores durchschreitet, gelangt man auf den äußeren Burgplatz, der rechts von dem k. k. Hof- und Kaisergarten, links vom Volksgarten, und dem Thor gegenüber von der Burg begrenzt wird. Die Burg selbst besteht aus mehreren großen Gebäuden und umschließt verschiedene Plätze. Wir brauchen für den Eintritt keine Erlaubnis, der Palast der kaiserlichen Familie steht jedermann offen.

Plötzlich eilen die Soldaten aus den Wachstuben hervor, ein leichter Wagen rollt von der Burg gegen das Thor, unser Kaiser fährt an uns vorüber. Dich freut der freundliche Gegengruß, mit dem Er deine ehrerbietige Verbeugung erwidert! Sieh, all die Menschen, an denen Er vorbeieilt, grüßen voll Freuden den geliebten Monarchen, und Er dankt allen mit gleich freundlichem Gruße. Stets ist Er so leutselig gegen die Bewohner Seines weiten Reiches, nur den schlechten Menschen ist Er nicht hold. Er hat heute in der Hofburg schon gar vieles gearbeitet, denn schon um vier Uhr früh ist Er beschäftigt, und so ist fast der ganze Tag der Arbeit, nur wenig der Erholung gewidmet, und die Erholung selbst ist wieder mit Anstrengung verbunden, wenn Er seine Regimenter exerzieren läßt, oder im rauhen Gebirge auf schwindelndem Felspfade der Gemse nachsteigt, oder den Auerhahn mit nie fehlender Büchse vom

Wipfel eines Baumes herabschießt. Dabei erträgt Er die unglaublichsten Strapazen mit Leichtigkeit. Wie oft und oft schwebt Sein Name auf den betenden Lippen der Dürftigen, die das Schicksal mit schweren Schlägen heimgesucht hat, denn des Kaisers milde Hand spendet zu jeder Zeit allen Unglücklichen reichliche Gaben. Fast täglich kannst du in den Zeitungen lesen, daß unser Kaiser zum Aufbau einer Kirche, eines abgebrannten



Kaiser Franz Joseph I.

Ortes u. s. w. namhafte Geldsummen spendet. Kein anderer Herrscher auf der Erde thut so viel zur Vinderung der Noth wie Kaiser Franz Joseph, können wir Österreicher mit Stolz behaupten! Bei jeder Gelegenheit bethätigt Er Seinen Wohlthätigkeitsinn, greift sogar selbst ein, um den Unglücklichen Trost und Hilfe zu bringen; wie er dies im Jahre 1879 that, als die Stadt Szegedin von den Fluten der Theiß hinweggespült wurde, daß von ihr fast nichts erhalten blieb. Damals eilte

Er an die Stätte des Unheils, fuhr auf den schmutzigen Wogen zwischen die Häusertrümmer, tröstete die verzweifeltsten Menschen, versprach ihnen Schutz und Hilfe. Heute preisen tausend Zungen den kaiserlichen Retter und Herrn. Jeder Seiner Unterthanen, auch der geringste hat Zutritt zu Ihm, an den Audienztagen kann jeder dem Kaiser seine Beschwerden und Wünsche vorbringen, Er wird ihn geduldig hören und stets die richtige Entscheidung treffen.

Zuhause will ich dir ein Büchlein geben, in welchem du vieles über unseres Kaisers Leben nachlesen kannst, mehr werde ich dir an den langen Winterabenden von Ihm erzählen.

Wir überschreiten den weiten Burgplatz, den die Reiterstandbilder von Erzherzog Karl und Prinz Eugen zieren, und gelangen durch ein großes Thor auf den Franzensplatz, der von mächtigen Burggebäuden ganz umschlossen wird, und auf welchem das Denkmal Kaiser Franz I. auf einem Sockel von geschliffenem Marmor steht. Die nördliche Seite des Platzes bildet der Reichskanzleipalast, und in diesem wohnt unser Kaiser. Dort die Fenster im ersten Stocke gehören zu Seinen Wohngemächern. Auch den Schweizerhof besuchen wir jetzt, in dessen Thorwölbung an der Decke die Inschrift A. E. I. O. U. zu lesen ist. Eigentlich sind es die Anfangsbuchstaben der lateinischen Worte: „Austria erit in orbe ultima“ (Österreich wird bestehen bis zum Ende der Welt), oder auch: „Austriae est imperare orbi universo“ (Österreich ist es bestimmt, über den Erdkreis zu herrschen), im Munde des Volkes aber erhielt sie die Deutung: „Aller Ehren ist Österreich voll,“ und diese Übersetzung merke dir wohl und trachte darnach, später als Mann in deinem Kreise für Österreichs Macht und Ehre zu wirken jederzeit.

Vom Schweizerhofe gelangen wir auch in die kaiserliche Schatzkammer. Glaubst du dich nicht in eine Zauberwelt, in eine jener von Gold und Edelsteinen funkelnden Hallen versetzt, wie sie die Märchen schildern? Überall fällt der Blick auf leuchtende Waffen, auf silberne, goldene Gefäße, auf köstliche Edelsteine. Hier siehst du Krone, Reichsapfel und Scepter, auch die Krone der Kaiserin, dort eine unschätzbare Sammlung seltener Edelsteine, die in den verschiedensten Farben funkeln und blitzen; darunter den großen, prachtvoll geschliffenen Diamanten, den „Florentiner“. In jenem Glasschranke dort ruhen die Kron-

insignien des h. römischen Reiches, hier wieder Reliquien. Du willst wissen, was in dem verschlossenen, schwarzen Kästchen auf jenem Pfeiler sei? Es enthält die Schlüssel zu den Särgen der Vorfahren unseres Kaisers. Das ist auch ein Schatz von Thatkraft und Edelsinn, von Herrschertugenden und Heldenmuth, der in der Kapuzinergruft ruht bis an das Ende der Dinge!

Noch einmal laß deinen Blick über all die hier aufgespeicherten Herrlichkeiten gleiten, dann wollen wir die Schatzkammer verlassen und das in ganz Europa berühmte Mineraliencabinet im naturhistorischen Museum besuchen.

Die prachtvollsten Stücke der verschiedensten Mineralien sind hier zur Besichtigung aufgestellt: in dem einen Saale Tropfsteine, Silberstufen, Kochsalz und andere, im nächsten Bergkrystalle, Edelgestein, ein großer Smaragd und das größte bisher gefundene Stück von edlem Opal.

Im dritten Saale aber fällt dir ein gewaltiges Skelet auf, das in der Mitte des Raumes aufgestellt ist. Es ist das Knochengerrüst des Schelches, jenes Riesenhirsches, von dem noch das Nibelungenlied erzählt. Man hat das gut erhaltene Skelet desselben und noch mehrere andere in einem tiefen Torfmoore Irlands gefunden. Das gewaltige Thier mag dort in die sumpfige Tiefe gesunken und so zum Theil erhalten worden sein. Betrachte dir nur das ungeheure Geweih, dessen Spitzen über 3 m von einander entfernt sind!

Im vierten Saale finden wir gar einen alten Bekannten von unserer Erzgebirgsreise, ein Stück vom „verwunschenen Burggrafen“ zu Elbogen, und außer ihm noch viele andere Meteorsteine.

Alle diese seltenen Naturalien haben Österreichs Herrscher sammeln und aufstellen lassen, damit Freunde der Naturwissenschaften sie sehen und studieren können. Doch nicht bloß solche Sammlungen sind in der Hofburg der Besichtigung freigegeben, auch eine riesige Bibliothek von mehr als 500.000 Bänden ist für Wissbegierige geöffnet.

Betrachten wir uns noch das Reiterstandbild Kaiser Josephs II. im Burghofe, der die Leibeigenschaft aufgehoben, wie unter Kaiser Franz Joseph I. die Robot abgeschafft wurde, und dann verlassen wir unseres Kaisers Schloß, Österreichs „Burg“.

A. E. I. O. U.

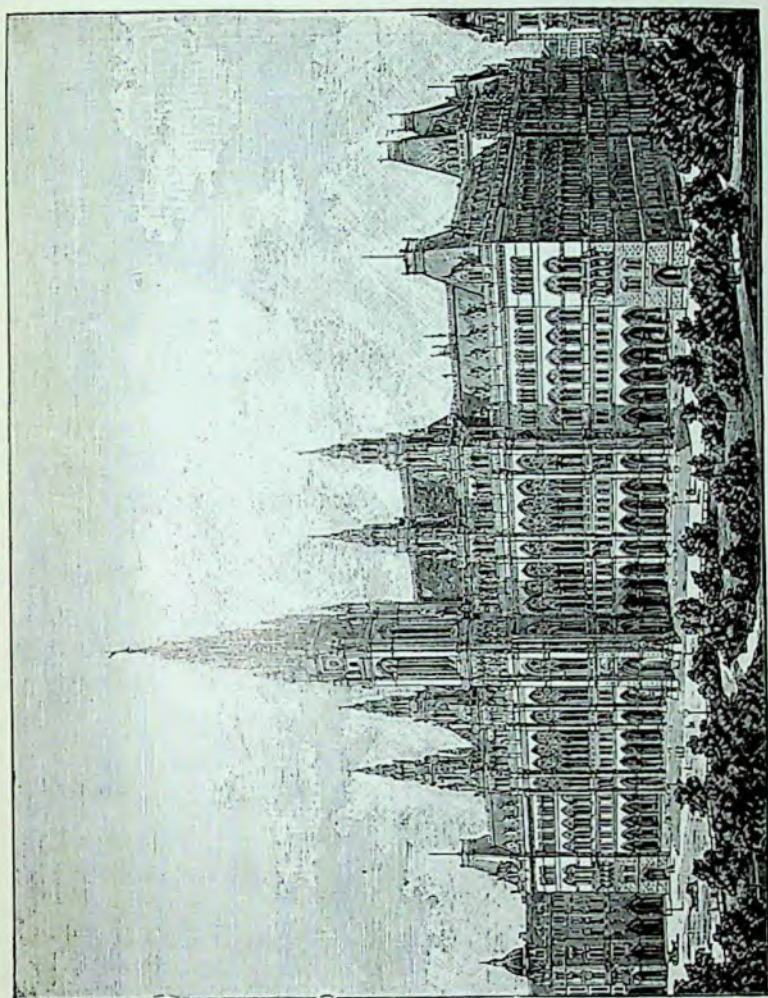
Schönbrunn.

Von der Burg aus gelangen wir an dem Volksgarten vorbei zu einer Anzahl der schönsten Bauwerke, die in neuester Zeit entstanden sind und jeden Fremden zur Bewunderung hinreißen. Rechts das neue Hoftheater, links das Reichsraths- und Universitätsgebäude und zwischen beiden das neue große Rathhaus der Reichshauptstadt Wien. Den Raum zwischen den Palästen füllen zierliche Parkanlagen aus, und über das Universitätsgebäude ragen die schlanken, durchbrochenen Thürme der Botivkirche empor, die in ihrem Baue dem Stephansdom ähnelt, aber leichter und zierlicher erscheint. Die Ringstraße bietet unendlich viel des Schönen und Prächtigen, und auch sie haben die Wiener unserem Kaiser zu danken, denn an der Stelle der Straße umzog früher ein Zickzackgürtel von Schanzen die innere Stadt, bis dieselben auf Befehl des Kaisers entfernt und auf dem gewonnenen Raume diese herrlichen Bauten aufgeführt wurden.

Wir besteigen jetzt einen Wagen der Pferdeeisenbahn und fahren nach Schönbrunn.

Das prächtige Lustschloß erhielt unter Maria Theresia und Josef II. seine jetzige Gestalt und Ausdehnung, und gerne wohnen die Mitglieder unseres Kaiserhauses in den schönen Räumen desselben. Ein großer Garten schließt sich auf der Rückseite des Schloßes diesem an und bietet reizende Spaziergänge, Blumenbeete und schattige Lauben: in der Morgenfrühe zumal, wenn die Thauperlen an den Blättern blitzen, die Rosen lieblicher duften und die Vögel ihre süßen Weisen ertönen lassen, ein herrlicher Aufenthaltsort. Vom Schlosse aus hebt sich der blumengeschmückte, mit vielen Bildsäulen versehene Garten allmählich; wahre Blätterwände von beschnittenen Buchen rahmen ihn ein, und ein weites, mit Statuen geziertes Wasserbecken, aus welchem zwei Wasserstrahlen hoch in die Luft emporsteigen, bildet den Abschluß desselben. In einiger Entfernung oberhalb steht ein schöner Säulenbau, die Gloriette, von der man eine entzückende Aussicht über Schönbrunn und Wien genießt. Von hier aus wandeln wir auf sauberen Kieswegen zwischen

haus hohen Baumwänden. Darin sind Nischen ausgeschnitten und weiße Marmorstatuen in denselben heben sich von dem grünen Hintergrunde



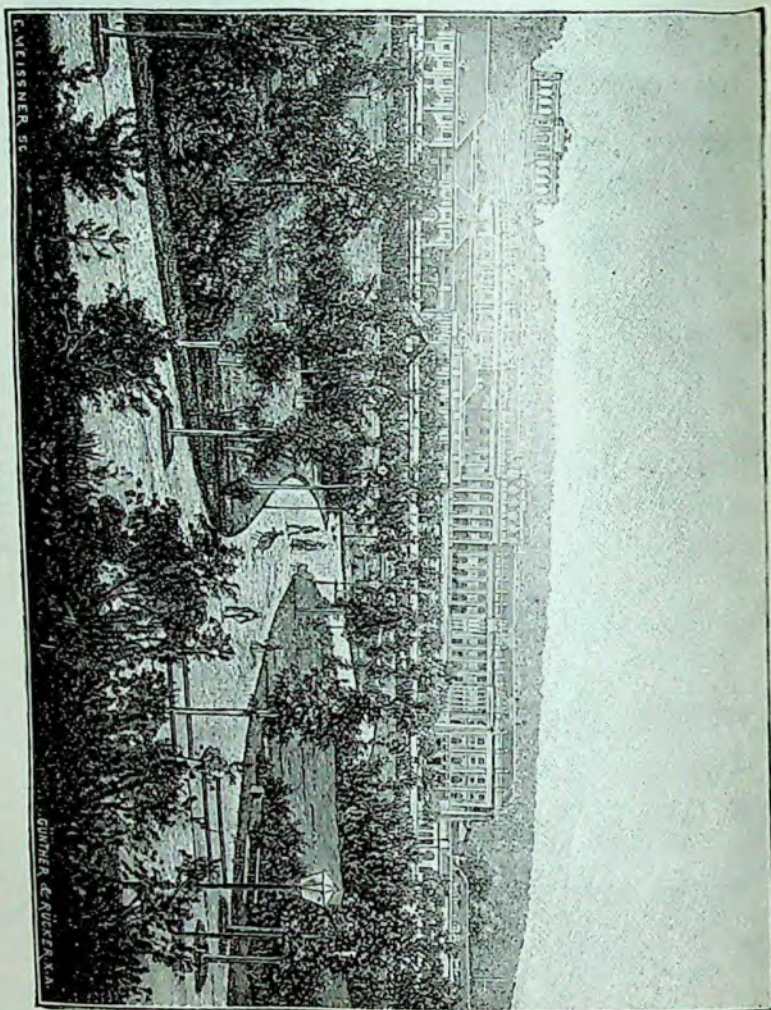
Das Rathhaus von Wien.

prächtigt ab. Plötzlich stehen wir vor ausgedehnten Glashäusern, in welche uns ein Beamter den Eintritt gestattet.

Wähnst du dich nicht mit einem Schlage in eine tropische Landschaft versetzt? Feuchtwarme Luft strömt uns beim Öffnen der Thüre ent-

gegen, und der üppigste Pflanzenwuchs zeigt uns im Kleinen
Bild eines südlichen Waldes. Feigenbäume mit dunkeln, lederartigen Blät-
tern, Zwergpalmen, Sagobäume und breite Farrenwedel bilden dichte

Schönbrunn.



Büsche, über welche Schirmpalmen ihre riesigen Fächerblätter breiten.
Schlanke Datteln und Königspalmen heben hoch über die kurzstämmigen Ver-
wandten ihre gefiederten Wedel, gleich gewaltig großen und doch wieder

zierlichen Sträußen. Ihre zarten Fiederblätter zittern leise, erfaßt vom Hauche der aufwärts steigenden, mit Dunst geschwängerten Luft. Pfeffer und anderes rankendes Strauchwerk sendet zwischen die Stämme die schlanken Zweige mit der dunklen Belaubung, und kleinblättrige Lianen haben die eisernen Träger des Glasdaches erklettert und lassen von dort zwischen die Palmenwipfel ihre zartesten Zweige hängen. Bambusgräser sind zwischen breitblättrigen Bananen aufgeschossen, und die geöffneten Kelche leuchtender Blumen von verschiedener Farbe und Form verbreiten lieblichen Duft.

Wäre nicht das Glasdach über unserem Haupte, und knirschte nicht der feine Sand unter unseren Tritten, du hättest das treueste Abbild eines tropischen Waldes vor dir, nur fehlen die Affen in den Baumwipfeln und das andere Gethier. Die warme Luft und das leise Plätschern verborgenen Wassers erzeugen unwillkürlich den Gedanken, daß es sich hier trefflich schlummern und träumen ließe vom Zauber der Tropenwelt, von Kämpfen mit Löwen und Tigern, von klugen Elephanten, was sich freilich alles viel besser und angenehmer lesen als selbst erleben läßt. Aber wenigstens gefahrlos betrachten kannst du dir die Thiere des Tropenwaldes hinter schützendem Gitter, du brauchst nur mit mir wenige Schritte zu machen, und wir sind im kaiserlichen Thiergarten. Also verlaß, wenn auch schweren Herzens, das Palmenhaus und komm hinüber!

Im festen Käfig wandert unruhig ein Königstiger umher. Das bunte Fell zeigt deutlich das Spiel der kräftigen Muskeln. Ab und zu wirft er zornige Blicke auf die Beschauer, oder er streckt sich und gähnt, und dabei treten die nadelsharfen, langen Krallen der Zehen aus ihrer Umhüllung hervor, zugleich sieht man das furchtbare Gebiß. Schauern erfaßt dich bei dem Gedanken an eine Begegnung mit einem derartigen Unthier.

Daneben ruht ein afrikanischer Löwe in der Sonne und blinzelt schlaftrunken mit den Lidern, während die Löwin uns scheinbar neugierig mustert. Geräuschlos schreitet sie dann durch den Käfig, peitscht mit dem Schweife die Lenden und legt sich neben den Löwen, dabei ruht ihr Kopf zwischen den starken Pranken. Daneben springt unermüdllich in prächtigen Bogenjagen ein zierlich gefleckter Panther gegen die Wand seines Gefängnisses und wieder zum Boden; der Jaguar hier zeigt zornig die Zähne,

der gelbe Puma windet sich schlangengleich an den Gitterstäben hin und faucht wie eine böartige Kater, wenn ein Zuschauer näher herantritt. Die plumpen Bären, die knurrenden Wölfe und struppigen Hyänen trachten wir noch und wenden uns dann zum Affenhaufe, wo es immer etwas Lustiges zu sehen gibt.

Das ist ein fröhliches Leben hier drinnen! Ganz wie zuhause fühlt sie sich an dem heißen Sommertage! — Hier kauert ein Affchen nahe am Gitter und schält vergnüglich eine Nuß ab, die ein Knabe ihm zugeworfen hat, da kommt von rückwärts ein anderer Affe geschlichen — schwupp, hat er die Nuß. Betroffen blickt zuerst der Bestohlene auf den kranken Räuber, dann jagt er ihm nach. An dem Baume in der Mitte des Käfigs empor, am Gitter herab geht die Hejagad. Endlich gibt der Kleine die nutzlose Verfolgung auf, sieht zornig und traurig zu, wie der andere fröhlich seine Beute verspeißt, bis etwas anderes die Blicke des Beraubten auf sich zieht und ihn rasch seinen Kummer vergessen läßt. Unbekümmert um den Lärm der übrigen, sitzen zwei Affen auf einem Aste, und während der eine behaglich sich niedergestreckt hat, sucht der andere eifrig im Pelze seines Gefährten nach lästigen Schmarozhern, fängt sie geschickt und verschmaust sie. Dabei hängt sein langer Schwanz weit über den Ast herunter. Schon lange betrachtet mit listigen Auglein ein kleiner Affe dies baumelnde Anhängsel des Insectenjägerz; jetzt macht er einen mächtigen Satz und hängt an dem wackelnden Schweife. Erschrocken hört jener mit seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf, beugt sich herab, fletscht zornig die Zähne und schneidet die fürchterlichsten Grimassen. Aber will er nicht fallen, muß er geduldig ausharren, bis endlich der Kleine triumphierend davoneilt. Jener untersucht nun das Schwänzchen, ob es auch noch ganz sei, hat aber allen Geschmack an seiner früheren Beschäftigung verloren.

Neben uns klopft ein junger Mann mit seinem Spazierstocke auf den steinernen Unterbau des Affenhauses und erregt damit die Neugier der Bewohner. Da greift plötzlich ein braunes Händchen von unten her nach dem Stocke, und im Nu ist er dem verblüfften Manne entrisßen. Mit der Rechten schwingt der Affe den Stock und wendet ihn nun gegen seine Genossen an. Rechts und links schlägt er um sich, und große Verwirrung reißt ein in der Gesellschaft. Alle flüchten vor dem kranken Verfolger,

klappern mit den Zähnen und schneiden Gesichter. Heulend klettert einer, den der schwere Bleiknopf des Stabes auf die Nase getroffen, daß das Blut herabrinnt, auf die Spitze des Baumes; da öffnet sich die Thüre des Käfigs, und der Wärter erscheint mit einer langen Hehpeitsche. Er droht mit derselben dem Verbrecher. Da läßt dieser seine Waffe fallen, und der Mann trägt sie hinaus. Der Schreck scheint aber den Affen in die Glieder gefahren zu sein, denn alles ist still, nur der Verwundete oben betastet vorsichtig die verletzte Nase, untersucht das quellende Blut und zupft an einem herabhängenden Hautstückchen. Endlich reißt er es ab, beriecht es von allen Seiten und — frisst es dann auf. Unterdeß ist es wieder laut geworden unter den übrigen, und bald herrscht wieder das frühere lustige Leben.

Die vielen, vielen verschiedenen Vögel bewundern wir auch, das fröhliche Treiben im Papageienhause mit seinen buntröthigen Insassen und wenden uns dann zu den Elephanten hinüber. Noch hören wir deutlich das „Empfehle mich ihnen“, mit dem einer der Papageien Abschied von uns nimmt.

Das sind gewaltige Thiere, die Elephanten! Mit dem biegsamen Rüssel schlürft einer von ihnen das Wasser des Trinkbeckens ein und gießt es dann über den Körper, um sich abzukühlen. Ein anderer kommt mit hoch gehobenem Rüssel bedächtig bis nahe ans Gitter daher geschritten und — spritzt in weitem Bogen das gesammelte Wasser über die Zuschauermenge. Lautes Gelächter schallt in der Runde, der Elephant aber kehrt vergnügt über das gelungene Stückchen zum Wasser zurück. Daneben wälzt sich ein dickhäutiges Nashorn in einer Wasserlache. Auch die hohen Giraffen und die langbeinigen Strauße, denen ein großer Raum zum Herumlaufen geboten ist, sehen wir an, und dann verlassen wir die Menagerie, diese eigenthümliche, aus allen Ländern der Erde zusammengewürfelte Gesellschaft, verlassen den Garten und sind in Fiebing.

Im Prater.

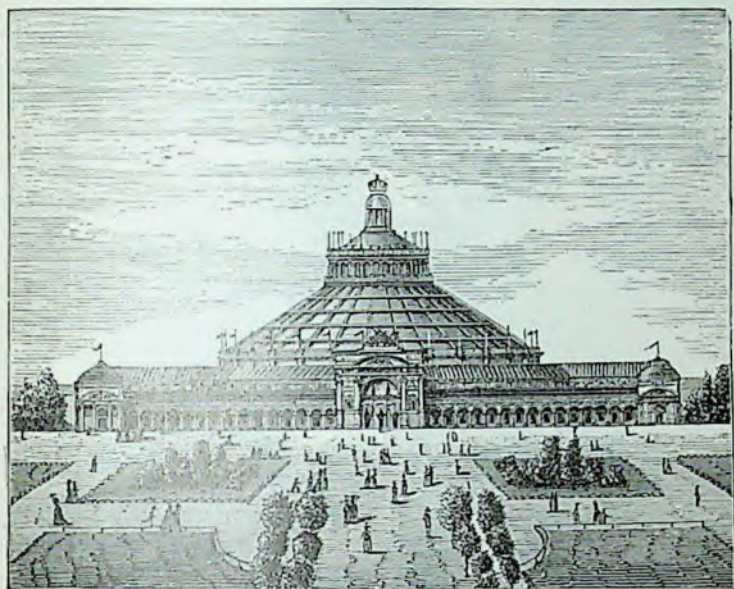
Hute wollen wir durch den Prater wandern, um von dort aus das Boot zu besteigen, welches uns nach Petronell bringen soll. Daß der Prater ein Thierpark war, in welchem für die Jagden des k. k. Hofes Hirsche und Wildschweine gehegt wurden, habe ich dir schon gesagt; auch jetzt noch ist er Eigenthum des k. k. Hofes, aber dem Publicum geöffnet und täglich von den Wienern stark besucht. Er bietet ihnen ja Vergnügungen der mannigfaltigsten Art: Concerte in den Kaffeehäusern, Schaubuden, prächtige Gehrwege und die herrlichsten Waldpartien. Keine andere Hauptstadt Europas hat eine derartige Parkanlage aufzuweisen.

Vom sogenannten Praterstern, einem Platze, der seinen Namen von den strahlenförmig auslaufenden Straßen hat, gelangen wir in den Volks- oder Wurstlprater, wie er allgemein genannt wird. Hier gibt es für Kinder und auch Erwachsene genug des Erheiternden: Ringelspiele, Schaukeln, Schießstätten, Zaubertheater, Schaubuden u. s. w. u. s. w., so daß jedem etwas geboten wird. Auf die Kinderwelt übt freilich der „Wurstl“, dieser hölzerne Komiker, die meiste Anziehungskraft aus. Fröhliches Lachen folgt stets seinen Spässen, die der verborgene Wurstlbesitzer mit näselnder Stimme vorbringt und oben der Hanswurst mit sonderbaren Bewegungen begleitet. Eine beispiellose Geduld aber entwickeln die Kaninchen und Meeresschweinchen, die der Wurstl behandelt, als wären es Gummibälle. Vom Volksprater aus schreiten wir zur 1¹/₂ Meilen langen Hauptallee hinüber und gelangen im Schatten der riesigen Kastanienbäume, die in 4 Reihen diese herrliche Allee bilden, zu einer Anzahl von Gebäuden, die von der Weltausstellung im Jahre 1873 noch erhalten blieben. Unter ihnen fällt die Rotunde auf, ein kreisförmiger, riesiger Bau mit großen Portalen, von einer eisernen Kuppel überwölbt, deren Abschluß eine durchbrochene Laterne bildet, auf welcher noch eine große, vergoldete Kaiserkrone angebracht ist.

Auf der Hauptallee kommen wir dann in die sogenannte Freudenau, das Ende des Praters, wo im Frühjahr die Wettrennen ab-

gehalten werden. Große Wiesenflächen und schöne Baumgruppen wechseln hier ab und erfreuen den sinnigen Beschauer.

Nun haben wir das Ende des Praters, das Praterend, erreicht, dort wo der Donaukanal mit dem eigentlichen Strome sich wieder vereinigt. Hier unter der schattigen Eiche, die ihre starken Äste weit über den Rasengrund breitet, und von wo wir den schönen Strom bequem überblicken, wollen wir ruhen. Vor kurzer Zeit noch war die Donau



Rotunde.

hier in Wiens Nähe schwer zu befahren, zahlreiche Inseln theilten dieselbe in viele Arme, die alle sehr seicht waren, und in denen wechselnde Sandbänke öfter die Schifffahrt hemmten. Bei Hochwasser überslutete der wilde Strom weit und breit die umgebenden Fluren und richtete furchtbare Verwüstung an, bis endlich im Jahre 1869 der Vorschlag, dem Flusse ein neues Bett anzuweisen, vom Kaiser genehmigt wurde. Man grub nun der Donau näher der Stadt ein etwa 300 m breites Bett, verschloß die verschiedenen Flußarme durch breite Steindämme, und als endlich der gewaltige Canal fertig gemacht war, ließ man die Donau in denselben einströmen.

Bis dorthin hatte man durch einen breiten Damm das Wasser vom neuen Bette fern gehalten, so daß es noch durch die alten Flußarme laufen mußte. Im Mai 1875, nach fünfjähriger Arbeit wurde in dem absperrenden Damme ein kleiner Graben gemacht, und als schmales Bächlein rannen zuerst die Wellen des Stromes in das tiefere Bett; aber sie nagten am Rande des Gräbleins, spülten den Boden immer mehr aus, und stets größere Wassermengen strömten hindurch. Schon

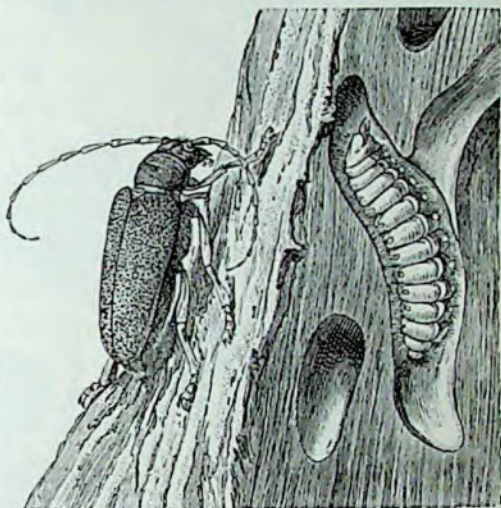


Erzherzog Karl.

wälzten sie die Steine des Dammes mit sich, donnernd und brausend stürzten sich gewaltige Bogen durch den selbstgeschaffenen Eingang, der Damm wurde hinweggespült, und schäumende, spritzende, tanzende Wellen erfüllten mit Sturmesgetöse das neue Bett. Doch ist dies nur ihr Hauptbett, der ganze Donaudurchstich ist viel breiter, denn etwa 100 m von dem ersten Steindamme läuft parallel mit ihm ein zweiter, höherer, so daß selbst beim höchsten Wasserstande, wenn die Donau über die Ufer des tieferen Bettes tritt, sie von schützenden Dämmen eingeschlossen bleibt; die Überschwemmungsgefahr ist auf diese Art beseitigt.

Siehst du dort drüben die dichten Baumgruppen? Es sind die Gehölze der Lobau, jener großen Donauinsel, die in Österreichs Geschichte eine so große Bedeutung erlangt hat. Wie dies zugeht, will ich dir noch erzählen, da von unserem Rahne noch nirgends eine Spur zu entdecken ist.

Als Napoleon I. viele Länder Europas unterworfen hatte, da war es Österreich allein, das den Kampf mit dem noch unbesiegten Franzosenkaiser aufnahm. Seine ungeheueren, kriegsgewohnten Heere aber drängten die damals geringen Streitkräfte Österreichs zurück, bis Napoleon vor den Thoren Wiens auf dem rechten Ufer der Donau stand. Auf dem linken Ufer lagerte das österreichische Heer unter dem Befehle des Erzherzogs Karl. Um diesen aus seiner Stellung zu verdrängen, beschloß Napoleon, die Donau zu überschreiten. Er besetzte die Lobau, ließ von ihr aus eine Schiffsbrücke zum linken Ufer schlagen, und so überschritten die Franzosen den Strom. Schon war ein großer Theil des Heeres übergesetzt, da ließen die Österreicher beladene Schiffe die Donau hinabtreiben und zerstörten die Brücke; dann griffen sie die Franzosen ungestüm an. Um die Dörfer Aspern

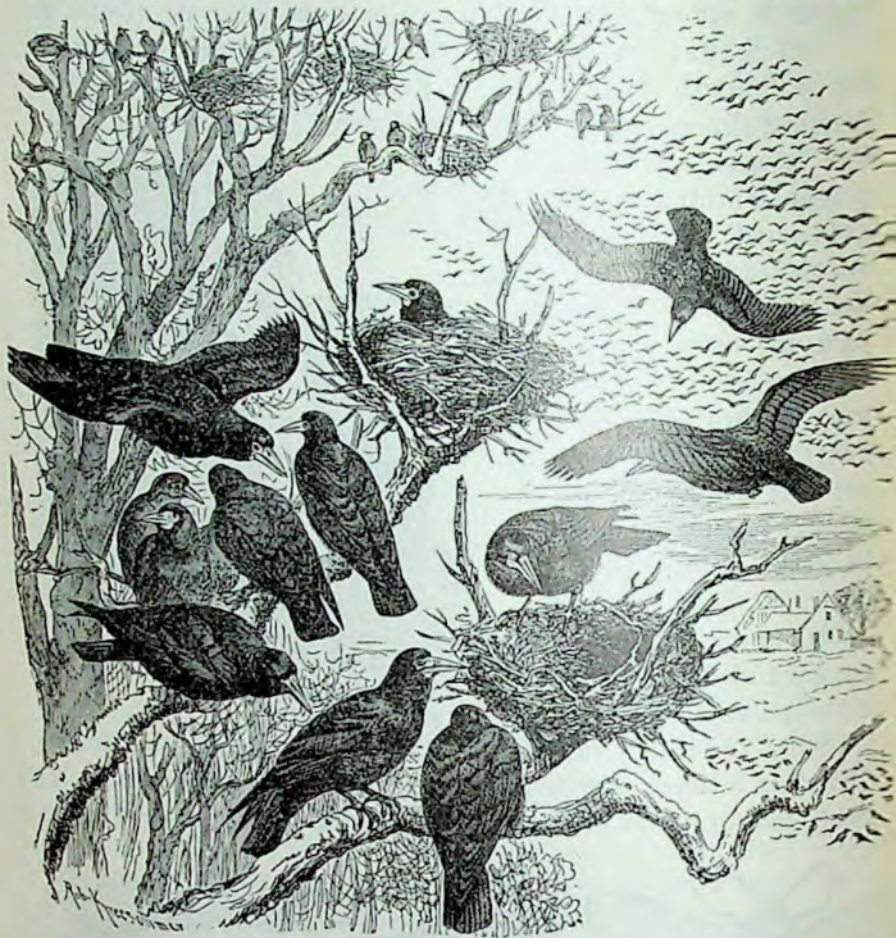


Der Pappelbock.



Bienenartiger Glasflügler.
Schmetterling, Raupe und Puppe.

und Eszling wogte der Kampf unentschieden, bis Erzherzog Karl eine Fahne ergriff und allen den Seinen voran auf die Feinde einbrang. Da ergriff Begeisterung die österreichischen Soldaten, die Franzosen wurden geschlagen



Nistplatz der Krähen.

und auf die Lobau zurückgeworfen. — Napoleon hatte am 22. Mai 1809 seine erste Niederlage erlitten. Befürchtend, daß die Österreicher auch auf die Insel nachfolgen würden, ließ er auf derselben Schanzen errichten, die heute noch zu sehen sind. Aber halt, dort kommt endlich unser Boot, der Schiffer hat sich tüchtig verspätet! Nimm Abschied von Wien!

An einem eisernen, schwimmenden Ballon, der im Grunde fest verankert ist, fahren wir vorüber. An dieser „Boje“ werden die großen Donaudampfer angehängt, wenn sie auf das kleinere Dampfschiff warten, welches die Reisenden von Wien durch den Canal herabbringt. Hinter dem linken Uferdamm dehnen sich weite, teichartige Wasserlachen aus, in denen einzelne Rinsenbüschel wachsen und einige Möven gleich weißen Punkten umherschwimmen. Das Wasser glitzert und flimmert in den Strahlen der Sonne, die kleinen Wellen blinken gleich flüssigem Silber.

Vom Ufer einer Insel stößt ein flacher Rahn ab, hoch mit Heu beladen, fährt langsam über das Wasser, und verschleucht von einer Sandbant eine bunte Elster und viele Krähen, die sich krächzend erheben und einer Stelle im Walddickicht zusliegen, über der wir beständig mehrere solche Vögel schweben sehen. Vielleicht haben sie dort den Körper eines gefallenen Wildes gefunden, sammeln sich in Scharen um denselben und zehren vom lederen Mahle. Das können wir ja näher untersuchen, ein kleiner Marisch bringt uns zur Stelle, während der Schiffer wartet.

Durch das Pappelgebüsch drängen wir uns und fangen unterwegs einen gelbbraunen Pappelbockfäfer, der eben aus dem Stamme einer Pappel hervorkroch, wo er als dicke Larve vom Holze gefressen, als Puppe geträumt hat, bis ihn die warme Sonne ins Freie lockte. Kaum aber hat er begonnen, seine neue, helle Umgebung neugierig zu mustern, da stört deine Hand seine stillen Betrachtungen und steckt ihn in den giftigen Weingeist. Auch einen bienenartigen Glasflügler ergaschen wir, einen Schmetterling, der wegen seiner gelblichen Färbung und seiner durchsichtigen Flügel Ähnlichkeit mit der Biene hat, und dessen Raupe gleichfalls in Pappeln lebt. Vielstimmiges Krächzen zeigt uns den Weg. Schon sehen wir es heller werden zwischen den Stämmen, wir erreichen eine Lichtung und finden, daß kein Raß die Krähen anzog, sondern daß sie die hohen Bäume zum Nistplatze gewählt haben. Unsförmliche, aus Zweigen geflochtene Nester sitzen auf den sparrigen Ästen, und viele, viele Krähen ruhen auf den Zweigen, auf den Nestern, fliegen über den Bäumen umher oder suchen auf dem Boden nach Nahrung. — Wir kehren zum Rahne zurück.

Carnuntum.

Rechts liegt, hinter Bäumen verborgen, F i s c h a m e n t an dem Flüschen Fische, dessen Mündung sehr breit und tief ist und fast wie ein Arm der Donau auszieht. Daher hat man hier zum Winterhafen für viele Donauschiffe gewählt. Dreißig bis vierzig Dampfer und Schleppschiffe werden hier im Herbst vor den tosenden Wogen, den treibenden Eisschollen des Stromes geborgen und harrten des heiteren Frühlings, um von neuem wertvolle Lasten stromauf- und abwärts zu tragen.

Nun werden die Ufer rechts, in der Nähe von E l e n d und R o s t i s c h - H a s l a n etwas steiler und sind von kleinen Thälchen durchschnitten, die das zum Strome herabrinneude Regenwasser in der weichen Hügelwand auswasch. Der Strom wird auch durch die vielen Sand- und Buschinseln ungemein breit, und die verschiedenen Flußarme sind zu verlockend, als daß wir nicht vom geraden Wege etwas abschweifen und in dem Wirrsale der Inseln auf Entdeckungen ausgehen sollten.

Aus dem Buschwalde tönt das Gurren der Tauben; eine große Ringeltaube schießt Pfeilschnell über den Strom, und Kibitze schwingen sich mit lautem Schreien oben im Kreise, fahren plötzlich nieder zum Wasser und heben sich wieder hoch in die Lüfte. In der Ferne aber schwimmt vor uns ein Lappentaucher, nur sein brauner glänzender Rücken und der dünne Schlangenhals ragen über das Wasser empor. Mit dem Fernrohre siehst du deutlich den spitzen Schnabel und erkennst an dem Schopfe und den langen Federn am Halse, die wie eine Cravatte aussehen, daß es ein Männchen ist. Schon ist er aber für seine Sicherheit besorgt und taucht plötzlich unter. Erst in weiter Ferne kommt er wieder zum Vorschein. Noch einmal taucht er unter, und dann ist verschwunden.

Dort sieh hin! An dem Baume am Ufer rankt sich wilder Wein in die Höhe und überspinnt mit seinen Neben und breiten Blättern grauen Stamm. Hier und da hängt zwischen den Blättern eine grüne Traube, deren Beeren freilich immer herb bleiben. So wie hier f

breiter Wein auf sehr vielen Donauinseln. Zwischen den
 Hyen wir einen Fasan eilig davonlaufen, und unser Schiffer
 aß im Wasser der stillen Buchten der Fischeotter sein Weizen
 als man aber den Räuber nur selten zu Gesichte bekomme,
 den breiten Kopf über die Wasseroberfläche hebt, um ein kleines,
 ungenießbares Fischchen zu verzehren, oder wenn er die Nase hervor-



Der Lappentaucher.

streckt, um Athem zu holen. Beständig aufsteigende Luftbläschen aber
 bezeichnen den Weg, den er in der Tiefe nimmt, wo er den Fischen
 nachjagt. Hat er seine scharfen Zähne in den schuppigen Leib eines
 größeren Karpfen geschlagen, dann schleppt er den ohnmächtig Schnel-
 lenden in eine verborgene Inselbucht ans Ufer, um ihn mit Muße zu
 verspeisen. Hierauf schlüpft das niedrige Thier mit dem breiten und
 langen Schwauze in das Uferloch, um zu verdauen.

Im Herbst wird es hier zwischen den Inseln erst recht lebendig. Dann kommen aus dem hohen Norden auf ihrem Zuge nach Süden die Wildgänse und halten hier Rast. In langen, schrägen Reihen,

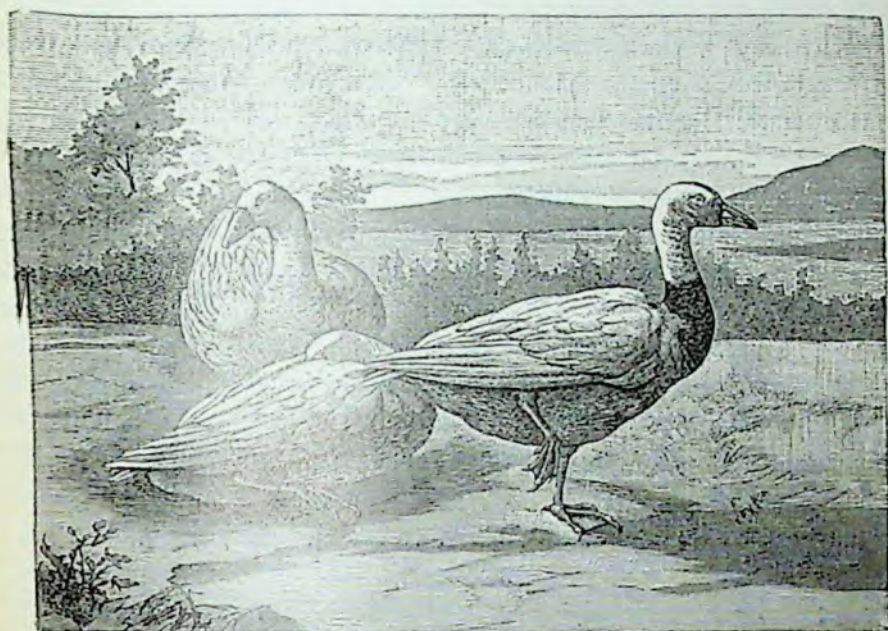


Der Fischotter.
Oben ein Edelmarder.

hunderte hintereinander, fliegen sie hoch oben in der Luft und stürzen mit lautem „Gackgat“ in die Fluten der Donau. Schwappend und schnatternd tummeln sich die graubraunen Vögel im Wasser oder weiden auf dem Gras auf den Inseln ab. Eifrig suchen manche im seichten Ba-

nach Pflänzchen, andere schlagen klatschend die Flügel zusammen, daß einzelne Federn davonfliegen, noch andere jagen sich schreiend hin und her. In stiller Nacht erheben sie sich dann wieder und fliegen in derselben Ordnung, wie sie gekommen, weiter in die sonnigen, südlichen Länder.

Wir rudern wieder im breiten Strome. Mitten im Fahrwasser liegen zwei große Billen vor Anker; Stricke führen von ihnen hinunter



Wildgänse.

ins Wasser, und wir erfahren auf unsere Frage, daß die Leute beschäftigt sind, ein Schiff zu heben, das hier versank.

Rechts vor uns taucht jetzt eine unbewaldete, abgerundete Bergkuppe auf. Dort liegt Deutsch-Altenburg, dicht vor uns aber Petronell. Hier wollen wir landen, um morgen unsere Reise weiter fortzusetzen, während der Schiffer seinen Kahn wieder nach Wien zurückschafft. Während wir in Petronell sind, will ich dir einiges aus der Vergangenheit dieses Ortes mittheilen.

Die Ureinwohner des Landes, die Kelten, erbauten die Stadt, welche neun Jahre nach Christi Geburt von den Römern erstürmt, unter

dem Namen Carnuntum zum Hauptorte ihrer Provinz Ober-Pannonien gemacht und zu einem Hauptwaffenplatze besonders gegen die unruhigen Quaden auf dem linken Donauufer umgewandelt wurde. Von dem heutigen Petronell zogen sich die Baulichkeiten der wichtigen Stadt bis gegen Deutsch-Altenburg und Hainburg hin und fanden dort ihren Abchluss in einem festen Castelle auf dem Gipfel des Berges. Noch heute sieht man mitten auf dem Felde in der Nähe von Petronell das sogenannte „Heidenthor“, einen ziemlich gut erhaltenen römischen Thorbogen, und in den letzten Jahren hat man eifrig Nachgrabungen angestellt, um sich eine genauere Kenntniss von der Lage der Stadt und ihrer Einrichtung zu verschaffen. Hierbei fand man mancherlei wertvolle Sachen aus der Römerzeit, Reste von Befestigungsmauern, Tempeln u. s. w. Es wird dich gewiss freuen, einiges über die Anlage solch fester Plätze, über das Leben und Treiben darin und über die Römer selbst zu erfahren. Ich will daher versuchen, eine kleine Schilderung von Carnuntum um das Jahr 181 nach Chr. zu geben. Denke dir also, dass 17 Jahrhunderte an Carnuntum spurlos vorübergegangen, dass dasselbe noch in seinem damaligen Glanze erhalten wäre; denke dir ebenso, dass wir imstande wären, die Römerstadt zu durchwandern; was würden wir alles sehen?

Komm also mit in die Hauptstadt von Ober-Pannonien!

Rings um die Stadt zieht sich eine dicke Wallmauer, hie und da von breiten, viereckigen Thürmen unterbrochen, in welchen Schießscharten für die Vertheidiger freigelassen sind. Auf der Mauer selbst führt rings um die Stadt ein breiter Weg, der nach außen hin mit einer niedrigen Schutzwehr aus Quadersteinen versehen ist, in welcher gleichfalls zum Zwecke der Vertheidigung Schießscharten angebracht sind. Gegen die Stadt zu ist dieser Weg durch eine höhere Quadermauer abgegrenzt, hinter welche sich die Vertheidiger noch zurückziehen können, wenn von den Feinden die Brustwehren erstiegen sein würden. Hier auf dem Pfade zwischen den beiden schützenden Mauern, und auf den Plattformen der Thürme stehen die Catapulten und Ballisten, mächtige Wurfmaschinen, um Steine, Kugeln, riesige Pfeile auf die Belagerer zu schleudern. Ein schönes, gewölbtes Thor ist in der Mauer angebracht und neben demselben eine kleine Nische, die dem Wachposten hier als Schutzhäuschen dient. Ein gelblicher, blankgeputzter Bronzehelm ohne Visier, oben mit

einem kurzen Federbusche versehen, bedeckt das schwarzlockige Haupt des strammen Kriegers. Um Brust und Rücken hat er sieben breite Bronzegürtel geschnallt, welche von mehreren Metallbogen getragen werden, die über die Schultern gelegt sind; vorne aber hängen an den Bruststringen zum Schutze des Unterleibes eine Anzahl Bronzestreifen herab. So ist der Oberkörper in einen starken Panzer gehüllt, unter welchem das Unterkleid, die Tunica, bis zu den Knien herabhängt. Die Beine sind nackt, nur der rechte, vom Schilde nicht geschützte Fuß steckt in einem festen Lederstrumpfe, und beide Füße sind mit einem Riemengeflechte umwickelt. In dem Wehrgehénke, das über die linke Schulter gelegt ist, steckt an der rechten Hüfte das kurze Schwert. Am linken Arme trägt er den viereckigen, mit Eisen beschlagenen, seitlich zusammengebrückten Holzschild, in dessen Mitte das Abzeichen seiner Legion, ein Stier, gemalt ist; die rechte Hand aber hält die Lanze, an welcher oben eine lange, dreikantige Eisenspiße angebracht ist.

An dem Krieger mit seiner schimmernden Rüstung vorüber schreiten wir durch die mächtige Thortwölbung und befinden uns in einer breiten Straße, die auf das beste gepflastert und beiderseits von Häusern eingefaßt ist. Diejenigen mit mehreren Stockwerken sind Zinshäuser und nicht gerade häufig, während die einstöckigen Gebäude Wohnungen römischer Kaufleute oder höherer Beamten sind und genau den Häusern in den italienischen Städten gleichen. Über ihrem Erdgeschoße bemerkt du einige kleine Fenster, die durch Holzgitter verschlossen sind, da Glazstafeln noch sehr hoch im Preise stehen. Läden mit den verschiedensten Waren, mit Juwelen, Kleiderstoffen, Gewürzen und Wohlgerüchen, andere mit Waffen oder Obst und Gemüse gefüllt, öffnen sich gegen die Straße zu und locken durch die geschmackvolle Anordnung Käufer herbei. Daneben ist eine Barbierstube eingerichtet, und ein vornehmer Römer betrachtet eben in einem runden Metallspiegel mit vergoldetem Rahmen das Gesicht, ob auch der Ladeninhaber seine Sache gut gemacht habe.

Neben der Thüre eines Hauses sitzt auf einem zierlichen Bronzegestelle ein buntfarbiger Papagei und ruft uns ein vernehmliches „Salve“ (Sei gegrüßt) entgegen. Unter seiner Sitzstange aber vertheidigt sich ein angefettetes afrikanisches Affchen zähnefletschend gegen die Angriffe eines kläffenden Hündchens.

Auf der Straße herrscht reges Leben. Ein riesenhafter Germane, in ein Bärenfell gehüllt, ein Duade vom anderen Ufer der Donau, handelt hier gegen eine Luchshaut ein Stahlschwert ein, während ein römischer Soldat ihn dabei mißtrauisch betrachtet. Dort tragen keltische Sklaven in einer Sänfte eine römische Frau. Sie ruht auf weichen Polstern und liest in einer Pergamentrolle. Ein Offizier, in einen glänzenden Schuppenpanzer gehüllt, schreitet vorüber, und Hausierer rufen laut die Vorzüge ihrer Waren aus.

Mit dröhnendem Schritte marschirt eine Cohorte, eine Abtheilung Soldaten, unter Anführung eines Offiziers durch die Gasse. Sie ziehen nach Vindobona hinauf. Sklaven in der kurzen Tunica eilen in Geschäften, und keltische, deutsche, lateinische Wörter schwirren um unser Ohr.

Über das Forum, den öffentlichen Platz, wandern wir nun. Prachtvolle Säulenhallen umschließen dasselbe, und ein Tempel, dem Jupiter geweiht, überragt die übrigen Gebäude. Marmortreppen, rechts und links mit Statuen geschmückt, führen vom Forum zur Vorhalle des Tempels empor, dessen schlanke Säulen die mit Malereien gezierte Decke tragen, während wir im Hintergrunde die Nische mit dem Jupiterbilde erkennen. Schöne Marmorstatuen schmücken auch den Giebel des Tempels.

Durch eine Seitengasse gelangen wir dann auf das Macellum, den Marktplatz. Keltische Fischer bieten hier die Fische der Donau zum Verlaufe aus, den Karpfen und Sterlet, die schmackhaften Grundeln und Flußspriden und auch den Hecht, der freilich nur von den Armen gekauft wird, denn die Römer lieben sein Fleisch nicht. In einem Wassergefäße schwimmen auch rothgetüpfelte Forellen, die Bewohner der klaren Bäche im fernen Gebirge. Daneben kauft ein äthiopischer Koch vom Gemüsehändler röthlichen Kohl und die saftigen Stengel des Spargels, starkriechenden Lauch und glänzende, würzige Zwiebeln. Dort trägt ein Mädchen auf dem Kopfe einen weitbauchigen Krug, mit Erbsen gefüllt, durch das Gedränge. Der Botularius (Wursthändler) preist laut die Schmackhaftigkeit seiner Erzeugnisse; in dem tragbaren Blechöfchen neben ihm hört man es leise zischen und singen. Dazwischen tönt das Geblöke der Bockchen, das Quieten der Ferkel und das Gezitscher der gemästeten

Krammetsvögel, die ein Händler als besonderen Vederbissen in einem mächtigen Bauer zum Verkaufe ausgestellt hat. Ein rauher Quade steht schweigend neben dem Wildbret, das er erlegt und nun nach Carnuntum gebracht hat, um es den verhassten Römern gegen blanke Silberstücke zu verhandeln. Hasen und Wildtauben, Enten und auch einen gewaltigen Eber hat er vor sich. Ein anderer hat Korn- und Hafermehl in weiten Thongefäßen und verkauft es den Armen. Ein buntes Gewimmel von tausenden Sklaven drängt sich zwischen den einzelnen Ständen und vielstimmiges Schwätzen, Feilschen und Zanken erzeugt einen betäubenden Lärm.

Weiter abwärts am Flusse liegt die von besonderer Mauer umgebene Militärstadt, das Winterquartier der XIV. Legion. Niedrige Lehmhäuschen, die Wohnungen der Soldaten, bilden schnurgerade, rechteckig sich kreuzende Gassen und umgeben das Praetorium, das Gebäude, in welchem der Befehlshaber wohnt, und wo auch das Feldzeichen der Legion, der silberne Adler, und die Standarten der Cohorten aufbewahrt werden. An dieses Soldatenlager schließt sich auch der Hafen für die Flotte an, deren Aufgabe es ist, auf der Donau zu kreuzen und deren Ufer zu schützen. Eine Anzahl merkwürdiger Fahrzeuge ist am Ufer befestigt, so daß wir dieselben gemächlich betrachten können, trotz des Wachpostens, der mit grimmiger Miene auf dem Quai auf und abschreitet. Es sind sogenannte liburnische Fahrzeuge, d. h. den Piratenschiffen der Liburner in Illyrien ähnlich gebaut. Die langen, schlanken Schiffe, welche vorne und rückwärts in eine hochgebogene Spitze endigen, besitzen in der Mitte einen niedrigen Mast für ein levantisches Segel und an dem Schnabel ein geschnitztes Holzbild, ein Krokodil, einen Drachen, oder eine Menschengestalt, wornach das Schiff benannt wird. Seitwärts am Bord sind zwei Reihen runder Öffnungen angebracht, derart, daß die oberen in die Zwischenräume der unteren fallen. Durch diese Löcher werden die langen Ruder gesteckt, und die Arbeiter auf den Ruderbänken im Innern des Schiffes treiben dann mittelst derselben das schlanke Fahrzeug durchs Wasser.

Sieh, dort kommt eben von Comagena (Tulln) ein solches Schiff die Donau herunter, taktmäßig senken sich gleichzeitig alle Ruder ins Wasser und tauchen rauschend aus demselben wieder empor; die unteren

und die längeren oberen berühren in einer Linie die Wasseroberfläche. Schon hören wir einen einförmigen Gesang, nach dessen Rhythmus die Ruder gehandhabt werden. Es singt der Pausarius, dem sämtliche Ruderer untergeben sind. Wir sehen auf dem Schiffshintertheile den Steuermann vor seinem Schutzhäuschen stehen, er bewegt mit kräftigem Arme zwei große, schaufelförmige Steuerruder, die an den beiden Seiten des Schiffes durch runde Öffnungen gesteckt sind, während unsere Schiffe nur ein einziges besitzen. Wir sehen auch die Soldaten auf dem Verdecke, und jetzt braust das Kriegsschiff heran. Die Ruder fahren noch einmal spritzend durchs Wasser, und leise knirschend legt es sich an den steinernen Quai. Im Nu ist es an den mächtigen Quadern befestigt, und die gelandeten Krieger eilen über das Laufbrett, ordnen sich in Reih und Glied und marschieren zum Lager. In einer Sänfte folgt ihnen ein vornehmer Römer, ein Gesandter des Kaisers Marcus Aurelius, der die Nachricht überbringt, daß der Herrscher bald Rom verlassen und die Städte an der Donau besuchen werde, um selbst die Grenzen des Weltreiches gegen die Markomannen und Quaden zu schützen.

Eines noch will ich dir sagen. Fünf Jahre nach unserem Besuche Carnuntums, 186 nach Chr., als furchtbarer Frost die Bogen der Donau in eisige Bande schloß und der Winter eine feste Brücke von Ufer zu Ufer schlug, da kamen die Quaden über dieselbe, um Carnuntum zu erobern. Marc Aurel eilte mit seinen Soldaten den furchtbaren Feinden entgegen, und auf dem Eise entbrannte die Quaden Schlacht. Furchtbar tobte der Kampf; das quellende Blut erstarrte im Froste, und dunkel färbte sich der blinkende Schnee. Endlich errangen die Römer den Sieg. Noch lange blühte dann Carnuntum, bis es endlich doch durch die Quaden zerstört wurde.

So hast du bei unserem Ausfluge ins vorige Jahrtausend das Wichtigste aus der Geschichte von Petronell kennen gelernt, hast im Geiste das alte Carnuntum und dessen Bewohner gesehen; jetzt aber wollen wir unser Nachtquartier aufsuchen.

Im Nebel.

Frühmorgens wandern wir aus, die Straße entlang, die am Donauufer nach Hainburg führt. Noch sind die Gassen öde und düster; hallenden Schrittes bewegt sich ein einsamer Arbeiter durch dieselben, und ein Hund bellt in den frischen Sommermorgen hinaus. Die Luft ist angenehm kühl, im Grase probiert leise eine Grille ihre Stimme, ob sie nicht heiser geworden während der Nacht, der Apfelbaum am Wege hängt schlaftrunken die fruchtbeladenen Zweige zur Erde, und ein prächtiger Fink sucht den Baum mit lautem Lockruf zu wecken; eine Krähe zieht langsam über den Ort, und der Hase dort im Kartoffelfelde macht ein Männchen, dann eilt er in weiten Sätzen landeinwärts. Graulich und unheimlich wälzen sich die Donaufluten dahin, da flammt im Osten röthliches Licht auf, die Wölkchen am Ufer färben sich tiefgelb, und über die fernen Berge hebt sich rothgoldig die Sonne. Wie leuchten jetzt die Wellen in den prächtigsten Farben, bläulich und roth, und blinkend werfen sie die Sonnenstrahlen zurück, daß du geblendet die Augen schließt. Über die glitzernden, blutfarbenen Wogen aber hebt sich jetzt hier ein weißliches Wölkchen, dort wieder ein anderes, und allmählich verhüllt ein zarter Dunstschleier die Purpurfarbe des Wassers. Höher und höher hebt sich die weißgraue Hülle, zieht sich vom Flusse gegen das Land zu und wälzt sich gegen die Inseln. Noch leuchtet die Sonne, aber schon fühlen wir den feuchten Athem des Nebels, er umstrickt uns, wächst über unsere Köpfe, wird dichter und dichter, bis alles ringsum verhüllt ist. Kaum erkennen wir noch die nächsten Bäume; verschwommen und undeutlich blickt ihre Krone durch den Nebelschleier, und einzelne Sträucher am Wege zeigen die seltsamsten Formen. Düster roth blickt die Sonne wie eine schwachglühende Scheibe durch die Dunstmasse, endlich ist sie verschwunden, nur ein heller Fleck in der Höhe deutet die Stelle an, wo sie vergebens den Nebel zu durchdringen bestrebt ist. Feine Tropfen setzen sich an die Härtchen unserer Kleider, und obwohl es nicht kalt ist, sieht man den Hauch des Mundes; dumpf rauscht neben uns die Donau, doch sehen wir sie nicht, und aus der

Ferne tönt der krächzende Schrei eines Reiherz. Allmählich lichtet sich wieder der Nebel, es scheinen sich dichtere und dünnere Schichten übereinander zu lagern, schon erscheint wieder die Sonne, und die Spitzen der Bäume ragen über die Nebelschichte hinaus; endlich lagert der Nebel nur mehr über dem Wasser, im Thale. Doch auch hier lösen sich einzelne Wölkchen von der zusammenhängenden Masse, heben sich aufwärts und zerflattern in nichts. Ein leiser Windstoß fährt zwischen die Nebelbläschen, treibt sie toll durcheinander, zerreißt endlich



Theben.

das leichte Gebilde und jagt die graulichen Feten desselben über die Inseln. Im herrlichsten Sonnenglanze liegt Donau und Landschaft vor unseren Blicken, wir selbst aber haben Deutsch-Altenburg erreicht, das am Fuße eines kuppelförmigen Berges malerisch gelegen ist.

Ein schönes Schloß überragt die Stadt, in der Schwefelquellen dem Boden entströmen, die gegen viele Krankheiten gebraucht werden. Hier haben schon die Römer gebadet. Unweit des Ortes liegt auch ein Hügel, der Gutberg, von welchem die Sage erzählt, daß Altenburgs

Einwohner aus Freude über die Vertreibung der Türken in ihren Hütten Erdreich herbeigetragen und so den Hügel aufgehäuft haben.

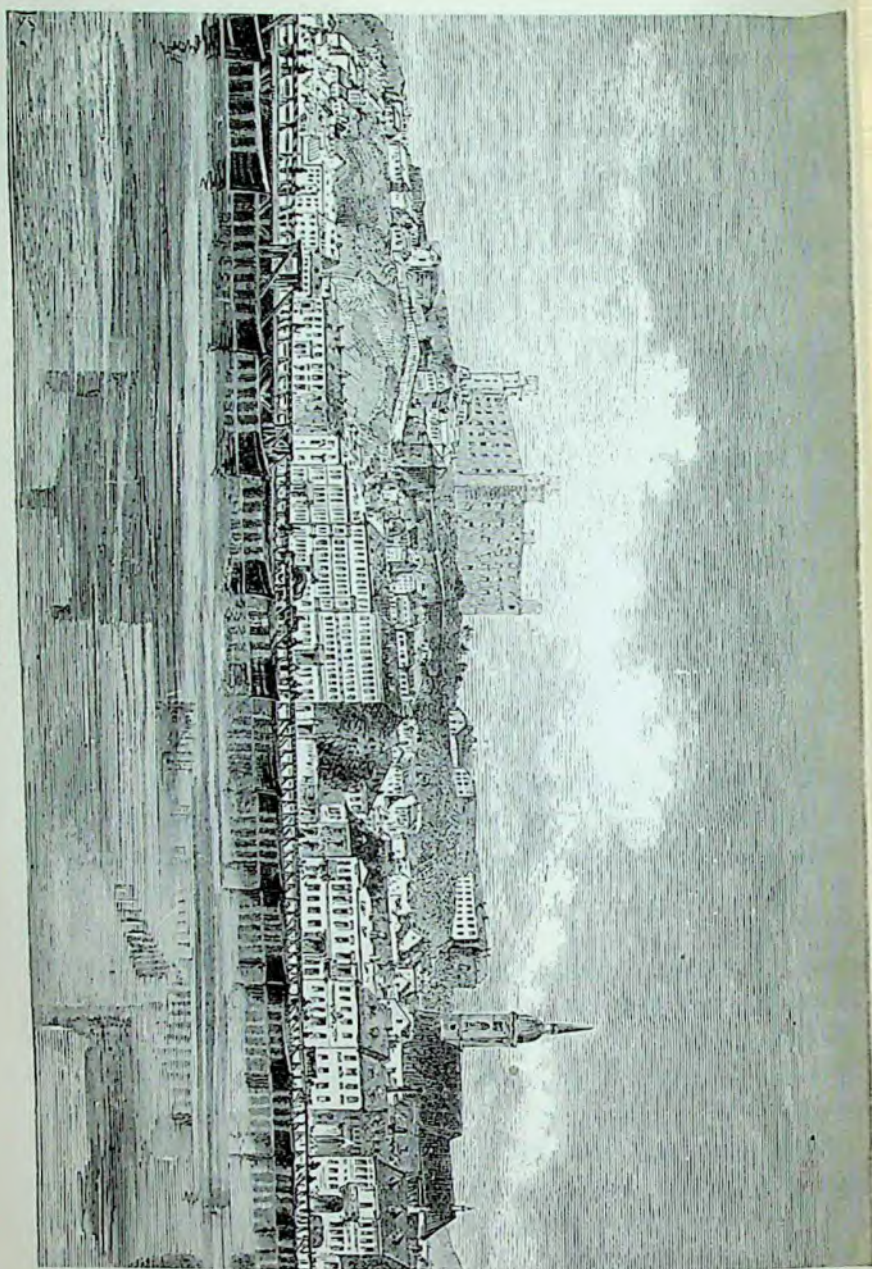
Hier besteigen wir das nach Pest fahrende Dampfschiff, die „Besta“, und bald liegt Altenburg hinter uns. Rechts sehen wir dann Hainburg, reich an schönen Gebäuden und vielen Alterthümern. Dicht am Flusse steht die große k. k. Tabakfabrik, in der über 1500 Arbeiter beschäftigt werden, und unweit davon die k. u. k. Pionnier-Cadettenschule, gleichfalls ein weitläufiges Gebäude. Nahe am Flussufer bemerkt man noch ziemlich gut erhaltene Thurmruinen, Mauern und halbverfallene Thore, Überreste von Festungsmauern, die Herzog Leopold VI. im 12. Jahrhunderte aufführen ließ. Viele Quadern mit lateinischer Inschrift, die man gefunden hat, deuten auf den Aufenthalt der Römer hin. Hier, sowie in Petronell, Wien, Korneuburg entdeckte man römische Gräber, die mit Ziegeln ausgelegt und mit großen Platten überdeckt waren. Dabei fand man auch, dass sämtliche Ziegel dasselbe Fabrikszeichen eingepresst hatten, ein Beweis, dass alle an demselben Orte, wahrscheinlich in Vindobona, erzeugt wurden.

Im Hintergrunde von Hainburg schmücken einen bewaldeten Hügel die Reste der „Hunnenburg“, wo Ekel mit seiner Gemahlin Chriemhilde übernachtete, bevor sie die Weiterreise nach Ungarn antraten.

Wir nähern uns der Grenze von Ungarn, wo die March der Donau zufließt. An der Vereinigungsstelle der beiden Flüsse ragt aus den Fluten ein senkrecht abfallender Fels, der ausgedehnte Ruinen, die Überbleibsel der Feste Theben, trägt. Die Wellen der March und der Donau umspülen die Felswand des Berges, der sich nach Ungarn zu allmählich zum Flusse herabsenkt; niedrige, weithin sich ziehende Mauern, verfallene Thürme zeigen von der Ausdehnung der Burg Dévény, wie sie ungarisch heißt; Gras wächst heute in ihren weiten Hofräumen, und die einst so festen Mauern gehen ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Durch einen tiefen Einschnitt, in welchem der Ort Theben liegt, ist sie von dem höheren Berge am Ufer getrennt. Unser Dampfer fährt rechts um den Schlossberg; noch weiter rechts liegt eine Insel im Strome, und in der Ferne sehen wir bewaldete Hügel.

Unterhalb Theben treten links die Ausläufer der kleinen Karpathen, deren Abhänge mit reichen Weingärten bedeckt sind, an die Donau

Sankt Petersburg.



heran. Kleine Hütten für die Winzer erkennt man zwischen den Neben. Rechts aber ist das Ufer flach und bewaldet.

Um einen weit vorspringenden Berg fahren wir jetzt, und nun sehen wir auf einer Höhe die prächtige Schlossruine von Pressburg, ein gewaltiges Mauerviereck mit vier Eckthürmen, das noch immer einen bedeutenden Eindruck macht, obwohl sein Inneres im Jahre 1811 vollständig ausgebrannt ist.

Wir nähern uns Pressburg, das am Fuße des steilen Schlossberges, zwischen diesem und der Donau erbaut ist. Über den Fluß führt eine Pontonbrücke. d. h. es sind in einer geraden Linie flache Fahrzeuge, Pontons, nebeneinander fest verankert und über dieselben dann die Schwellen der Brücke gelegt, an welcher zu beiden Seiten auch ein Geländer befestigt ist. Aus der Reihe der Pontons sind einige mit einem Theile der Brücke entfernt, und durch die entstandene Lücke fährt unser Dampfer hindurch. Sofort werden dann die seitwärts liegenden Rähne durch starke Taue in die Lücke zurückgezogen, und der Verkehr über die Brücke ist wieder frei.

Das Dampfschiff aber legt sich an den Landungsplatz, und wir steigen aus.

Pressburg, die alte Krönungsstadt der ungarischen Könige, macht einen sehr angenehmen Eindruck durch die große Anzahl schöner Gebäude und seine malerische Lage. Besonders schön ist die frühere Krönungskirche, der Dom zu St. Martin. Fällt es dir nicht auf, daß die Reiterstatue des hl. Martin vor der Kirche den Heiligen in der ungarischen Tracht darstellt? Die Statue ist aus Blei gegossen. Wir wollen uns aber vorerst nicht lange in der Stadt selbst aufhalten, sondern zur alten Königsburg emporsteigen, um die ganze Umgebung betrachten zu können. Durch ein mächtiges Thor führt eine Treppe auf den mit Neben beplanten Schlossberg; endlich haben wir die obere Fläche desselben erreicht, die von einer Ringmauer umschlossen wird, und stehen vor der Ruine, deren leere Fensterhöhlen traurig auf uns herabbliden.

Eine weite Fernsicht hat man von der Brüstung der Ringmauer. Zu unseren Füßen liegt die Stadt mit ihren Gassen und Plätzen, der mächtige Donaustrom windet sich durch eine unabsehbare Ebene, die kleine ungarische Tiefebene, bis er sich für unser Auge in weiter Ferne

zwischen zahlreichen Inseln verliert. Dort unten taucht ein Dampfer auf, und weithin über das Ufergebüsch zieht sich die grauliche Rauchwolke desselben. Die Schiffsbrücke sehen wir ganz deutlich, erkennen sogar die Menschen die hinüber und herüber wandern. Eben wird das bewegliche Stück derselben wieder auf die Seite geschoben, und ein Schleppdampfer fährt durch die Öffnung. Am rechten Ufer sehen wir die Kieswege der Au, des schönen Stadtparkes von Preßburg, noch



Maria Theresia.

weiter südlich liegt Rittsee und an einem Arme der Donau Karlbürg. Gegen Westen aber kann man den Lauf des Stromes bis gegen Theben und Hainburg hin verfolgen, sieht auch die Ruine Wolfsthal, die etwas entfernt von dem Hauptstrome, an einem schmalen Arme desselben liegt.

Hier in Preßburg fand Maria Theresia, die große Kaiserin, auf dem ungarischen Reichstage Hilfe, als König Friedrich II. von Preußen,

Kurfürst Karl Albert von Baiern, die Franzosen und Sachsen zu gleicher Zeit in Oesterreich einfielen, um der jungen, hochherzigen Kaiserin die ererbten Länder zu entreißen. Damals trat sie unter die versammelten ungarischen Großen, wie im Volke erzählt wird, mit ihrem kleinen Sohne Josef auf dem Arme, und sprach zu den tapferen Magyaren Worte der Betrübniß und des heiligen Zornes über den Zustand ihrer Erbländer, bat sie, zu helfen, zu kämpfen für das Vaterland, für sie und ihre Kinder.

Weinend vor Mitgefühl hörten die Magnaten auf die Worte ihrer Herrin, dann flammte helle Begeisterung auf in ihren Herzen, sie schlangen die krummen Säbel, und der Ruf durchbrauste den Saal: „Vitam et sanguinem pro Majestate vestra! Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ (Leben und Blut für Eure Majestät! Wir wollen sterben für unseren König Maria Theresia!).

Vom Schloßberge abwärts benützen wir die breite Zufahrtsstraße, die sich um den Hügel windet und kehren in unser Gasthaus zurück. Ich werde einen Kahn zu mieten trachten, der uns durch die Inseln des Stromes nach Gönyö bringen soll. Morgen wollen wir dann unsere naturwissenschaftlichen Entdeckungsfahrten wieder aufnehmen.

Die Schüttinseen.

Vor wir heute unsere Reise antreten, wollen wir die Karte der kleinen ungarischen Tiefebene betrachten, die mein Reisehandbuch enthält. Da siehst du nun, daß dicht unter Preßburg links von der Donau ein Arm, die Neuhäusler Donau, abzweigt, in weitem Bogen gegen Osten und Norden sich windet, die reisende Waag und die Neutra aufnimmt, bis er endlich bei Komorn wieder die Donau erreicht. Dadurch wird eine riesige, 118 km lange Insel, die Schütt, gebildet, auf welcher fruchtbare Strecken mit unwirklichen Sümpfen abwechseln und mehrere Städte, zahlreiche Dörfer und Einzelgehöfte zerstreut sind. Etwas weiter stromabwärts, bei Ragendorf entsendet die Donau auch rechts einen Flußarm, der in vielen mächtigen Windungen eine zweite

mächtige Insel, die kleine Schütt, umfließt, bis er bei Gönyö sich wieder mit dem Hauptstrome vereinigt, nachdem er die Leitha und die Raab aufgenommen hat. Die von ihm gebildete, fruchtbare Insel ist 45 km lang. Außer in diese beiden Flussarme spaltet sich aber hier die Donau in ein wahres Netzwerk größerer und kleinerer Canäle und bildet so zahllose Inseln.

Der Grund für diese Regellosigkeit des Flusslaufes ist in der Bodenbeschaffenheit zu suchen. Du siehst nach der Karte, daß erst in weiter Entfernung von der Donau Höhenzüge zu finden sind, der ganze von Preßburg bis Alma durchflossene Raum aber eine zusammenhängende Ebene bildet. Hier befand sich wohl einstens ein Sumpffsee, der durch die Geschiebe- und Siltablagerungen der Donau allmählich gefüllt und in eine fruchtbare Ebene umgewandelt wurde. Begreiflich ist es dir aber, daß dieser lockere Untergrund der rasch fließenden Donau kaum zu widerstehen vermag. Daher nagen ihre Wellen beständig an dem abbröckelnden Ufer, schaffen hier Inseln und spülen dort andere hinweg. Nach jeder Überschwemmung, die meilenweit die niedrigen Ufer unter Wasser setzt, findet man das Flussbett verändert, neue Inseln und Flussarme entstanden.

In den einfachen, aber gut gebauten Rachen, der uns stromabwärts tragen soll, und welchen ein stämmiger Ungar regiert, schaffen wir Mundvorrath: geräuchertes Fleisch, Paprikaspeck, Brot, Wein und dgl. Eine gute Angel nebst mehreren Haken und Schnüren habe ich gekauft, andere hat auf meinen Wunsch unser Schiffer mitgenommen. Mit Decken und anderen Reisegeräthschaften sind wir versehen; nun lebe wohl, schönes Preßburg, der breite Rücken des Donaustromes trägt uns rasch an deinen Häusern und Gärten vorbei, in seine Inselwildnis hinab!

Viele Reiher jagen wir auf, dann wieder schwirrt ein Flug von etwa 20 Wildenten über das Wasser, die an den seichten Stellen des Ufers den schlammigen Grund nach Gewürm und Wasserinsecten durchsuchten. Pappeln und Weiden wachsen am Ufer, die trockeneren Stellen desselben aber nehmen Eichen und Rüstern ein, in deren Schatten eine mächtige Ochsenherde sich gelagert hat. Einzelne Rinder stehen auch zum Theile im Wasser und können so bequem von uns betrachtet werden. Sie sehen etwas anders aus als unsere heimischen Rinder, denn ihre

Haarfarbe ist fast durchgängig ein liches Grau, nur die Schwanzquaste ist dunkler, oft völlig schwarz. Ganz auffällig sind aber die langen, sanftgeschwungenen, weit abstehenden Hörner, die den zierlichen Kopf, in dem uns die tiefdunkeln Augen auffallen, auf das prächtigste schmücken. Solche Rinderherden, wie die, an der wir jetzt vorüberfahren, bevölkern



Ungarische Rinder.

Die weiten Ebenen Ungarns, und noch oft werden wir Gelegenheit haben, die schönen Thiere in der Nähe des Flusses zu sehen. Wir nähern uns nun einer großen Sandinsel, auf welcher Hunderte von lichtgrauen Lachmöven, von zierlichen Kibitzen sich umhertummeln. Im breiteren Flußarme auf der anderen Seite der Insel fährt ein Dampfer und erzeugt meterhohe, schäumende Wellen, deren weißschimmernde Kämme rasch über die Wasserfläche rollen. Nun nähern sie sich der Sandinsel, schon färben sie sich vom aufgewühlten Schlamm und Sande schmutzig

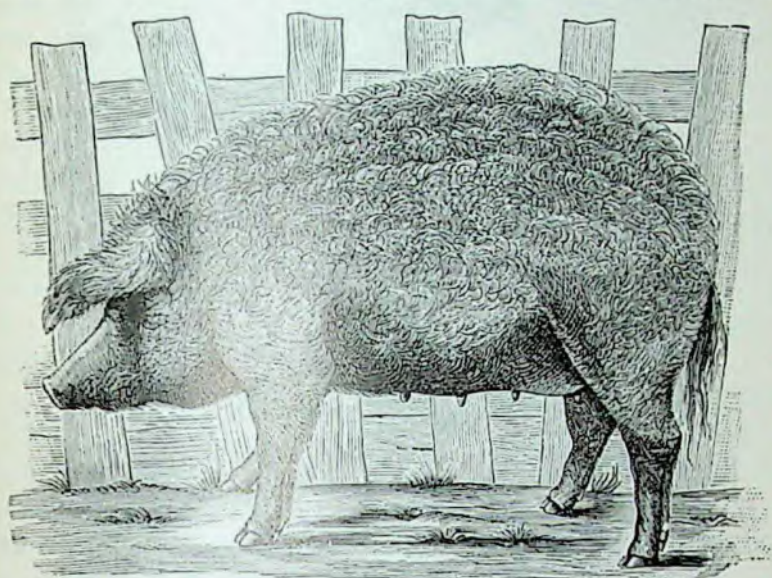
braun, zischend fahren sie höher, da hebt sich lärmend und schreiend die Vogelschar und läßt die brausende Woge über ihren Sitzplatz dahinrollen. Raum aber verrinnt das Wasser, da senkt sich schon die Welle von durcheinanderflatternden Vögeln wieder zur Sandbank hernieder, hat doch die Welle vieles Genießbare darauf abgelagert. In den Vertiefungen zwischen den Steinen zappeln vergebens hilflose Fischehen, die der Dampfer hierher geschleudert, und ebenso zahllose Würmchen; alle diese werden von Möven und Rübigen begierig aufgesucht und verschlungen. So vernichten die Dampfer die junge Fischbrut und tragen zur Verminderung der Flußfische gar vieles bei.

Das Rudern hat uns hungrig gemacht, daher wollen wir uns eine bequeme und hübsche Landungsstelle aussuchen, um unser Mittagmahl zu halten. Dort senkt sich ins bewaldete Land eine schmale Bucht, sie scheint Schatten und am Ufer ein freundliches Plätzchen zu versprechen, dort hinein lenken wir unseren Kahn.

So, jezt sind wir in die stille Bucht eingefahren. Wasserlinsen bedecken das ruhige Gewässer, Pfeilkraut, Kalms und Wasserprimeln heben ihre verschieden gestalteten Blätter über dasselbe, Schilfrohr, Reiskolben und raschelnde Binzen wachsen am Ufer, Wasserfrösche lassen ihr lautes Gequacke ertönen, und die Unken rufen leise dazwischen; im Hintergrunde aber watet ein hochbeiniger Storch zwischen den Wasserpflanzen umher und fängt sich Frösche zum Mittagschmause. Auch wir halten im Schatten einer Rüste unsere Mittagsruhe, verzehren saftigen Speck, wohlschmeckende Würst und trinken dazu ein Gläschen feurigen Ungarweines.

Am Uferdickicht grunzt es, und schmackend, mit hochgehobenem Rüssel kommt auf die Lichtung ein feistes Schwein. Gelbliches Wollhaar kräuselt sich auf dem sanft gewölbten Rücken und den gemästeten Seiten, lustig wackelt das geringelte Schwänzchen, mit der Knorpelnase wühlt das Schwein den weichen Rasengrund auf, und das vergnügliche Schmauken beweist, daß es gar vieles nach seinem Geschmacke findet: saftiges Wurzelwerk, ein unglückliches Mäuslein oder wohlschmeckende Kräuter. Nun kommt aus dem Gebüsch ein zweites, ein drittes, immer mehr enteilen dem Walde, schon scheinen Hunderte uns zu umgeben grunzend und schreiend fahren sie durcheinander, gebrauchen auch woh

in einem boshaften Seitenhiebe die Hauer, die bei den Ebern weit zum Grunde herausragen. Einige stürzen sich ins Wasser, wälzen sich quiekend im Schlamm und schwimmen zwischen den Schilfbüschele umher. Es wird unbehaglich hier zwischen den borstigen Rüsselträgern, es ist das Beste, wir verlassen die Stelle. Noch ziemlich lange hören wir das Lärmen, hören es auch im Gebüsche knacken und rauschen, wenn ein



Ungarisches (Bakonyer)-Schwein.

mächtiger Eber sich durch das Dickicht hindurchzwängt. Viele, viele tausend Schweine werden in Ungarn gezüchtet und kommen gemästet oder schon geschlachtet in den Handel; als Schinken, Speck und in Würstform werden sie verzehrt, und die Borsten des Rückens benützen der Bürstenbinder und der Schuster.

Schon haben wir die Stelle erreicht, wo der Raaber Donauarm abzweigt, links auf der großen Schütt liegen Guttern und Sommer ein, beide Orte freilich vom Flusse aus nicht sichtbar, nur ein weißes Kirchlein blickt über die Bäume.

Im engen Flußarme bewegt sich langsam der Rahn; gleichmäßig begrenzt hier das Wasser beiderseits freundlicher Laubwald, Schwalben

und Möven durchkreuzen die Luft. Hoch oben im Äther entdeckt aber jetzt das Auge einen dunkeln Punkt, der sich deutlich vom herrlichen Himmelsblau abhebt. In weiten Kreisen schwingt sich der unbekannte



Adler.

Flieger, kommt tiefer und tiefer und scheint dabei beständig an Größe zu gewinnen. Schon können wir die Form desselben erkennen, jetzt sehen wir den Hals, den er bald nach rechts, bald nach links biegt, und jetzt wissen wir, wen wir vor uns haben. Ein Königsadler späht

dort oben nach Beute, kaum regt er die mächtigen Schwingen, und die scharfen Augen durchforschen die Stromwildnis. Schon längst hat er uns erblickt, aber er scheint zu wissen, daß ihm von uns keine Gefahr droht, denn immer näher kommt er dem Rähne, daß wir ganz gut das dunkle Gefieder bemerken und fast schon Schnabel und Fänge unterscheiden können. Da peitscht er mit gewaltigen Flügelschlägen die Luft, pfeilschnell faust er über die Baumwipfel und ist verschwunden. Jenseits des Flusses auf einem dürrn Aste, seinem gewohnten Ruhefise, bäumt er auf, um zu verdauen und den Morgen zu erwarten. Er hat ja vor kurzem eine Wildente im Fluge erhascht, und mit den Federn verzehrt. Wenn morgen die Sonne im Osten sich hebt, dann wird der königliche Räuber von neuem sein Gebiet durchfliegen und einen seiner befiederten Unterthanen zum Frühstück verzehren; auf dem Boden unter seinem Ruheplatze aber wird das Gewölle, rundliche Ballen aus Federn und Haaren, dem kundigen Jäger verrathen, daß hier der Herrscher der Lüfte geruht und die Federn oder Haare seiner verschlungenen Beute in dieser Kugelform ausgespieen hat.

An einer großen Anzahl von Schiffsmühlen fahren wir vorüber, deren langsam sich drehende Räder, von grünen Algen umspinnen, ganz alt und moderig aussehen. Auf dem niedrigen Ufer tummeln sich schlanke, prächtige Rösse, jagen mit hochgehobenem Schweife über die Ebene oder steigen in die kühlen Fluten des Donaustromes nieder, um zu trinken. Nirgends sehen wir den Hirten, er mag sich zum Schlafe unter einen schattigen Baum gelegt haben.

Müde vom Rudern landen wir in Körtvélyes, um hier die Nacht zuzubringen. In dem einfachen Gasthause finden wir seltsame Gesellschaft, Slovaken in ihrer Volkstracht. Sie tragen hohe Lederstiefel, grobe Leinenhosen, eine Weste, die mit gelben und rothen Schnüren benäht ist, und einen kurzen schwarzen Tuchrock, auf welchem ebenfalls aus blauen Schnüren mancherlei schnörkelhafte Verzierungen angebracht sind; ebenso sind zwei Reihen Silberknöpfe, in deren Mitte sich eine buckelförmige Erhöhung befindet, auf der Brustseite des Rockes befestigt, den Kopf aber bedeckt ein niederer, schwarzer Filzhut mit schmalem Rande. Da öffnet sich die Thüre, und eine seltsame Gestalt tritt in die Stube. Fast möchten wir sie wegen des Rockes um die Hüften für ein Weib ansehen, wenn

nicht der gewaltige Schnurrbart uns eines anderen belehrte. Was wir für einen Frauenrock ansahen, sind nur sehr weite Leinwandhosen, sogenannte Gattien, die von Magyaren und Slovaken gleich häufig getragen werden.

Bald ruhen wir auf duftendem Heu.

In der Rohrhütte.

Die Ufer der Schüttinsel sind hier, unterhalb Rörtwölzys etwas sumpfig, und da wir uns doch schon wieder einige Zeit mit dem Rudern angestrengt haben, wollen wir versuchen, ob wir in den seichten Wasserlachen auf dem Lande nichts Neues finden. Dabei können wir unsere Beine, die von dem Sitzen schon ganz steif geworden sind, etwas anstrengen und wieder gelenkig machen. Kaum nähert sich der Kahn dem niederen Ufer, so hebt sich aus den Binsen ein bräunlicher Vogel und streicht ungemein rasch über die sumpfigen Stellen, bis er unseren Blicken entschwindet. An dem langen, geraden Schnabel erkanntest du eine Schnepfe, die im moorigen Grunde nach Würmern suchte, indem sie den dünnen Schnabel in den Schlammboden bohrte, und wenn sie ein glattes Würmchen spürte, dasselbe hervorzog und verspeiste.

Aber sieh hier in der Pfütze die schwarzgrünen Würmer! Die einen schwimmen schlängelnd durch das Wasser, andere kriechen auf dem Grunde umher, während jener dort mit dem Saugnapf am Vorderende sich an einem Schilfstengel festgeheftet hat. Es sind Blutegel, dieselben Thiere, welche du schon in dem großen Glasgefäße des Apothekers zuhause gesehen hast. Hier in den ungarischen Sümpfen ist ihre Heimat, hier legen die Weibchen ihre Eier, in eine Art Gespinnst eingehüllt, im weichen Ufer der Pfütze ab, und die auschlüpfenden Würmchen nähren sich von dem Blute der Wasserinsecten, Fische u. s. w., bis sie groß geworden sind. Dann werden sie gefangen und wandern, in Glasflaschen verpackt, in alle Welt. Der Arzt verordnet sie bei manchen Krankheiten, damit sie dem Kranken das überflüssige Blut aussaugen.

Dabei halten sie sich mit ihrem Saugnapfe fest, beißen mittels des dreieckigen, mit kleinen, scharfen Zähnen besetzten Mundes eine Öffnung in die Haut und saugen nun begierig das hervorquellende Blut, bis sie davon ganz angeschwollen sind und von der Haut abfallen.



Die Waldschnepfe.

Nun wollen wir weiterfahren und dabei wieder die Inseln und die wechselvollen Baumgruppen auf denselben betrachten und achthaben auf alles Lebende, was sich etwa zeigen sollte.

Eine Insel liegt im Strome, am Rande mit Schilfrohr bewachsen, auf den höheren Stellen mit Bäumen bedeckt; ein schmaler Flußarm trennt sie vom benachbarten Lande, und zwischen den Gebüschern sehen wir eine Hütte, vielleicht von einem Hirten errichtet. Hier wollen wir bleiben, neigt sich ja schon die Sonne gegen Westen, und zeigt doch die Hütte die Gegenwart von Menschen an.

Wir haben eine Enttäuschung erlebt, die Hütte ist verlassen, die Insel menschenleer. So wollen wir uns denn in dem einsamen Rohrhäuschen einquartieren und gleich Robinson selbst für alle unsere Bedürfnisse sorgen. Die Hütte hält vollständig den Regen ab, da das kegelförmige Dach derselben aus dichten Lagen von Schilfrohr besteht, die durch Strohbänder festgehalten werden; auch die Wände bestehen aus



Der Blutegel.

Rohr, und kurze Stücker von Schilf bedecken in einer dicken Schichte den inneren Boden. Zuerst ziehen wir den Rahn etwas aufs Land, befestigen ihn zum Überslusse an einem Bäumchen, und dann richten wir

unser Nachtquartier ein. Mit dem Messer schneide ich trockene Schilfstengel ab, und du magst dieselben in der Hütte zum Lager herichten. Du kannst auch dürre Zweige zusammenlesen und neben der Hütte aufschichten, damit wir Feuerungsstoff haben. Nun ist alles vorbereitet, und wir wollen trachten, uns ein Nachtmahl zu fischen; du kannst dein Glück mit unserer Angel versuchen, während der Fischer die seinen instand setzt. Ein Stückchen Käse oder Brot als Köder wird wohl im Nothfalle genügen. Sieh, wie der Kork sich bewegt, du bist schon ganz aufgeregt, doch das sind nur kleinere Fischehen, die von dem großen Brocken etwas abzupfen wollen, aber jetzt, das war ein gewaltiger Ruck, und auch der Kork ist ins Wasser getaucht! Rasch die Angel zurückgeschneilt! Das scheint ein tüchtiger Bursche zu sein, der zieht dich wohl gar noch ins Wasser! Da muß ich dir helfen, aber vorsichtig sein heißt es jetzt, damit die Schnur nicht zerreiße. Endlich taucht die Rückenflosse über das Wasser, ein schneller Ruck, und auf dem Uferlande zappelt ein schöner Karpfen mit gelblich schimmerndem Bauche. Löse vorsichtig den Angelhaken aus dem zahnlosen, schnappenden Munde, fasse deine Beute fester hinter den Kiemendeckeln und trage sie zur Hütte hinauf, ich will unterdessen einen fetten Regenwurm an der Angel befestigen. Unser Schiffer hat während der Zeit seine Angel ins Wasser gesenkt, scheint aber wenig Glück zu haben, denn nur kleinere Fische: Barben, Brachsen, Weißfische, Barsche, auch wohl ein Karpfenjüngling hängen an

dem spitzen Haken. Fast alle wirft der Fischer verächtlich wieder ins Wasser, nur einige behält er zurück und befestigt sie als Köder an anderen Angeln. Diesmal aber hat er einen guten Fang gemacht, das erkennen wir an den heftigen Bewegungen der Angelruthe. Richtig, ein großer Hecht fährt im Wasser hin und her, das es fast aussieht, als würde er sich im nächsten Augenblicke schon wieder losreißen. Doch der Schiffer ist flink; schnell hat er ihn ins Boot geschleudert und ein tüchtiger Schlag auf den breiten Schädel betäubt den unruhigen Gefangenen. Auch an unserer Angel hängt wieder ein Fisch, eine mittelgroße Schleie. Zum Nachtmahl haben wir nun übergenug und wollen jetzt kochen.

Bald lodert ein helles Feuer, und während ich den Fisch abschuppe und ausnehme, kannst du zusehen und Holzstücke in die Kohlen werfen. Unser Fährmann holt vom Rahne eine Eisenpfanne, dann schneiden wir die Fische in kleine Stücke, thun Salz, Zwiebeln, etwas Speck und die zerstückten Wasserbewohner in die Pfanne und setzen sie über die glühenden Kohlen. Bald schmort alles lustig und appetitlich. Dann zieht der Schiffer eine Holzbox aus der Tasche, öffnet umständlich ihren Deckel und streut von dem darin befindlichen, rothen Pulver einige tüchtige Prißen über die Speise. Noch einmal gut umgerührt, und der Paprikafisch, eine ungarische Nationalspeise, ist fertig.

Du fragst, was für ein Pulver zu dem Fische hinzugegeben wurde? Es sind die zermahlenen, hochrothen Beeren des spanischen Pfeffers, den man auch Paprika nennt. An die meisten Gerichte gibt der Ungar dieses scharfe Gewürz. Ach, du merkst schon, wie es brennt!

Die Sonne ist während des Speisens hinter den Bäumen verschwunden, und schon übergießt der Mond die Landschaft mit seinem Silberlichte; Heuschrecken und Grillen halten ihr Abendconcert, und Fledermäuse flattern schattenhaft um die Bäume. Komm, wir wollen mit einander vor dem Schlafengehen noch eine kleine Rahnfahrt im ruhigen Wasser der Flußarme unternehmen!

Leise plätschern die Wellen am Ufer, tiefschwarz scheint das Wasser im Schatten der überhängenden Bäume, und der Ruf des Nachtreihers (Mohrdommel) nur stört die allgemeine Stille. Im Uferschilf ist der eigenthümliche, gelbbraune Vogel verborgen, der sich vor den anderen Reihern auch durch das Fehlen des Federschopfes auf dem Kopfe aus-

zeichnet. Wenn die Sterne am nächtlichen Himmel zu leuchten beginnen, dann fängt für ihn die Jagdzeit erst an.

Einem ungeheuren, endlosen See gleicht die gewaltige Donau, glühend spielen im Mondlicht die Wellen, und geheimnißvoll dunkel ragen die Bauminfeln über die Flut. Eine Gule stößt leise Klagetöne aus, daß es schauerlich hallt, und im Schilfrohre raschelt's. Wir sehen wieder die



Die Nohrdommel.

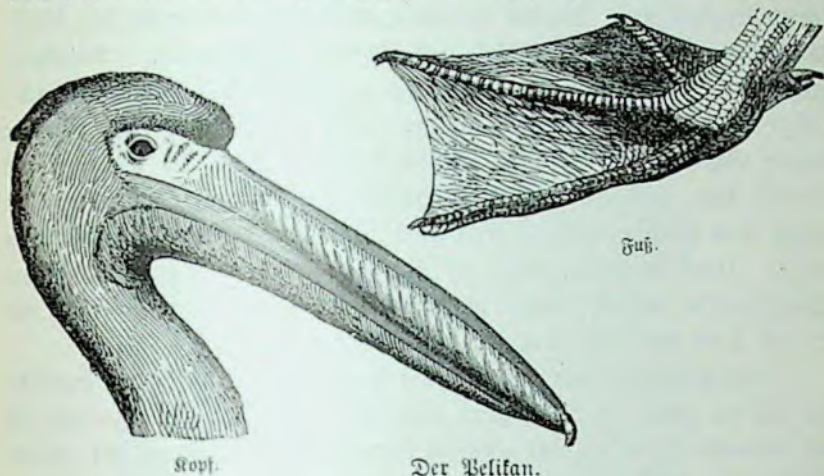
rothe Glut unseres Feuers, mit leisem Stöße fährt der Rahn gegen das Ufer. Wir machen ihn fest und gehen zur Hütte. Dort finden wir unseren Schiffer noch in derselben Stellung, wie wir ihn verlassen. An einen Baum gelehnt, blickt er träumerisch in die verglimmenden Kohlen, die sich schon mit feiner Flugasche bedecken, nur aus seiner kurzen Pfeife kräuselt sich bläulicher Rauch. Nun wollen wir schlafen gehen; hier in dem Winkel der Hütte stelle ich die Tschuttora, die Feldflasche, welche ich in Preßburg kaufte, denn

ich sehe schon, du wirst von dem Paprikaschmause tüchtigen Durst bekommen. Sie enthält Wasser, mit etwas Wein gemischt.

Noch graut kaum der Morgen, da weckt uns schon wieder der Schiffer, aber schnell sind wir munter, denn jener behauptet, er habe Pelikane gesehen. Im Ufergebüsch versteckt, sehen wir vier hellgefärbte, große Vögel hoch über dem Flusse schweben; in weiten Kreisen sinken sie tiefer, jetzt zieht einer die Flügel an, und stürzt tausend hernieder ins Wasser der Bucht, daß dieses hoch aufspritzt, ihm folgen die übrigen. Es sind sehr stattliche Vögel von mehr als $1\frac{1}{2}$ m Länge. Ihr Gefieder ist weiß, hat aber einen rosenfarbenen Anflug, nur die Schwungfedern sind schwärzlich; die Brust ist gelblich, und die Kopffedern sind schopfartig verlängert. Höchst sonderbar aber ist der Schnabel gestaltet, gelblichgrau, lang und breit, an der Spitze hakig umgebogen und an dem Unterkiefer mit einem rothen, herabhängenden Hautsack versehen. Die Füße, die wir freilich nicht sehen können, da sie im Wasser stecken, haben

alle vier Beinen, die durch Schwimmhäute verbunden sind, nach vorne gerichtet.

Unterdessen haben sich die Kropfgänse — so nennt man die Pelikane auch — über die Bucht vertheilt, um zu fischen, und rudern langsam gegen das Ufer. So treiben sie im seichten Wasser die Fische vor sich her; ab und zu taucht ihr Kopf in die Tiefe, und wenn er sich wieder hebt, sehen wir an dem herabgezogenen Kehlsacke, daß der Vogel einen



Fisch gefangen hat. Mit zurückgebogenem Halse schluckt er ihn dann hinab. Nun scheinen sie gesättigt zu sein, denn mit kräftigen Flügelschlägen erheben sie sich vom Wasser, steigen höher und höher und fliegen hinab gegen Süden.

Im seichten Wasser der Inselbucht wimmelt es von winzigen Fischchen, die vor kurzem erst dem Eie entschlüpft sind, in ganzen Schwärmen spielen sie in der Nähe des Ufers und schlüpfen geschickt unter die abgerundeten Steine auf dem Grunde, wenn sie etwas erschreckt. Aber sich, über der Freude an den Pelikanen haben wir das veränderte Aussehen des Himmels ganz unbeachtet gelassen. Im Osten haben sich gewaltige, schwarzgraue Wolken aufgethürmt, um deren dunkeln Kern die Strahlen der Sonne einen goldfarbenen Saum zaubern. Horch, in der Ferne rollt schon leise der Donner, und gelber Schein fliegt dort unten zuweilen über die schwärzlichen Dunstmassen. Da ist es wohl

besser, wir unterlassen vorerst die Weiterfahrt, und kehren zur schützenden Hütte zurück. Höher und höher steigt das drohende Gewölke, schon zuckt zuweilen im Bickzack ein Blitz, und furchtbarer Donner folgt ihm. Ein dumpfes Brausen hören wir, und dann beugen sich die Bäume der Insel vor dem einherfahrenden Sturme. Zischend saust er durch die Rohrstengel und wühlt die Gewässer der Donau auf; da wieder ein flammender, blendender Blitz, ein krachender Donnerschlag, und nun fallen klatschend einzelne große Tropfen hernieder, beständig mehren sie sich, bis sie in unendlicher Zahl auf Insel und Donau herabstürzen. Rauschend fallen sie auf die Wasseroberfläche, daß diese aufschäumt und emporsprühende, tanzende Tröpfchen überall aufhüpfen. Doch jetzt wird es arg! Wie ein dichter Schleier zieht es sich vor die Waldbäume, daß dieselben fast verdeckt sind, und gelbe Bächlein rinnen an der Hütte vorüber; ein Glück, daß diese so dicht ist, sonst wären wir wohl bald gänzlich durchnäßt. Eine Schwalbe, die der Sturm und der Regen aus ihrem Schlupfwinkel verjagt, kommt plötzlich dahergeflogen und verbirgt sich an der Decke der Hütte vor dem furchtbaren Unwetter.

Endlich läßt der Regen nach, die Sonne bricht durch das Gewölke, hier und da sehen wir den blauen Himmel, und zwitschernd schwingt sich die Schwalbe durch die Thüröffnung hinaus. Nun können wir weiter! Zuvor aber müssen wir das Wasser ausschöpfen, das sich infolge des Regens im Rahne angesammelt hat; dann verlassen wir die Insel und die gastliche Rohrhütte.

Die Goldwäjscher.

Während wir zwischen Sand- und Buschinseln hinfahren, sehen wir in der Ferne einen großen Vogel in mächtigen Schraubenlinien allmählich gewaltige Höhen ersteigen, bis er nur noch als kaum merklicher Punkt erkennbar ist und dem Blicke entschwindet. Vielleicht war es ein Adler, wahrscheinlicher aber, da er sehr groß zu sein schien, ein Geier, vielleicht der weißköpfige Geier, der seinen Namen von den kurzen, weißen Federchen hat, welche Kopf und Hals einhüllen.

Das übrige Gefieder desselben ist bräunlich. Der mächtige, über 3 m kaffternde Vogel kommt einzeln bis in die Gegend von Wien und hält sich, gerne auf den Donauinseln auf. Hier sitzt er auf hohen Bäumen oder forschet mit den scharfen Augen nach einem Nase aus so großer Höhe,



Der weißköpfige Geier.

dass es uns unerklärlich ist, wie der Geier noch etwas erkennen kann, und doch sieht er ein todes Thier und stürzt sich aus den Lüften hernieder, um es gierig zu zerfleischen und die abgerissenen Theile heißhungrig zu verschlingen. Wie alle Geier liebt er besonders die Eingeweide, und wenn er ein gefallenes Thier findet, reißt er ihm deshalb zuerst die Bauchhöhle auf und wühlt mit dem Hakenschnabel in den

Gedärmen, zerzt sie heraus, frisst Lunge und Herz, Lederbissen für ihn, und dann erst verzehrt er von dem übrigen so viel, als er vermag, so daß er nach gehaltener Mahlzeit nur schwer aufstiegen kann und daher gerne auf einem Aste in der Nähe des Nases träge sitzen bleibt und der Verdauung sich hingibt. Fast in jeder Menagerie kannst du den weiß-



Der Ruttengeier.

köpfigen Geier sehen, da er in der Gefangenschaft ziemlich anshält und erträglich zahm wird. Vielleicht war jener Vogel auch ein brauner Ruttengeier, der gleichfalls in Ungarn vorkommt, aber nicht so groß ist wie der weißköpfige oder Gänsegeier.

Unterdessen haben wir uns einer Sandbank genähert, die rechts, gegenüber dem Orte Medve, in ziemlicher Ausdehnung vor einer Waldinsel sich hinstreckt, und auf welcher mehrere Männer arbeiten. Auf unsere Frage sagt uns der Schiffer, daß jene Gold aus dem Donau-

sande waschen. Das müssen wir uns näher ansehen! Bald fährt die Spitze des Rahmes auf den Flußsand, ein rascher Sprung, und wir stehen auf lockerem Sandgrund. Der Fischer hat recht; drei Slovaken waschen hier Gold aus dem Sande der Donau. Sie haben große Kiezhäufen aufgethürmt, und neben denselben hat jeder ein breites, ziemlich langes Brett derart aufgestellt, daß das eine Ende desselben auf dem Boden liegt, während das andere auf einem Holzgestelle ruht, so daß das Ganze eine abschüssige Ebene bildet. Ein grobes, dunkles Tuch ist der ganzen Länge nach auf das Brett genagelt, und mittelst Schaufeln bringen die Goldwäscher den Flußsand auf das erhöhte Ende des Gestelles. Hierauf schöpfen sie mit Holzkellen an Stangen Wasser aus dem Flusse und begießen das Sandhäufchen auf dem Brette. Das Wasser rinnt über die schiefe Ebene und reißt den leichteren Flußsand mit sich, während das schwere Gold, das in Form kleiner Körnchen und Blättchen dem Kiese beigemengt ist, auf dem rauhen Tuche liegen bleibt. Hat endlich das Wasser den Sand über das Brett hinunter gespült, dann flimmert zwischen den schwarzen Stoffäden hier ein Goldsplitterchen, dort wieder eines. Vorsichtig sammelt sie der Goldsucher in eine kleine Büchse und beginnt dann wieder, Sand auf das Brett zu häufen. Freilich ist die Goldausbeute eine geringe und liefert kaum ein höheres Erträgnis, als wenn die Leute im Taglohne arbeiten würden.

Aber wie kommt das Gold in die Donau, wirst du fragen? Das will ich dir erklären. — Das Gold ist ein weit verbreiteter Körper und findet sich in vielen Gebirgsgesteinen, freilich nur in ganz kleinen Schüppchen und Körnchen und meist in so geringer Menge, daß man es nicht gewinnen kann. Wenn aber das Gestein verwittert und in Trümmern zuthale stürzt, dann wälzt es der Bergbach immer weiter, zerkleinert es noch und bringt die Stückchen zur Donau. Auch hier kommt es noch nicht zur Ruhe, wird fortgeschoben, immer weiter abgeschliffen, in Gerölle und Sand verwandelt, bis es an ruhigen Stellen als Sandbank sich ansammelt. Dabei hat nun das Wasser das Gestein derart zerkleinert, daß die Goldblättchen frei werden und im Sande liegen bleiben, während das Hochwasser die leichteren Steinkörnchen oft wieder wegschwemmt. Daher findet man in den Kiesablagerungen der Donau das glänzende

Gold. So wie hier, ist dies auch noch in anderen österreichischen Flüssen und Bächen der Fall, doch wird nirgends viel Gold gewonnen. Große Mengen Waschgold findet man in Neuseeland, Australien, Südafrika, Californien und in Sibirien, während das in Österreich zu Kremnitz und in Siebenbürgen gegrabene sogenanntes Berggold ist, d. h. solches, welches in Bergwerken aus dem Gesteine gewonnen wird, in welchem es eingesprengt ist.

Ebenso einfach wie die Vorrichtungen, mit denen die Männer hier am Donaustrande das Edelmetall aus seiner unreinen Hülle scheiden und die röthlich schimmernden Blättchen aus Schmutz und Sand hervorholen, ist die Art des Gewinnens fast an allen Fundstellen in Californien und Australien. Als jene reichen Goldfelder entdeckt wurden, da gieng der Golddurst wie eine fieberhafte Krankheit durch die Länder der Erde. Europäer, Amerikaner, Chinesen und Neger eilten in die einsamen Thäler Californiens, gruben die goldhaltige Erde und wuschen die glänzenden Körner aus dem dunkeln Boden, wo sie Jahrhunderte lagen. Bald wurden die ursprünglich höchst einfachen Werkzeuge vervollkommenet, Wasser von weither geleitet, damit es in langen Holzrinnen, auf deren Boden Querleisten genagelt waren, die hineingeworfene goldhaltige Erde hinabspüle, wobei die schweren Metallkörner vor den Leisten liegen blieben. Die Goldkörner wurden gesammelt und in flachen Schüsseln vollständig gewaschen und gereinigt. Laut genug gieng es jetzt in den Waldthälern zu, wo vorher nur der Hirsch und das Reh von dem geräuschlos einher-schreitenden Indianer gejagt wurden oder ein plumper Bär sich angesiedelt hatte. Aber mit den Menschen waren auch die schlimmsten Leiden-schaften derselben in die Berge gezogen. Neidisch waren die einen, wenn ein besonders glücklicher Fund bekannt wurde, muthlos und mit dem Gesichte hadernd, mußten sich andere als Knechte verdingen, da ihre mühevollen, aufreibende Arbeit keinen Erfolg gehabt hatte. Verbrecher schlichen sich unter die besseren Goldwäscher, Mord und Todtschlag waren tägliche Vorkommnisse. Man griff dann zur Selbsthilfe und hängte den Mörder, den Dieb, oder wenigstens den, der es sein konnte, am nächsten Baume. Nur wenige, die in die Goldfelder zogen, kehrten bereichert zurück.

Du meinst, da wäre es besser gewesen, das Gold läge noch immer unter der schützenden Pflanzendecke und käme gar nicht zum Vorschein.

Du darfst nicht vergessen, daß das Gold wohl Anlaß zu manchem Schlechten bietet, aber noch öfter das Gute stiften hilft. In der Kirche wird es dem Dienste des Höchsten geweiht, als rollendes Geldstück bezahlt es die Arbeit und verbreitet mit ihr Segen und Wohlstand; dem Golde zuliebe strengt sich der Geist an, stets Neues und Besseres zu erfinden; der Pinsel des Malers und der Meißel des Bildhauers bedürfen des goldenen Regens, sollen sie Großes vollbringen, und auch der Gelehrte, der Dichter muß frei sein von den Sorgen des Lebens.

So spendet das Gold in seinem beständigen Kreislauf den Hohen und Niederen der Erde, was sie zu ihres Leibes Erhaltung bedürfen, und schmückt ihnen das Leben durch die Werke der Kunst und des menschlichen Scharfsinns.

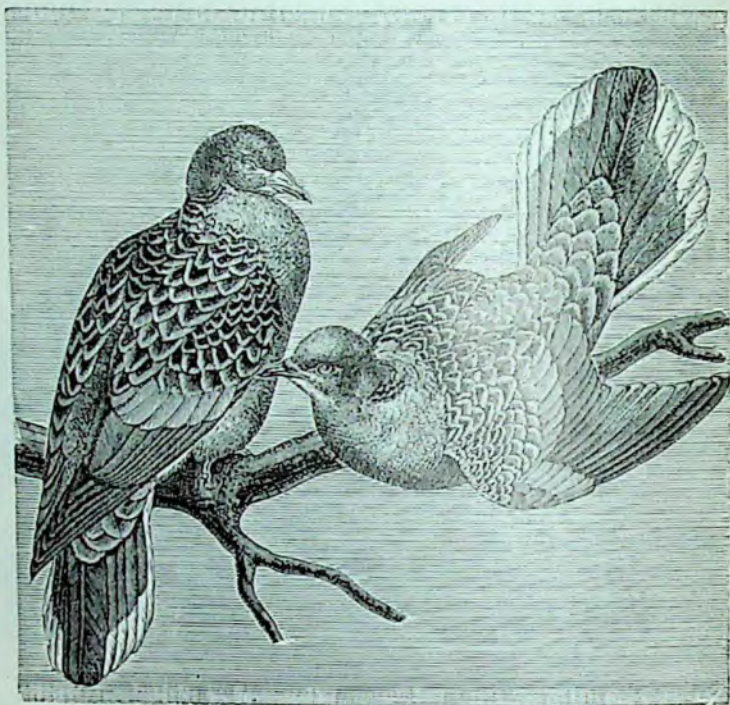
Nun will ich dir zum Andenken etwas von dem Donaugolde kaufen, und dann brechen wir auf. Bald sehen wir von den Goldwäschern nichts mehr und schwimmen einsam auf den weithin sich dehnen-

den Fluten des Stromes. Einsam eigentlich doch nicht, denn Möven und Kibitze umschweben uns schreiend, und das dichte Laub der Bäume auf den Inseln bietet wohlthuende Ruhepunkte für das Auge. Über uns fliegt jetzt hoch oben ein reiherartiger Vogel, doch hat er den Hals gerade nach vorne gestreckt, während der Reiher denselben beim Fluge zurückbiegt. Unser Schiffer meint, es sei ein Kranich, da solche in den ungarischen Ebenen häufig vorkommen. Er mag recht haben. Vielleicht kannst du dich auf den Vogel erinnern, wir haben ihn in



Der Kranich.

Schönbrunn mitten zwischen mancherlei Hühnervögeln gesehen. Ein hoher, schöner Stelzvogel von grauer Farbe, um den Schnabel herum schwärzlich, mit schwarzen Schwungfedern, ist er dir damals durch sein würdevolles Benehmen aufgefallen. Mit seltsam abgemessenen Schritten stieg er zwischen den anderen Vögeln umher, nahm hier mit dem starken



Turteltauben.

und spizen Schnabel ein Grasblatt, dort ein Kerbthier auf oder theilte einem zudringlichen Genossen einige derbe Schnabelhiebe zu. In der Freiheit frisst er junges Getreide, saftige Pflänzchen, Insecten und Würmer und ist ungemein scheu. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm und erfreut seinen Pfleger durch die außerordentliche Klugheit, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag legt. Er zeigt sich gewiß ebenso verständig wie ein Hund.

Nun aber macht der Fluß eine Biegung, und hier können wir die zerstörende Kraft seiner Fluten deutlich erkennen. Aus der Uferböschung

haben sie gewaltige Stücke herausgebrochen, daß eine Anzahl Bäume, die darauf wuchsen, umgefallen sind, andere neigen sich schon gegen den Fluß und werden bald stürzen, denn beständig nagen die Wellen unter ihnen, daß die locker gewordene Erde herabrieselt, bis die Wurzeln den Halt verlieren und der stattliche Baum rauschend in die Donau stürzt. Beim nächsten Hochwasser treibt er dann langsam stromabwärts, bis er vielleicht auf einer Insel hängen bleibt und dort langsam vermodert.

Ein ganzer Trupp Schmetterlinge von verschiedenen Farben fliegt zum jenseitigen Ufer, langsam spielen und gaukeln die zierlichen Falter über dem Wasser. Von einer Sandbank fliegt ein kleines, schmales Mäbchen auf. Es war eine Turkeltaube, die im Walde am Ufer ihr Nest hat und hierher zum Trinken flog.

Nun fahren wir an der Einmündung des Raaber oder Wieselburger Donauarmes vorüber, der die kleine Schütt bildet; noch einige Zeit kräftigen Ruderns, und wir sind in Gönyö. Hier wollen wir morgen das Dampfschiff besteigen, das uns nach Budapest bringen soll.

Romorn.

Südlich von Gönyö breitet sich eine fruchtbare Ebene aus, die mit Mais- und Melonenfeldern bedeckt ist. Diese wollen wir heute vor unserer Weiterreise besuchen. Scheinbar unübersehbar dehnen sich die Felder mit Kukuruz weit in die Ferne. Sie erscheinen eigenthümlich grau, da die mächtigen Rispen der Staubblüten oben an dem hohen Stengeln gelblichweiß sind. Den dicken, markigen Stamm umschließen die breiten und langen Blätter mit den parallelen Blattnerven, und hie und da sitzen an dem Stengel die starken Fruchtkolben. Betrachten wir uns einen solchen etwas näher. Um einen dicken Stiel sitzen dicht gedrängt viele, jetzt noch weiche Körner, eine grüne, häutige Hülle umgibt wie eine Scheide den dicken Fruchtkolben, von welchem verdorrte Häuten, die langen, früher weißen Narben der Kukuruzblüten, herabhängen. Später werden sich die Körner gelb färben, die Blätter der Pflanzen

vertrocknen, und fleißige Schnitter ernten die raschelnden Maispflanzen. Aus den gelben, harten Körnern macht man Gries, der zu einem Brei gekocht, allgemein in Ungarn als Nahrungsmittel gebraucht wird; auch verarbeitet man Mehl daraus, aus welchem Kuchen u. s. w. gebacken werden, doch ist Brot aus Maismehl nicht so wohlschmeckend wie Roggen-



Die Melone.

brot und wird bald trocken und spröde; besonders häufig aber benützt man die Körner als Futter für Schweine und Geflügel. Jetzt sind die mächtigen Halme noch grün und ragen mehr als manns hoch über den Boden. Der Wind rauscht und flüstert in den Blättern, ähnlich wie im Schilfrohre, und Rebhühner lassen aus dem Getreide ihren Lockruf hören.

Daneben ist ein Stück des Aukurnzfeldes abgemäht, und nur die dicken Stoppeln lassen erkennen, was früher hier wuchs. Vielleicht hat

der Besitzer die noch saftigen Halme abschneiden lassen, um sie als Viehfutter zu verwenden, wozu sie sich vortrefflich eignen. Außerdem daß man die Früchte des Maises verwendet, macht man aus den Blättern und Stengeln Papier und hat sogar mit Erfolg versucht, aus dem noch unreifen, markigen Stamme Zucker zu bereiten. Die dichten Halme bieten den Thieren des Feldes das schönste Versteck, bis dann im Herbst die Schnitter kommen und den Rebhühnern und Wachteln, den Lerchen und Hasen das schützende Heim rauben.

Neben dem Kukuruzfelde sind Melonen angebaut. Ähnlich wie wir es auf den Gurkenfeldern bei Saaz in Böhmen sahen, überziehen lange, dünne Stengel die Erde, große, lappige Blätter sitzen an ihnen, und gelbe Blüten blicken hie und da aus dem Laube. An kurzen Stielen hängen schon genießbare, fast kugelige Früchte, Wassermelonen, von denen wir eine, viel größer als dein Kopf, um 30 fr. von dem Besitzer einhandeln. Von dem Stiele derselben laufen leichte Furchen nach vorne zu, eine bräunlich graue Schale umschließt die Frucht, und wenn wir sie öffnen, sehen wir das Innere von einem saftreichen, rosigen Fleische erfüllt, das beim Essen auf der Zunge förmlich zerschmilzt. Der Geschmack ist aber nicht besonders gut, d. h. nach dem schönen Aussehen erwartet man einen besonderen Wohlgeschmack, den man bei den Wassermelonen nicht findet, nur sehr angenehm kühlend und durstlöschend sind sie. Die Zuckermelone, welche in Ungarn gleichfalls vielfach angepflanzt wird, hat ein gelbes Fruchtfleisch, ist viel wohlgeschmeckender, ihr Genuß anber den Fremden, die an die Frucht nicht gewöhnt sind, weniger anzurathen, da sie leicht Beschwerden erzeugt.

Es geht gegen Mittag, wir müssen nach Gönyö zurück, denn um 11 Uhr kommt das Dampfschiff von Preßburg. Endlich erscheint es, und wir steigen ein.

Bald fliegen die Flußgelände an uns vorüber, der Dampfer durchschneidet rasch die Flut, die sich gleich einem mächtigen See vom Schiffe aus kaum überblicken läßt. Von niedrigen Ufern eingefasst, dehnt sich die Wassermasse in majestätischer Breite weit, weit in die Ferne, wo sie durch eine Krümmung des Flußbettes gleichsam abgeschlossen erscheint.

Ein Schleppdampfer mit zwei Schiffen kommt uns entgegen, von denen das eine ein Deck haben muß, durch welches Wasser ins Innere

bringt, denn immer wieder schießt ein starker Wasserstrahl über den dunkeln Bord. Matrosen schleudern nämlich mit Schöpfellen das Wasser des Schiffsraumes hinaus in die Donau. Aber sieh dort die vielen Lachmöven, die gleich weißen Punkten auf dem Wasser schwimmen, andere fliegen hin und her, bis sie sich gleichfalls auf die Wellen niederlassen. Links bei Aranyos sehen wir wieder mehrere Goldwäsher bei der Arbeit.

Ein Matrose hisst nun eine blaue Fahne an dem vorderen der drei Mastbäume des Schiffes auf, und vom Ufer wird das Signal erwidert. Langsam klettert nämlich dort an einer hohen Flaggenstange ein ähnliches, blaues Fähnchen empor und telegraphiert so das Zeichen vom Schiffe nach Uj-Szöny (Neu-Szöny), damit dort die Schiffsbrücke für die Durchfahrt geöffnet werde. Wir nähern uns Komorn.

Vor demselben liegt eine etwa 2 km lange Insel, auf dem rechten Ufer aber der sogenannte Sandberg, ein starkes Vorwerk der Festung zum Schutze derselben von der Stromseite, um die Feinde vom Schlagen einer Brücke abzuhalten. Auf einem niedrigen Hügel, der aber doch die umgebende Ebene weithin beherrscht, sind starke Schanzmauern mit Schießöffnungen für die Kanonen errichtet. — Nun sind wir an dem Sandberg vorübergefahren, schießen unter einer Anzahl von Telegraphendrähten hindurch, die quer über den Strom gespannt sind, passieren die Schiffsbrücke, und nachdem der Dampfer bei Uj-Szöny gehalten, steuert er quer über den Fluß gegen Komorn (ungarisch Komárom).

Auffällig ist bei der Landungsbrücke hier, daß dieselbe auf zwei hohlen, schwimmenden Eisencylindern ruht. Eilig steigen Menschen aus und ein, dann fahren wir weiter, an mächtigen Dammanern vorüber, auf welchen die mit Gras bewachsenen Böschungen der Erdschanzen ruhen. Einsam steht dort auf dem Uferdamme ein Tambour und trommelt die verschiedenen militärischen Signale; selbst durch den vorbeieilenden Dampfer läßt er sich in seinem eifrigen Studium nicht stören.

Nun fahren wir an der Mündung der Bág-Duna vorüber, dem Neuhäusler Donauarm, der seine mit der Waag und Neutra vereinigten Wassermassen hier der Donau zuwälzt.

Auf der vom Hauptstrome und diesem Arme gebildeten Landzunge, auf der Südoßspitze der großen Schütt, liegt eben die starke, noch nie

von einem Feinde eingenommene Festung Komorn. Von drei Seiten umgeben dieselbe die Fluten der Donau, gegen die Schüttinsel zu unwegsame Sümpfe, so daß schon eine Annäherung an die feste Stadt mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist. Außerdem liegen am Strome noch andere Festungswerke, wie der Sandberg u. a., so daß die Stadt als uneinnehmbar gelten kann. Im Frühlinge überfluten die Wassermassen der Donau, Waag und Neutra meilenweit die Ebenen, daß nur die Wipfel der Bäume über den gelbbraunen Wogen sichtbar sind.

Dort rechts liegt Ó-Szöny (Alt-Szöny), wo sanfte Hügelwellen mit Weingärten bedeckt sind, während links sich unabsehbare Kukuruzfelder hinziehen. Hierauf verschwinden rechts noch einmal die Hügel, und wir erblicken fern in der Ebene die weißen Häuser und die Thürme einer Stadt. Dort unten liegt am Ufer eines stillen Sees die Stadt Tata. Aber schon ist sie wieder unseren Blicken entschwunden, vor uns erheben sich links niedere Hügel, rechts schon höhere Berge. An ihrem Fuße liegt Almaás, bekannt durch seine Schwefelquellen, in denen schon die Römer Heilung gesucht und gefunden haben.

Das Donanthal von Almaás bis Budapest.

Nachdem wir so lange zwischen ganz flachen Ufern dahingefahren, heimein uns die sanft gerundeten Berge ganz eigenthümlich an: ihre leichte Bewaldung, die Felder am Ufer, der ungetheilte, majestätische Strom gewähren ein entzückendes Bild. Unser Schiff, die Minerva, eilt an Rezmély (Rezmühl) vorüber, einem von berühmten Weingärten und Obstpflanzungen umgebenen Ort, dann folgt links Mocs, ein Obstgärten und Maulbeerbaumanlagen förmlich versteckt, während weiterhin rechts Piszke sichtbar wird. Strohgedeckte Häuser bilden das Dörfchen, halb verborgen unter schattigen Obstbäumen. Aber siehe, dort in dem Bauernhofe, an dem wir vorbeifahren, wird eben auf echt ungarische Art das Getreide gedroschen.

Die Garben sind zerlegt und die Halme in einer dicken Lage über den Hof zerstreut. Eine Anzahl schlanker Pferde aber wird beständig

im Kreise über das Getreide getrieben, und ihre Hufe treten dabei die Körner aus den Ähren. Neben dem Hause sind viele Strohheber aufgerichtet und geben Zeugnis, daß die Pferde schon längere Zeit ihr Dreschergeschäft ausüben. Daß dabei aber sehr viele Körner in den Ähren sitzen bleiben, ist selbstverständlich, und deswegen wendet man in größeren Gehöften schon allgemein Dreschmaschinen an. Überall zwischen den Häusern von Biskze sehen wir die mächtigen Strohhäufen vertheilt und erkennen daraus, das solche Tretplätze zum Ausdreschen des Getreides in allen Bauernhöfen angelegt sind.

Unterhalb des Ortes liegen am Ufer übereinandergeschichtet große Quadern und behauene Steine von rothem Marmor, der oberhalb von Biskze in ausgedehnten Steinbrüchen gewonnen, zu Säulen und Quadern, Fußplatten und Kunstgegenständen verarbeitet und auf der Donau nach Pest und anderen Städten verfrachtet wird. Wir haben schon im Erzgebirge den grauen Kalkstein kennen gelernt; eben solcher feinkörniger Kalkstein, nur roth gefärbt, ist dieser Marmor. Man könnte ihn gleichfalls brennen und zur Mörtelbereitung verwenden; da er aber selten vorkommt, eine so schöne Farbe besitzt und sich gut polieren läßt, verwendet man ihn zu Bauwerken, macht Säulen, Grabsteine und andere Kunstwerke daraus.

Auf Biskze folgt rechts Neudorf, ein deutscher Ort mit hübschen, freundlichen Häusern. Viele solche deutsche Dörfer liegen auf dem rechten Ufer der Donau. Vor uns, aber noch in weiter Ferne sehen wir schon Gran (Gyztorgom). Nun treten die Berge weiter zurück, der Strom bildet Inseln, und an seinem linken Ufer ziehen sich ausgedehnte Sümpfe, mit Schilf und Binzen bewachsen, auf weite Strecken hin. Durch das Brausen des Dampsschiffes aufgeschreckt, erheben sich aus dem dichten Rohre Hunderte und Hunderte von Möven, Rübigen, Rohrhühnern und Schnepfen und fliegen kreisend in dichten Wolken weiter landeintwärts. Etwas entfernt von dem Sumpfe liegt Ebed, gerade vor uns aber, auf dem rechten Ufer der Donau das stattliche Gran. Mehr und mehr nähert sich der Dampfer der schön gelegenen Stadt, über deren Häuser die gewaltige Kuppel des Domes emporragt. Aber so sehr unsere Blicke von diesem reizenden Bilde angezogen werden, so wird unsere Aufmerksamkeit doch stets wieder abgelenkt durch Scharen von schwarzen Wasser-

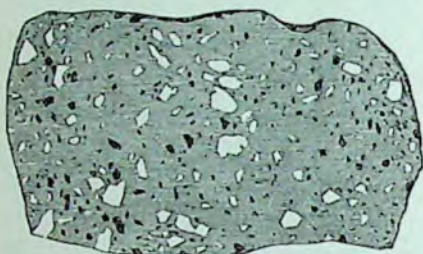
hühnern, die der Dampfer beim Vorwärtstürmen aufscheucht, und die dann schreiend gegen Ebed hinsliegen. Hunderte haben wir schon von dem breiten Wasserspiegel verjagt, aber nun gerade vor Gran bedeckt denselben eine ungezählte Menge dieser Wasservögel. Wohin wir blicken, wimmeln die schwarzen Thierchen durcheinander, bis der Dampfer naht und alle mit wirrem Geräusche über das Wasser sich heben, eine Strecke niedrig dahinfliegen, dann höher steigen und als dicke Wolke den anderen nachziehen zum Schiffsbruche.

Gerade vor uns scheint ein mächtiger Felsblock den Fluten der Donau entstiegen zu sein; auf ihm steht der prächtige Dom von Gran, der noch überragt wird von einer mächtigen, auf schlanken Säulen ruhenden Kuppel. Achtzig Meter beträgt deren Höhe über dem Felsgrunde des Hügels, auf welchem sie steht, und ein Kranz von Statuen auf dem flachen Dache der Kirche umgibt die Kuppel. Über dem mächtigen Thore aber, das wir ganz deutlich sehen, steht das Bild unseres Heilandes mit dem Kreuze. Im Hintergrunde der Stadt erhebt sich ein mächtiger Bergrücken, bis zum Gipfel mit Reben bepflanzt, und viele, viele kleine Häuschen schimmern weiß aus dem dunkeln Rebenlaub hervor. Das sind die Häuschen, wo der Wein gekeltert, d. h. aus den reifen Beeren gepreßt wird.

Durch die geöffnete Schiffsbrücke fahren wir nun durch, der Dampfer macht eine Schwenkung nach rechts und legt in Gran an. Die Stadt ist der Sitz des Fürstprimas von Ungarn, und du kannst dir auch merken, daß hier wie in Deutsch-Altenburg und Almás warme Schwefelquellen vorkommen. Die Schiffsbrücke führt nach Párkány hinüber, von wo an die Eisenbahn bis Pest dicht am Donauufer hinführt. Auffällig ist es für uns, daß eine so große Stadt mit mehr als 20.000 Einwohnern noch mit Stroh gedeckte Häuser besitzt, aber hier am Donauufer stehen solche in Menge und ganz ohne Ordnung durcheinander gewürfelt. Die unschönen Hütten mit den winzigen Fenstern, durch welche man kaum den Kopf stecken könnte, werden meist von Zigeunern, Schiffen und Fischern bewohnt.

Dort kannst du jetzt zwei von den letzteren in Thätigkeit sehen. Sie haben zwischen ihren beiden Rähnen ein Netz in die Donau gesenkt, das unten mit Gewichten beschwert, oben aber durch leichte Holzstücke

schwimmend erhalten wird. Nun fahren die beiden Rähne in leichtem Bogen gegeneinander. Schade, daß der Dampfer so rasch fährt und wir den Erfolg ihrer Fischerei nicht wahrnehmen können. Wir hätten sonst gesehen, daß von den Fischern mit Stricken der untere Rand des Netzes rasch aufgezogen wird, wenn die Rähne einander nahe genug gekommen sind. Wenn dann der Nettrand die Wasseroberfläche erreicht, sind in der vertieften Mitte die Fische gefangen. Dann drängen sich die Wasserbewohner eilig durcheinander, schlagen mit den kräftigen Schwänzen das Wasser, schnellen empor, um der Gefahr zu entgehen, und fallen doch wieder in das tödliche Garn, bis des Fischers kräftige Faust sie ergreift und in den Kahn wirft.



Porphyr.

Sauft gerundete Berge schließen nun beiderseits den Fluß ein und bilden ein freundliches Thal, dessen Abhänge mit Laubwald bewachsen sind.

Doch sind es keine stattlichen Bäume, sondern nur niedere Eichenbüsche, die dicht gedrängt, einen grünen Überzug über den Felsgrund bilden. Einzelne der Berge spitzen sich kegelförmig zu, und schmale Thälchen sind zwischen dieselben gesenkt. Nur links ist jetzt die Bergkette von einem breiteren Flußthal durchbrochen, durch welches die Eipel ihr Wasser der Donau zuendet. Eine Eisenbahngitterbrücke führt über dieselbe, und unweit davon liegt Szob. Dort rechts sieh hin, sieben Pferde ziehen am Ufer einen Kahn stromaufwärts. Sie sind eigenthümlich angespannt, voraus geht ein Pferd, dann folgen zwei, hierauf wieder eines, dann zwei und eines bildet den Schluß. Sie tänzeln zierlich über den Ufersand, hoch tragen sie den Kopf, der buschige Schweif peitscht die Flanken; man sieht, daß ihre Arbeit nicht schwer ist.

Höhere Berge mit zackigen Felszinnen, von buschförmigen Eichen überwuchert, treten dicht an den Strom heran. Diese Felsen bestehen aus Porphyr, einem harten, dunkeln, etwas ins Röthliche spielenden Gesteine, das aus einer feinkörnigen Feldspatmasse besteht, in welcher

einzelne größere Krystalle von Feldspat, Quarz oder Glimmer eingesprengt sind. Beim Verwittern zerfällt das Gestein in eine fruchtbare, thonige Erde, was dir gewiß begreiflich erscheint, da du vom Granit weißt, daß dessen verwitterter Feldspat einen feinen Thon, die weiße Porzellanerde, liefert. In einer lockeren Abart des Porphyrs findet man in der Nähe von Kaschau im nördlichen Ungarn den Edelopal, der sich durch sein prächtiges Farbenspiel auszeichnet, und von welchem wir das große Stück im k. k. Hofmineralienkabinet in Wien gesehen haben. Ein winziger Kahn nähert sich jetzt dem Dampfschiffe, er gleicht einem kleinen Abbilde des selben, denn er besitzt auch Schaufelräder auf beiden Seiten, die sich drehen und ihn rasch vorwärts treiben, aber die Dampfmaschine wird durch einen Mann ersetzt, der die Räder bewegt, während ein anderer rückwärts das Steuer handhabt.

Rechts liegen die hell blinkenden Häuser von Dömös, links aber auf dem Berge ragt eine Felswand von röthlichem Porphyr wild und zerrissen über die niederen Eichen empor, und Felsstrümmen liegen am Ufer des Flusses, der scharf um den vorspringenden Fuß des Berges umbiegt und in ein enges Felsenthal tritt. Kaum daß man Raum fand für den eisernen Schienenweg dort oben. Zackige Porphyrfelsen bilden die Ufer, auf einem steilen Berge rechts liegen die Trümmer von Bysegrad (Plintenburg), links aber auf schmalem Uferaum die freundlichen Häuser von Groß-Maros, umgeben von Rebhügeln, deren süße, prächtige Trauben zur Zeit der Weinlese in ganzen Waggonladungen nach Deutschland und Rußland als Tafelobst verfrachtet werden.

Die sinkende Sonne beleuchtet grell die Westseite des schroffen Berges, auf welchem Bisegrad liegt, während die Thalgründe sich allmählich in Dämmerung hüllen. Das Gebirge wirft seine dunkeln Schatten auf die Gewässer der Donau und macht sie düster und unheimlich. Hoch oben auf dem Felsen thronen die Reste der alten Königshurg und blicken noch stolz auf den vorbeieilenden Strom; eine gezackte Mauer zieht sich von ihr zum Flußufer herunter, auf welchem ein mächtiger, gut erhaltener Thurm, der alte Gefängnisthurm, ihren Abschluß bildet. Eine zierliche, blendendweiße Villa am Stromufer, mit blinkenden Fenstern, Blumenterrassen und breiten Steintreppen, bildet zur düsteren Burgruine einen heiteren Gegensatz.

Einiges über die Geschichte der Burg will ich dir mittheilen. Schon im 11. Jahrhunderte war sie ein Lieblingsaufenthalt der ungarischen Könige, und später ließ Mathias Corvinus dieselbe auf das prächtigste herstellen. Im Jahre 1529 wurde sie von den Türken erstürmt und erst 1684 durch Karl von Lothringen zurückerobert, acht Jahre später ließ sie dann Leopold I. zerstören.

Von Bisegrad an erweitert sich wieder das Flußthal etwas, und bei Klein-Maros spaltet sich die Donau in zwei Arme, welche die $2\frac{1}{2}$ Meilen lange St. Andreasinsel umschließen. Der Dampfer biegt in den linken Arm ein und nähert sich Waizen (ungarisch Bács). Die Sonne ist schon untergegangen, und das schönste Abendroth färbt den westlichen Himmel. Drehe dich rasch um, und sieh dir das herrliche Bild an, das der Fluß uns jetzt bietet! Das Wasser leuchtet vom Widerschein der purpurnen Wolken in brennend rothen und violetten Farben, bläuliche Streifen ziehen sich strahlenförmig durch die rosige Fläche und verlaufen allmählich gegen die grünen Ufer, wo graue Steine mit Buschwerk abwechseln und sich deutlich abspiegeln in dem schimmernden Wasser. Die vom Dampfschiffe erzeugten Wellen erscheinen auf der Westseite prachtvoll rothviolett, auf der abgewendeten Seite schön tiefblau, und ein weißer Schaumkamm läuft über dieselben hin. Weithin kann man den Weg verfolgen, den das Dampfschiff genommen. Da klingt die Schiffsglocke; wir sind in Waizen. Vor der Stadt liegt rechts eine gewaltige Sandbank im Flusse, fast 3 m hoch überragt sie seinen Spiegel, daß es unglaublich erscheint, wie die Donau imstande gewesen, diese Sandmasse aufzuhäufen. Freilich erreicht der Fluß nur selten diese Höhe.

Am Stromufer erhebt sich ein großes Gebäude, das Strafhaus. Die übrigen Häuser sind meist ebenerdig, nur die schöne Kirche überragt dieselben. Waizen ist Sitz eines Bischofs und mehrerer Behörden. Hier biegt die Donau knieförmig um und verfolgt von da an einen südlichen Lauf. Die Sonne ist schon untergegangen, es dunkelt stark, und wir erkennen nur undeutlich, daß wir an welligen Hügellandschaften vorbeifahren, rechts zeigen sich dunkle Berge. Der Dampfer, der sich sehr verspätet hat, hält noch bei Neu-Best und Alfösen; endlich zeigen sich beleuchtete Straßen, wir fahren unter Brücken hindurch und halten endlich in Pest.

Budapest.

Wie ich schon früher gethan habe, will ich dir auch hier einiges über die Geschichte der Stadt mittheilen, bevor wir unseren Rundgang durch die Gassen Pest-Ofen antreten.

Das heutige Ofen war einst die befestigte Hauptstadt der römischen Provinz Unter-Pannonien und hieß Aquincum; eine Legion, die sogenannte prima adjutrix, hatte hier ihren ständigen Aufenthalt. Nach der Vertreibung der Römer soll nach der Sage Attila hier seine Residenz aufgeschlagen haben, und das Nibelungenlied erzählt uns, daß die Gassen und Plätze des Ortes vom Klirren der Schilde und Schwerter, vom Toben des Kampfes, dem Gestöhne der Gefallenen, dem wilden Rufe der Kämpfer wiederhallten, bis sich das Schweigen des Todes über den Walplatz breitete, die Burgunden gefallen und auch von den Hunnen nur wenige mehr übrig waren.

Als die Magyaren die Herrschaft in Ungarn erlangten, blühte Handel und Gewerbe in Ofen und Pest. Paläste entstanden, eine stattliche Burg beherbergte die ungarischen Könige, und die Magnaten in ihrer malerischen Tracht belebten die Stadt. Noch im 15. Jahrhundert war es so, aber schon damals bereitete sich das Ungewitter vor, das über Ungarn und andere Länder unserer Heimat hereinbrechen sollte. Die Türken hatten Constantinopel erobert, besetzten allmählich die Balkanhalbinsel, und Sultan Suleiman II., der Prachtige, überzog im Beginne des 16. Jahrhunderts Ungarn mit Krieg. In der mörderischen Schlacht bei Mohacz (1526) wurden die Magyaren geschlagen, und ihr junger König Ludwig fiel. Ein großer Theil des Landes war in den Händen der Osmanen. Nach Ludwigs Tode kam Böhmen und Ungarn an das Haus Habsburg, Ferdinand I. wurde König über beide Länder. Suleiman aber rückte nun mit seinem gewaltigen Heere (1529) gegen Wien und belagerte dasselbe. Doch war er nicht imstande, die tapfer vertheidigte Stadt zu nehmen und mußte endlich von der Belagerung absteigen. Später erstürmte er Ofen (Buda), legte eine Abtheilung der Janitscharen, der türkischen Kerntrouppen, hinein und machte es zur Hauptstadt seines Besitzes in Ungarn.

Ein Bezier führte den Oberbefehl über die Truppen und wohnte in dem königlichen Schlosse; der goldene Halbmond blühte von den Thürmen der Kirchen, wo früher das Kreuz sich erhob; sie waren in Moscheen, türkische Bethäuser, umgewandelt. Hart lastete die Herrschaft der Osmanen auf dem schwergeprüften Lande, der Landmann baute den Acker für den türkischen Herrn, und unerschwingliche Abgaben mußten die Stadtbewohner aufbringen. Da verfielen die Paläste der Hauptstadt, der Handel stockte, die Einwohnerzahl nahm ab, und die unbewohnten Häuser barsten unter dem Einflusse des Wetters. Die einst so glänzenden Gassen und Plätze zeigten unwirthliche Ruinen, Gras wuchs auf den Straßen, und halbwilde Hunde machten sie unsicher. Nur zuweilen belebten sich die stillen Plätze, wenn ein Pascha mit glänzendem Gefolge hinauf zur Burg ritt, oder eine Janitscharenabtheilung unter rauschender Musik auszog, um einen Raubzug in benachbarte Länder zu unternehmen. Furchtsam verbargen sich dann die wenigen Einwohner vor den übermüthigen, grausamen Feinden, um Mißhandlungen zu entgehen, oder um nicht als Sklaven fortgeschleppt zu werden. Wenig besser war es auf dem flachen Lande. Die Felder lagen brach, Räuberbanden machten die Wege unsicher, selten nur kräuselte aus einer Dorfhütte bläulicher Rauch empor und gab dem einsamen Wanderer kund, daß Menschen hier wohnen; ganze Dörfer waren fast menschenleer.

Fast 150 Jahre blieb Pest-Dfen in den Händen der Türken; jammervoll war die Lage des Landes. Da kam den Bewohnern fröhliche Kunde. Der kaiserliche Feldherr Montecuculi hatte die Türken bei St. Gotthard besiegt. Noch immer aber hatte die Erlösungstunde nicht geschlagen; der Großbezier Kara Mustapha zog mit 200.000 Soldaten gegen Wien. Er wurde, wie ich dir schon erzählt habe, geschlagen, die kaiserlichen Truppen eroberten Neuhäusel, Gran und endlich Dfen. Als Ludwig von Baden die Türken bei Salankemen (1691), Eugen von Savoyen dieselben bei Benth (1697) geschlagen hatte, da war die Türkenmacht gebrochen, und Ungarn gehört seit dem Frieden von Carlowitz (1699) zu Oesterreich.

Von dieser Zeit an hob sich von neuem Ungarns Wohlstand, der Ackerbau blühte, es entstanden Städte und Dörfer, und in Pest-Dfen reihete sich bald wieder Palast an Palast. Heute ist es nicht bloß

Hauptstadt von Ungarn, sondern einer der wichtigsten Handelsplätze der Monarchie und eine sehr schöne Stadt. Nun wollen wir uns Buda=pest (aus der Vereinigung von Pest, Ofen, Alt-Ofen und Steinbruch entstanden) näher ansehen und werden dabei manches finden, was uns an seine Vergangenheit erinnert.

Vor allem wollen wir uns das Donauufer, den Quai, betrachten. Derselbe ist aus Quadern aufgeführt und besteht aus zwei übereinander liegenden Terrassen. Palastartige Häuser sind längst desselben erbaut und säumen als Donauzeile, Franz Josephs- und Rudolfsquai fast eine Stunde weit das Stromufer ein. Auf der unteren Terrasse herrscht reges Leben. Boote werden beladen, aus anderen schafft man Güter ans Land, Ungler harren geduldig, ob ein Fisch anbeißt, und schwere Wagen rollen rasselnd über das Pflaster. Localdampfer durchfurchen brausend die Donau, kleine Schraubendampfer fahren eilig von Ufer zu Ufer, und Lastschiffe werden zu dreien oder vierein von starken Dampfern stromaufwärts geschafft. Eine prachtvolle, 380 m lange Kettenbrücke, eine der größten Europas, führt nach Ofen hinüber. Sie ruht auf zwei fast 50 m hohen Pfeilern.

Einige besonders ausgezeichnete Gebäude fallen uns auf, so die Stadtpfarrkirche, weiter stromaufwärts die Börse. Dort ist der Palast der ungarischen Akademie, dort das Gebäude der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Jenseits der Donau können wir die weißen Häuser von Ofen erkennen, über welche sich der Festungsberg mit seinen Bauten erhebt, während weiter stromabwärts der Blocksberg jede Fernsicht ver- hindert.

Jetzt stehen wir wieder vor einer eisernen Brücke, die in der Mitte gleichsam geknickt, zuerst stromaufwärts und dann wieder etwas stromabwärts gerichtet, nach Ofen hinüber führt. Sie ruht auf sechs weiten Eisenbögen. Oberhalb derselben sehen wir die dem Erzherzog Josef gehörige Margareteninsel, ein Kleinod der Hauptstadt. Wir wollen überfahren, um die Insel zu besichtigen.

Die ganze Insel ist ein herrlicher Park. Schöne Baumgruppen wechseln mit Rasenflächen und Blumenbeeten ab, zahllose blühende Rosen bilden dichte Gebüsche, mit den duftendsten Blüten wie übersät. In den verschiedensten Farben leuchten die Blumen aus dem dunkeln Laube

hervor, und ihr Wohlgeruch erfüllt die Luft. Keine Riezwege schlängeln sich durch die Anlagen, und prächtige Häuser sind hie und da erbaut. Ein schönes Badehaus steht zwischen den Bäumen, in welchem von einer warmen Quelle viele Bäder gespeist werden. Früher war die Quelle nicht vorhanden, die Menschenhand hat ihr erst den Weg zur Erdoberfläche gebahnt.

Es ist nämlich bekannt, daß die Erdschichten stets wärmer werden, je tiefer man in dieselben eindringt, so daß man annimmt, das Innere der Erde sei in einem feurig-flüssigen Zustande. Da nun durch Spalten und Klüfte das Wasser bis in bedeutende Tiefen hinabsickert, so ist es natürlich, daß dasselbe dort unten sehr stark erwärmt wird. Warmes Wasser löst aber mancherlei Stoffe, die im kalten nicht löslich sind.

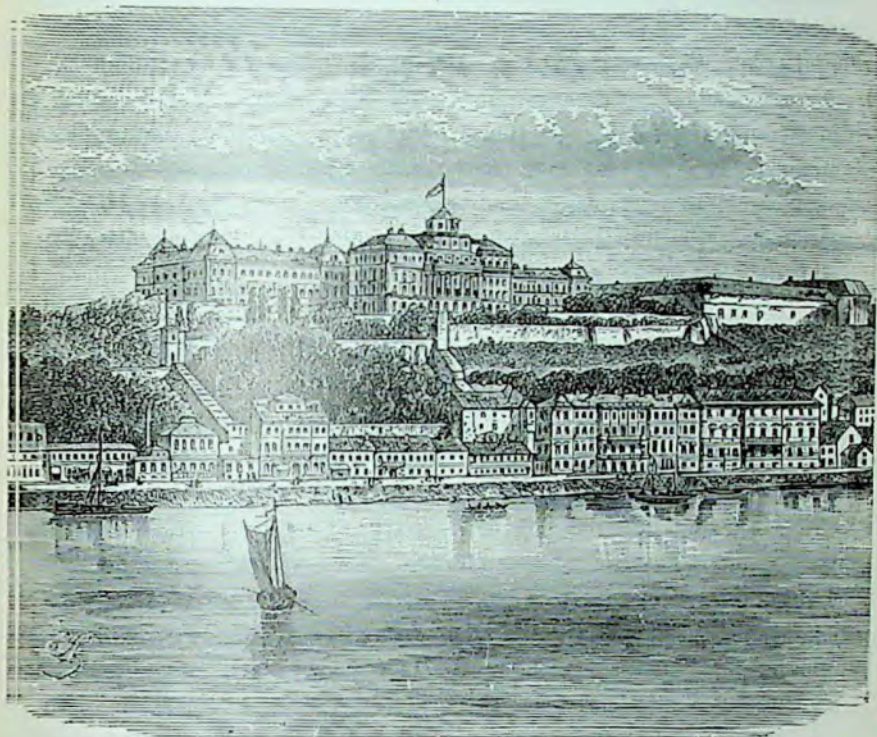
Von diesen Erwägungen gieng man aus und bohrte mit Hilfe von eigens construierten Maschinen hier auf der Margaretinsel tief in die Erde und mit gutem Erfolge, denn eines Tages quoll aus dem Bohrloche warmes Wasser hervor, das eigenthümlich, wie nach faulen Eiern roch. Man hatte eine Mineralquelle erbohrt, deren Wasser sehr viel Schwefelwasserstoff, eben jenes unangenehm riechende Gas, enthielt. Dasselbe ist farblos, eingeathmet giftig, aber im Bade gegen viele Krankheiten heilsam. Seit jenem Tage strömt aus der gebohrten Röhre beständig das Heilwasser aus dem warmen Erdinnern und bringt den Kranken Genesung.

Solche Bohrbrunnen, wie dieser hier auf der Insel einer ist, nennt man auch artesische Brunnen. Man hat schon viele angelegt und erhält aus ihnen oft Wasser in so gewaltigen Mengen, daß es in mächtigem Strahle wie ein Springquell aus der Öffnung emporschießt, und nicht etwa bloß in der Nähe von Flüssen und größeren Wasserbecken. Die Franzosen haben in Algier in ganz wüsten, wasserlosen Ebenen solche artesischen Brunnen gebohrt und mit dem quellenden Wasser weite Landflächen in fruchtbaren Boden verwandelt.

Nun wandern wir von dem oberen Ende der Insel an der Westseite derselben zum Landeplatze zurück. Prachtvolle Bäume spenden uns Schatten, und die Aussicht auf Dfen ist wahrhaft entzückend. Dorthin fahren wir.

Nähe am rechten Flussufer liegt ein ehemaliges türkisches Festungswerk, mit vier runden Thürmen an den Ecken verziert, die sogenannte

Kaisermühle, und unweit davon ist das schöne Kaiserbad erbaut. Schon zur Römerzeit bestand hier eine Badeanstalt, und unter der Herrschaft der Türken wurden die warmen Schwefelquellen gleichfalls benützt. In neuerer Zeit hat man die elf Heilquellen, von welchen eine 65° C. besitzt, also ungemein heiß der Erde entströmt, zum Füllen von großen



Ofen mit der Königsburg.

Schwimmbassins verwendet, in welchen man auch im Winter, wenn im Freien alles mit Schnee bedeckt ist, der Schwimmkunst sich widmen kann.

Mit der Pferdebahn fahren wir zur Kettenbrücke, die wir früher gesehen haben, um von dort aus den Ofner Schloßberg zu besteigen. Durch denselben ist von der Kettenbrücke aus ein Tunnel gebohrt, so daß die Bewohner der dahinter gelegenen Stadttheile nicht den Umweg um den Hügel machen müssen. Neben dem Tunnelleingang steigen wir

in einen bequemen Wagen, der mittelst starker Drahtseile von einer oben befindlichen Dampfmaschine auf den Schloßberg gezogen wird, während gleichzeitig ein anderer Wagen langsam hinabgleitet. Nun sind wir oben auf dem Georgsplatze angelangt. Denselben ziert das schöne Hengimonument und das Zeughaus, ein mächtiges Bauwerk. Links gelangen wir auf den Burgplatz mit dem schönen königl. Schlosse, in welchem die ungarischen Kroninsignien (Krone, Scepter, Schwert und Mantel) aufbewahrt werden. Das Schloß selbst wendet seine Hauptfront der Donau zu, und von ihm zieht sich ein wunderschöner Garten den Festungsberg hinab, wo der Park mit einer prächtigen Säulenhalle abschließt. Wenden wir uns wieder nördlich! Wir kommen am Stadthause vorbei und betrachten uns auch die Pfarrkirche, welche deshalb bemerkenswert ist, weil sie durch fast 150 Jahre die Hauptmoschee der Osmanen in Ungarn war.

Als nämlich die Türken die damals sehr starke Ofner Festung eingenommen hatten, plünderten sie die Matthiaskirche, beraubten dieselbe ihres Schmuckes, tünchten die Wände einfach weiß und machten die Kirche zum Bethause, zur Moschee. Damals schimmerte von der Thurmspitze der goldene Halbmond, des Muezzins Gesang tönte von der Höhe, wenn er die Gläubigen zum Gebete rief; kein heller Glockenklang durchzitterte die Luft, selbst die abgelaufenen Tagesstunden wurden nur durch starke Schläge auf ein Brett verkündet. In den leeren, unfreundlichen Räumen der Kirche knieten die Moslims, das Gesicht gegen Mekka gewendet, beugten das Haupt und beteten zu Mohammed, ihrem Propheten. Nach dem Siege der Österreicher wurde die Kirche von neuem ein christliches Gotteshaus.

Komm, verlassen wir jetzt den Festungsberg! Durch eines der weiten Thore, an denen wir die Stärke der Umfassungsmauern erkennen, steigen wir abwärts und gelangen zum Fuße des mit Weingärten bedeckten Bloßberges, der hier gegen die Donau steil abfällt und die Citadelle trägt. In der Nähe des Stromufers entspringen wieder mehrere warme, schwefelhaltige Quellen und speisen hier das schöne *Raichenbad* und ganz nahe am Berge das *Bruckbad*. Dieses will ich dir zeigen, da es von Sultan Suleiman erbaut ist. Die kleineren Bädzellen für Bannbäder wollen wir nicht weiter betrachten und schreiten dem Diener nach,

Der uns durch eine schmale Thüre führt. Wir befinden uns in einem wenig beleuchteten Raume, so daß sich das Auge zuerst an das Halblicht gewöhnen muß. Ein weites Wasserbecken für viele Menschen nimmt die Mitte des Fußbodens ein, und mehrere Männer sitzen in dem warmen Wasser. Darüber aber wölbt sich eine gewaltige Kuppel, die von acht schlanken Säulen getragen wird. Kleine Fenster lassen das Licht ein.

Vom Bruckbade gelangen wir am Fuße des Berges zum Blockbade, in welchem sich gleichfalls ein türkisches Badegewölbe befindet, und von hier aus fahren wir mit einem kleinen Dampfer zurück nach Pest. Damit haben wir unseren heutigen Rundgang beendet, morgen wollen wir dann einen Ausflug in die weite Ebene machen, die sich östlich von Pest bis gegen Siebenbürgen erstreckt, die große ungarische Tiefebene.

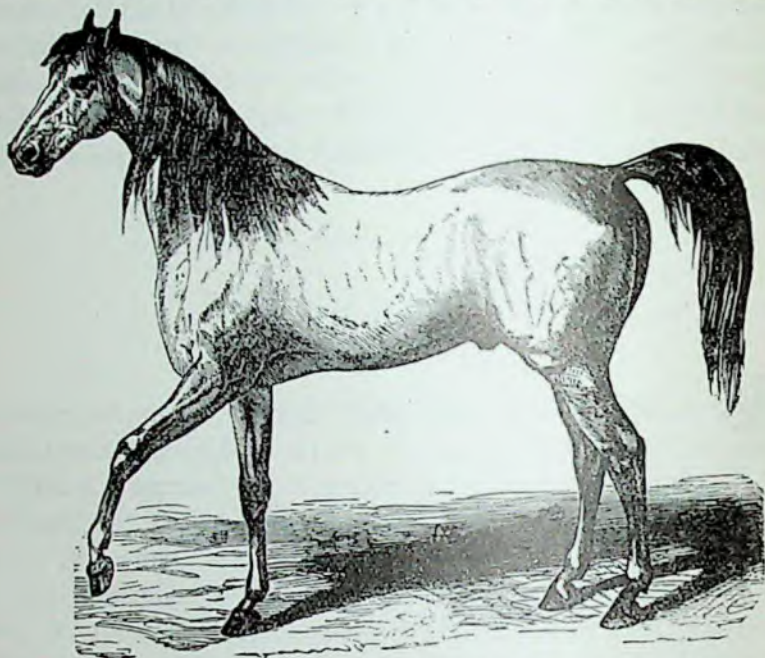
Auf der Pusta.

Eine leichte Kutsche, von flinken Pferden gezogen, führt uns nahe am Donauufer gegen Soroksar. Eine wohlbebaute Fläche dehnt sich gegen Nordosten hin aus, das sogenannte Rakosfeld, auf welchem sich während des 10.—14. Jahrhunderts der ungarische Reichstag versammelte, so daß sich hier zuweilen mehr als 100.000 Männer unter freiem Himmel befanden, um die Angelegenheiten des Königreiches zu verhandeln. Noch weiter nordöstlich liegt Gödöllő, eine große Besitzung unserer Kaiserin, wo sich dieselbe fast jedes Jahr längere Zeit aufhält.

Rechts sehen wir jetzt, daß sich die Donau in zwei starke Arme theilt, von welchen die große Gesepelinsel umschlossen wird; Bäume und Buschwerk wachsen am Flußufer, und eine große Schweineherde hat sich in ihrem Schatten gelagert. Links erstreckt sich weithin die Ebene. Dichte Staubwolken erheben sich unter den Hufen der flüchtigen Rosse und unter den Rädern des Wagens, umhüllen uns und ziehen träge vorwärts neben die Straße. Bald hat sich eine grauliche Staubschicht auf unsere Kleider gelagert. Sieh aber auch, welche Unmassen Staub

die Straße bedecken, bis über die Hufe sinken die Füße der Pferde in denselben ein. Das mag bei Regenwetter ein unergründlicher Noth sein!

Ausgedehnte Kukuruzfelder liegen neben dem Wege; die unteren Blätter der Pflanzen werden schon gelb, und hie und da sehen wir röthliche Kolben aus der halbvertrockneten Scheide hervorklugen. Wachteln rufen aus dem Getreide ihr „Bickwerwif,“ und Feldsperlinge treiben sich schreiend zwischen den dichten Halmen umher. Ein Habicht zieht langsam gegen



den Strom hinüber, vielleicht um eine Taube oder einen anderen Vogel zu erhaschen. Neben dem Maisfelde ist der Boden mit Getreidestoppeln bedeckt. Da stand früher goldgelber Weizen. Er ist schon geerntet, wird eben gedroschen, um dann nach Wien und Deutschland oder nach der Schweiz verschickt zu werden. Ein Theil desselben wird auch in den großen Pester Dampfmühlen vermahlen und kommt als ungarisches Mehl in den Handel. Vielleicht ist auch das Backwerk, das du zuhause zum Frühstück erhältst, aus Weizen bereitet, der hier in der Nähe gewachsen ist, denn Ungarn ist die Kornkammer nicht bloß von Österreich, sondern auch von einem großen Theile des übrigen Europa.

Ein Mann und eine Frau kommen uns entgegen, der Mann in hohen Stiefeln, weiten Gattien, mit kurzer, schwarzer Tuchjacke angethan. Auf das runde, schwarze Hütchen hat er eine Falkenfeder gesteckt. Die Frau daneben hat die Haare in zwei langen Zöpfen über den Rücken hinabhängen, ein buntes Nieder umschließt den Oberkörper, während die Arme von weiten, weißen Hemdärmeln umhüllt sind. Sie hat außerdem kurze, rothe Röcke an, und ihre Füße stecken wie bei dem Manne in hohen Stiefeln.

Vor uns liegt Soroksar. Niedrige Lehmhäuschen, mit Stroh gedeckt, stehen am äußeren Umfange der Stadt, kleine, halbblinde Fenster erlauben keinen Blick in das Innere, die Thüren stehen weit offen, und gackernde Hühner fliehen vor dem rollenden Wagen durch dieselben ins Haus. Dürftig gekleidete Kinder balgen sich vor der Thürschwelle, und ein grunzendes Ferkel läuft quer über den Weg. Kein Pflaster ist im den Gassen zu sehen, nur eine dicke Staublage überzieht gleichmäßig den Boden, selbst auf den Dächern liegt Staub, vom Winde dorthin getrieben. Wenn es regnet, verwandeln die Tropfen den Staub in einen gelbbraunen Brei, der, zähe und dickflüssig, die Durchwatenden förmlich festhält.

Wir halten vor einem Gasthause. Bald habe ich mich mit dem Wirte verständigt, und wir fahren auf einem leichten Wägelchen, vor welches drei rasche Rösslein nebeneinander gespannt sind, hinaus in die Steppe, die Necskemeter Heide.

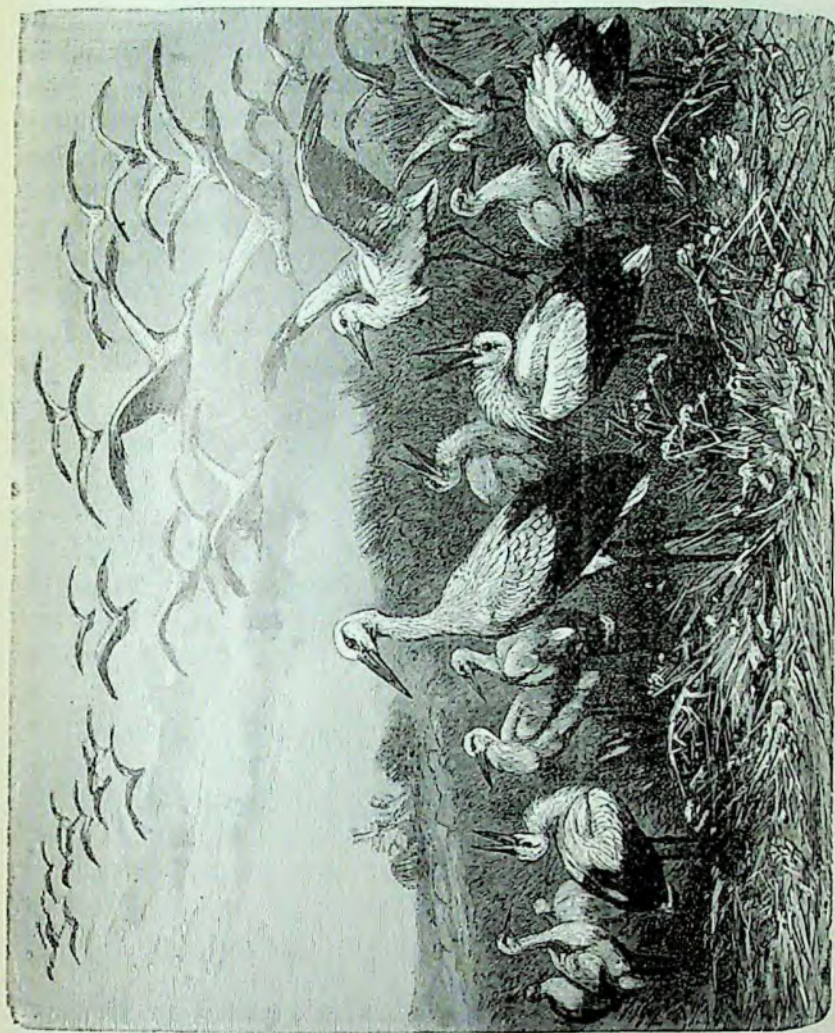
Endlos dehnt sich die Steppe, ein graublauer Himmel ist darüber gespannt, in der Ferne verschwimmt Heide und Himmel in eins zusammen. Die Felder verschwinden allmählich und machen der Hutweide platz, weit und breit ist kein Dorf, kein Haus zu überblicken, die Steppe scheint menschenleer. Still ist es ringsum, nur das Schnauben der Pferde, das Rasseln des Wagens unterbricht das Schweigen der Einsamkeit. Halbverdorrte Gräser bedecken den Grund, nur an vertieften Stellen, die sich feuchter erhielten, schimmert saftiges Grün. Bald fahren wir geräuschlos über weichen Rasengrund oder eine sandige Fläche, dann wieder stolpert unser Gefährte über zahllose tiefe Wagen-geleise, die kreuz und quer über die Ebene laufen. Da sträubt sich wohl der lange, gewichste Schnurrbart unseres Kutschers, welcher einige

magyarische Flüche vor sich himurmelt. Der Weg, den wir fahren, ist eigentlich kein Weg in unserem Sinne, sondern nur ein Durcheinander verschiedener Spuren, denn jeder fährt hier, wie es ihm beliebt, und wie er es für das bequemste hält.

Kein Hügel unterbricht, so weit unser Blick reicht, die eintönige Ebene. Wie der Schiffer auf weitem Meere nur Wasser und Himmel, so sehen wir nur Himmel und Steppe. Viele Tagreisen weit erstreckt sie sich bis zu der träge flutenden Theiß und noch über dieselbe hinaus. Keinen Stein, wenn auch nur faustgroß, findest du auf der Heide, nur grober Sand oder ein dunkler, fruchtbarer Lehm bildet den Grund, jetzt von der Sonnenhitze ausgebleicht und zerklüftet. Im Frühjahr, vom Wasser durchtränkt, bildet er eine zähe, teigige Masse, in welche die Wagenräder oft bis über die Achsen einsinken, so daß dann der Verkehr zwischen einzelnen Dörfern ganz unterbrochen ist; sie sind durch grundlosen Roth von der übrigen Welt geschieden. Dann aber bedeckt sich die Ebene mit dem frischesten Grün, saftige Gräser schießen auf, Maßliebchen öffnen ihre weißröthlichen Blütensterne, blaue Glockenblumen nicken über dem gelblichen Frauenmantel, den weißen Anemonen, und der Steinbrech hebt seine weißen Blütenbüschel über die niederen Kräuter. Dann belebt sich die Steppe. Weißgraue Rinder weiden das duftige Gras ab, Pferdeherden schweifen ungebunden umher, aus den Wasserlachen tönt das Concert der Frösche, Störche waten stelzbeinig im hohen Grase umher und fangen die zirpende Heuschrecke, die braunen Frösche. Wespen und Fliegen durchschwirren die Luft, und zottige Hummeln holen aus den duftenden Blüten des Klees süßen Honig. Der braune Wachtelkönig läßt seine schnarrende Stimme erschallen, und flinke Schwalben ergaßen die buntfarbigen Schmetterlinge, die Fliegen und Mücken.

Jetzt ist das Gras braun gebrannt von der Sonne und gewährt den Weidethieren nur kärgliche Nahrung. Die gelblichen Rippen desselben wogen im Winde, und die Blumen der Steppe sind abgefallen. Die Pfügen sind fast vertrocknet und die gravitatischen Störche weiter nach Norden gewandert. Belebt ist die Ebene aber trotzdem noch von mancherlei Gethier: Schnarrheuschrecken schwirren vor den Hufen der Pferde auf, blutdürstige Bremsen umsummen den Wagen, und bunte Schmetterlinge fliegen über das bräunliche Gras.

Unser Wagen fährt nun wieder über sandigen Boden, das braune Gras ist verschwunden, und statt seiner bedecken den Grund dichte Büschel



Störche.

des zierlichen Federgrases, dieser eigenthümlichen Pflanze der Pusta. Seine Blüthen tragen lange, dünne Grannen, die wieder mit zarten, gelblich weißen Härchen bedeckt sind, so daß das Ganze einer vielfach

zertheilten, zierlichen Feder gleicht. Spring vom Wagen und hole dir ein Büschel! Du kannst es als Hutschmuck verwenden. Wenn der Mond die Steppe mit seinem schwachen Lichte übergießt und der Wind über die Heide fährt, dann flattern die Grannen gleich blonden Haaren; darum nennt es der Ungar das „Waisenmädchenhaar“.

Sieh, dort läuft über die wenig bewachsene Stelle eine Wachtel! Sie duckt das zierliche Köpfchen gegen die Erde und die kurzen Füßchen trippeln gar eilig, bis sie in den wehenden Halmen verschwindet. Noch



Die Wachtel.

eine Strecke können wir an der Bewegung der Pflanzen den Weg erkennen, den sie nimmt, dann sehen wir nichts mehr als das gleichmäßige Wogen des Grases. Zwischen den hohen Halmen sind auch ihre schon erwachsenen Jungen verborgen. Jetzt hat sie es noch gut. Wenn aber der Winter heranrückt, geht ihre Leidenszeit an. Dann sammeln sich die Wachteln einer Gegend zu starken Flügen, und bei kräftigem Nordwind, der sie im Fliegen unterstützen muß, ziehen

sie südwärts. In Italien und Griechenland machen sie halt, um sich für die Weiterreise zu erholen. Dabei werden Tausende der zierlichen, schmachtenden Hühnchen gefangen. Endlich aber fliegen sie über das mittelländische Meer nach Afrika hinüber. Dort kommen sie vollständig erschöpft an, so daß sie oft am Meeresstrande halbtodt niedersinken und längere Zeit liegen bleiben. Endlich rafft sich eine auf, dann die andere, und bald sind alle Wachteln davongelaufen.

Bemerkst du dort in der Ferne neben den Bäumen die emporragende Stange? Das ist ein Ziehbrunnen; dort will unser Rutscher, wie er in gebrochenem Deutsch meldet, halten und die Pferde tränken.

Wie zeigt sich hier die Ebene belebt! Eine Herde von mehr als hundert Pferden befindet sich in der Nähe, und ihr Hirt, der Esikoz,

hüft neben dem Brunnen. Lebhaft, feurig jagen einzelne der halbwilden Pferde über die Fläche, als wenn sie sich necken und fangen wollten. Andern fauen genügsam an den dürrn Kräutern der Heide oder schlagen die Lenden mit dem buschigen Schweife und wiehern laut. Kleine, muntere Füllen treiben sich lustig zwischen den älteren Pferden umher. Dort das junge, kohlschwarze Ross ist besonders schön. Wie es den



Auf der Reeskemeter Heide.

zierlichen Kopf hoch trägt, den Schweif in schönem Bogen hält! Wie die kleinen Hufe den Boden stampfen und die Muskeln spielen unter der glatten, glänzenden Haut! Stolz blickt das dunkle Auge des Eskos auf den Rappen, seinen Liebling, den noch niemand geritten. Der Eskos ist auch ein merkwürdiger Mann. Ruhig sitzt er da, zieht aus seiner kurzen Holzpfeife behaglich den Tabakrauch ein und bläst ihn in kleinen Ringen von sich. Wettergebräunt ist sein Gesicht, lebt er ja den ganzen Sommer im Freien unter seinen geliebten Pferden. Selten nur

hat er ein schützendes Dach über sich, höchstens daß er sich aus Stroh eine einfache Hütte baut.

Wo willst du hin? Zum Brunnen? Nun, sieh dir ihn an! Oben ist er mit einer Holzeinfassung versehen, und tief unten blinkt der Spiegel des Wassers. Neben dem Brunnen ist eine lange Stange hebelartig angebracht, deren unteres, kürzeres Ende mit Steinen beschwert ist, während an dem emporragenden, längeren Theile eine andere, dünne Stange



Der Csikos.

herabhängt. An dieser befestigt unser Reiter den Eimer und senkt ihn in das dunkle Innere des Brunnens. Wir sehen an dem Zittern des Wassers dort unten, daß der Kübel dasselbe berührt, hören auch das leise Plätschern. Nun ist er gefüllt und wird aufgezo- gen. Dabei helfen die schweren Steine am anderen Ende der Stange redlich mit. Begierig trinken die durstigen Pferde. Auch wir versuchen das Wasser, finden aber, daß es herzlich schlecht schmeckt, und müssen dasselbe durch Zusatz von etwas Wein erst trinkbar machen. In der ganzen ungarischen Tiefebene wird mittelst

solcher Ziehbrunnen das Trinkwasser aus der Erde heraufzuholen. Das ist aber fast überall schlecht und unangenehm. Manchmal, und nicht besonders häufig.

Der Esir hat sich unterdessen ein frisches Pflöckchen gekauft und ist aufgestanden. Er spricht einige Worte zu unserem Esir und nähert sich dann dem weidenden Rappe. Auf unsere Frage erfahren wir, daß das schöne Roß heute von dem Esir zum erstenmale gemolken werden soll.

Schon hat sich dieser dem stolzen Pferde genähert und spricht freundliche Worte zu ihm. Schnaubend lehrt ihm der Rappe den schönen Kopf zu und bewegt mißtrauisch die kleinen Ohren. Jetzt legt ihm der Hirt die Hand auf den Rücken, schon hebt sich das Pferd zum neuen Satze, da ein Sprung — das Roß hat einen Reiter. Wild fährt der Rappe nach vorne, dann bleibt er zitternd stehen, betroffen über das Unerwartete. Jetzt bäumt er sich, daß er fast überschlägt, aber der Reiter sitzt fest, kaum daß man demselben eine Erregung ansieht, sein Gesicht ist wie aus Erz gegossen. Jetzt beugt das Roß den schlanken Hals zur Erde, hoch hebt es den Schweif, und in wilden Sätzen stürmt es über die Steppe. Bald sehen wir nur noch eine Staubwolke in weiter Ferne.

Wenn das unbändige Pferd ausgerast und die Macht des Menschen kennen gelernt haben wird, dann bringt der kühne Reiter das Thier zur Herde zurück, die bei dem wilden Ritte unruhig wurde und unter Stampfen und Wiehern ein Stück über die Ebene galoppierte.

Wir nehmen wieder platz in unserem Wagen und fahren rasch über die Fläche. Dabei will ich dir einiges über den Esir erzählen. Derselbe führt ein sehr ungebundenes Leben. Mit der anvertrauten Pferdeherde zieht er unstill in der Steppe umher, dem schlechtesten Wetter, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Auf flinkem Rosse durchmisst er weite Strecken, umkreist die Herde und hält sie zusammen, führt sie zur Tränke und zur besten Weide. All sein Denken und Sinnen ist auf die Pferde gerichtet. Er kennt die Eigenheiten eines jeden, versteht ihre stumme Sprache und liebt sie wie seine Angehörigen. Eines aber ist sein Lieblingspferd, und dieses weiß es auch. Nähert sich ihm der Hirte, dann spitzt es die Ohren, wiehert fröhlich und

kommt ihm entgegen. Schnaubend neigt es den schönen Kopf und läßt sich in den Stirnhaaren krauen, erhält auch seinen Antheil an dem kärglichen Mahle seines Gebieters. Freilich hat dieser nicht viel zu verschenken, denn nicht einmal Brot steht ihm zur Verfügung. Einen Sack mit Kukuruzmehl, etwas Schweinefett, Speck und die mit Wein gefüllte Tschuttora hat er mit auf die Steppe gebracht. Von solcher Nahrung lebt er den ganzen Sommer hindurch, höchstens daß ein Häslein zuweilen einige Abwechslung in seinen Speisezettel bringt. Er jagt es zu Pferde, und alle Kreuz- und Quersprünge des ängstlichen Lampe sind vergeblich. Das dahinbrausende Pferd holt den Furchtsamen ein, ein Schlag mit der langen Hezpeitsche streckt ihn dann nieder. Am liebsten aber ist es dem Esikos, wenn er ein junges, kräftiges Roß zum erstenmale besteigen kann. Du hast das ja vorhien gesehen. Nach dem stürmischen Ritte, wenn das Pferd vergebens bemüht war, den Reiter herunter zu werfen, ist es halbwegs gezähmt und gestattet dem Hirten, es jederzeit zu besteigen; bald hat er es dann vollständig abgerichtet.

Die einsame Lebensweise macht den Esikos verschlossen und wortkarg. Er wird eigensinnig, leicht zum Zorne gereizt und dann oft gewaltthätig. Die Begriffe von Mein und Dein verwirren sich bei manchem der Burschen, er wird Rosssdieb oder auch Räuber, Betyar. Dann schweift er auf seinem Pferde über die endlose Steppe und überfällt den Reisenden, den einsamen Pustenbewohner. Heutzutage dauert seine Räuberherrlichkeit freilich nicht lange. Bald sind die Häscher auf seinen Fersen, sie suchen ihn in seinen Schlupfwinkeln auf, folgen ihm auf die Pusta hinaus. Endlich erblicken sie ihn. Noch einmal vertraut er der Kraft seines Pferdes; über die Heide fliegt es mit ihm wie auf Flügeln des Windes, es wiehert muthig und bläht die Rüster, weißer Schaum bedeckt seine Flanken, aber vergebens. Näher und näher rücken die Rächer. Da reißt der Räuber sein Pferd herum, ein kurzer, erbitterter Kampf, ein Schuß kracht — des Betyaren Lebenslauf ist beendet.

Dort in der Ferne steigt eine Rauchwolke auf! Was mag es dort geben? Bald sind wir näher gerückt und sehen mehrere Menschen um ein prasselndes Feuer gelagert; halbnackte Kinder kommen uns entgegen

gelaufen und betteln um Geld, um Brot, um alles mögliche. Wir haben eine Zigeunersiedlung vor uns. Wie Dachsbau sind ihre Wohnungen in die Erde gewühlt. Es sind einfache Erdlöcher, zu denen ein schiefer Gang als Thüre hinabführt. Die herausgeschaffte Erde ist ringsum aufgehäuft, mit Rasenstücken belegt und oben ein schräges Strohdach darüber gebreitet, das kaum den Regen abhält. So sind die Wohnungen, wenn man ihnen diesen Namen überhaupt beilegen kann, zum Theile in die Erde gegraben und ragen nur wenig über dieselbe empor. An drei gegen einander gelehnten Holzstäben hängt vor der Hütte ein rußiger Kessel, in welchem es brodelt und zischt, und dicke Dampfwolken entsteigen demselben. Ein altes, häßliches Zigeunerweib rührt mit einem großen Holzlöffel eifrig im Kessel herum, ihr Gesicht ist rauchgeschwärzt, fast wie der unförmliche Kochtopf. Die Männer im Kreise starren in das Lodernde Feuer, schmauchen ihre Stummelpfeifen und scheinen ungeduldig auf das Garwerden des Abendbrotes zu harren. Vorderhand laben sie sich an dem Dufte, der aus dem Kessel aufsteigt.

Ihr Gesicht ist eigenthümlich gelbbraun, von welchem die schwarzen Augen, die blendendweißen Zähne sich scharf abheben. Schwarze Locken hängen unordentlich um die ausdrucksvollen Köpfe. Zerlumpte Kleider bedecken ihren Körper, und durch manches Loch blickt die nackte Haut hindurch; fast alle sind in einst bunte, grellfarbige Stoffe gekleidet. Die Kinder werden aber schon feck. Zwei sind auf den Wagen gestiegen, um denselben näher zu untersuchen und verlassen ihn nur widerstrebend auf das Schelten des Kutschers hin. Wir wollen fort! Schreiend und schimpfend folgt uns die Kinderschar, wir fahren an einigen mageren struppigen Pferden vorüber, die den Zigeunern gehören, und rollen dann über weichen Rasengrund dem einsamen Wirtshause, der Czarda, zu, wo wir übernachten werden.

Du hast eben die Zigeuner, diese unsteten Wanderer, in ihrem Lagerleben kennen gelernt. Ich will dir nun auch einiges über ihre Geschichte, so weit sie bekannt ist, mittheilen. Um das Jahr 1418 kamen sie unter der Führung eines eigenen „Herzogs“ aus den Ländern an der unteren Donau nach Ungarn und von da aus nach Deutschland. In hellen Haufen zogen sie bettelnd, lügend und stehend durch die Länder und verbreiteten sich bald über ganz Europa, wie sie früher

schon in Asien und Afrika sich vertheilt hatten. So viele Schilderungen aus jener Zeit auch über das seltsame Wandervolk uns bekannt sind, alle stimmen in der Beschreibung ihrer Körperbeschaffenheit, ihrer Sitten und Gebräuche mit unseren Erfahrungen vollkommen überein.

Trotz der 400 Jahre, welche die Zigeuner in Europa leben, haben sie sich noch nirgends eigentlich ansässig gemacht, sie sprechen noch immer ihre eigenthümliche Sprache, die einige Verwandtschaft mit indischen Sprachstämmen zeigt, sie lernen aber sehr leicht mehrere Sprachen.

Hier in Ungarn sind sie Schmiede, Kesselslicker, sie schnitzen hölzerne Geräthschaften, wie Teller und Löffel, sie handeln mit Pferden und wahrsagen aus der Hand. Jungen Bären machen sie Zähne und Krallen stumpf und lehren sie tanzen, in Siebenbürgen waschen sie Gold aus dem Sande der Bergbäche. Vor allem aber betreiben sie Musik; Ungarn ohne Zigeunermusik kann man sich gar nicht denken. Landstreicherei bleibt aber stets ihr Lieblingsgeschäft, und die heutigen Zigeuner haben wie ihre Vorfahren über das Eigenthum ganz seltsame Begriffe. Was ihre Abstammung anbelangt, so erzählen sie selbst, daß sie aus Aegypten nach Europa gekommen seien. Nach Untersuchungen über ihre Sprache aber ist es wahrscheinlich, daß sie von Vorderindien aus sich allmählich über die ganze alte Welt verbreitet haben.

Dort das niedrige Lehmgebäude mit dem unförmlichen Strohdache ist eine *Czarda*, unser heutiges Nachtquartier.

Die Lustspiegelung (*Fata morgana*).

Das ist ein anderes Gasthaus, als wir zuhause zu sehen gewohnt sind! Niedrig sind seine, aus getrockneten Lehmziegeln aufgeführten Mauern, die noch nie eine Tünche gesehen haben. Das hohe Strohdach ragt auf der Vorderseite des Gasthauses weit vor und ist hier durch einige Holzpfiler gestützt. Auf die Art ist ein Raum zwischen Mauer und Steppe vor dem Regen geschützt und dient den Bewohnern im Sommer und auch den Hausthieren bei Unwetter zum Aufenthaltsorte.

Hier dieser einfache, auf vier Stützen ruhende Holzrahmen mit dem Strohgeflechte darüber dient dem Hausbesitzer als Lager, wenn er in der Sonnenglut des Sommertages ein Stündchen verträumen will. An einigen eingerammten Pfosten vor dem Hause sind mehrere Pferde angehängt, und eine Anzahl hellgrauer Kinder mit weit abstehenden Hörnern lagert wiederkäuend daneben. Kleine Fenster mit winzigen Glascheiben lassen das Licht ins Innere, in das einzige größere Gemach des Gebäudes, und der Wirt, ein stämmiger Ungar mit martialischem Schnurrbart, in weiten Gattien und hohen Gzismen (Stiefeln) mit klirrenden Sporen, heißt uns unter der niedrigen Thüre willkommen.

Im Innern der Schenke geht es laut zu. Zigeunermusikanten sind gekommen und spielen zum Tanze auf, die Hirten aus der Umgebung haben sich zusammengefunden und plaudern, trinken Wein, jauchzen und machen ein Tänzchen. Sieh dir vor allem die Musiker an! Zwei von ihnen haben Violinen, der dritte ein Cymbal, ein eigenthümliches Instrument, fast wie eine sehr große Zither gestaltet. Über einen zur Verstärkung des Tones dienenden, niedrigen Holzkasten sind viele Saiten gespannt, welche mit hölzernen Klöppeln geschlagen werden. Oben klimpert der Musicus mit ihnen auf den Saiten herum; da siehst du deutlich, daß die Klöppel dünne, am Vorderende mit Lappen fest umwickelte Holzstäbchen sind.

Jetzt gibt der eine Zigeuner, welcher der Kapellmeister zu sein scheint, mit dem Geigenbogen ein Zeichen, und die Musik beginnt. Fast hört es sich an, als ob jeder spielte, was ihm beliebt, und doch ist eine eigenthümlich klagende Melodie deutlich erkennbar. Wehmüthige Weisen scheinen aus den Violinen zu klingen, stürmisch wirbeln die Töne des Cymbals dazwischen; doch nun wird der Rhythmus feuriger, aufregend klingen die Accorde, Siegesfreude tönt aus den Saiten. Helles Jauchzen antwortet den freudigen Tönen, die Hörer springen empor, wilde Begeisterung blüht aus ihren Augen, die Fersen schlagen zusammen, der Fuß stampft den Boden, hell klingen die Sporen dazwischen: sie tanzen den Gzardas. Sie beugen und wenden sich, scheinen sich zu fliehen, zu fassen. Wilder tönt jetzt die Musik, die Tänzer erhitzen sich, fast sieht es aus, als käme es zum Kampfe. Mit einem schrillen Tone endet da plötzlich die Musik.

Aufathmend nähern sich die ermatteten Tänzer dem Tische, um sich am Weine zu laben. Noch wirkt die Erregung, welche die Musik hervorgerufen. Der eine schmalzt mit den Fingern, der andere singt



Magyaren, Czardas tanzend.

ein altes Reiterlied, ein dritter erzählt irgend ein Abenteuer. Da ertönt von neuem die Musik, und die frühere Scene wiederholt sich. Aber nicht bloß die Tänzer, auch die Musiker sind begeistert. Ihre Augen blitzen, die Zähne sind zusammengebissen, und die Brust wogt in Erregung. Hastig fahren die Hände des Cymbalschlägers über die

Saiten, daß die einzelnen Töne in einander verschwimmen, die Geiger sind aufgesprungen und beugen den Oberkörper nach dem Takte der Musik, begleiten dieselbe mit lautem Gestampfe.

Während einer längeren Pause bringt uns der Wirt das Nachtmahl, Schöpsengulhas mit frischem Maizbrot und Wein. Wäre nicht



Das Zadelshaf.

der brennende Paprika, die Speise könnte uns munden. Dabei versichert der Wirt noch, daß er unserem Wunsche gemäß nur sehr wenig von dem scharfen Gewürze an das Fleisch geben ließ. Das Maizbrot aber ist recht wohlschmeckend, da es eben erst gebacken wurde, und der Wein vortrefflich.

Noch einige Zeit sehen wir uns das Treiben der Ezardastänzer an, dann begeben wir uns auf den Dachboden zur Ruhe.

Pferdegewieher und das dumpfe Brüllen der Rinder weckt uns in der Frühe. Schon ist die Sonne aufgegangen und beleuchtet die weite Ebene. Wir sehen uns zunächst in der Umgebung des Hauses um, und da fällt uns eine kleine Schafherde auf, die hinter dem Gebäude weidet und von einem großen, langhaarigen Hunde von weißer Farbe bewacht wird. Es sind Zadelshafe, die sich von den gewöhnlichen Schafen dadurch unterscheiden, daß ihre Hörner nicht seitwärts am

Köpfe eingerollt, sondern aufgerichtet oder seitwärts abstehend und gleich großen Korkziehern spiralig gedreht sind. Die Wolle ist etwas länger, aber gröber als bei unseren Schafen. Diese Bockschafe werden auf der Pusta vielfach gehalten, und auch im übrigen südöstlichen Europa



Trappen im Maisfelde.

sind sie gewöhnliche Hausthiere. Die abstehenden Hörner geben ihnen ein eigenthümliches, für uns ungewohntes Aussehen.

In der Nähe des Hauses sind Melonen und Kürbisse angepflanzt, von denen schon mehrere reif sind. Die Kürbisse haben Flaschenform und gleichen riesigen Birnen. In der Ferne sehen wir Kukuruzfelder,

die auch dem Wirte gehören, der eben Ochsen vor einen Leiterwagen spannt, um zu jenen Feldern zu fahren. Dabei erzählt er uns, daß dort regelmäßig Trappen anzutreffen seien. Du fragst, was das sei? Die Trappen sind große Stelzvögel, Bewohner der Ebenen des südöstlichen Europa. Wir wollen unser Glück versuchen und mit dem Leiterwagen des Wirtes hinausfahren, um vielleicht die scheuen Vögel zu erblicken. Der Wagen, der uns weiterbringen soll, kann nachfahren, so daß wir nicht erst wieder zum Gasthause zurückkehren müssen.

Wir setzen uns auf, und knarrend bewegt sich der Wagen gegen die Felder. Der Wirt hat einen Thonkrug mitgenommen; jezt trinkt er daraus, aber wie merkwürdig, er trinkt aus dem Henkel. Das ist ein echt ungarisches Wassergefäß. Die Öffnung des Kruges ist mit einer siebförmig durchlöcherten Thonplatte geschlossen, der Henkel ist hohl, und sein Innenraum steht mit dem des Kruges in Verbindung. Oben ist in den Henkel ein kleines, rundes Loch gemacht. Durch die durchlöcherte Platte füllt man das Gefäß, und wenn man trinken will, dann setzt man die kleine Öffnung des Henkels an den Mund. Das Wasser bleibt in solchen Krügen etwas frischer, aber sie können nicht gründlich gereinigt werden. Daraus machen sich aber die Pustenbewohner nicht viel.

Unser Fuhrmann zeigt mit der Peitsche nach rechts. Richtig, dort am Rande des Maisfeldes sind Trappen. Halte dich ganz ruhig, die geringste verdächtige Bewegung würde die stattlichen Stelzvögel verschrecken. Schon hebt dort das Männchen den Kopf hoch empor und wendet ihn dem nahenden Wagen zu. Dabei können wir es bequem betrachten. Auf den hohen Beinen, die nur drei nach vorn gerichtete, mit stumpfen Krallen versehene Beine haben, ruht der kräftige Körper, größer als der einer starken Gans. Rücken und Schultern sind hellbraun mit schwarzen Querbinden, der breite Schwanz hat an der Spitze weißliche, dahinter mit einem schwarzen Querstreif versehene Federn, und über die Brust läuft ein rostgelber Streif, ein Zeichen, daß der Vogel ein alter Hahn ist, da diese Zeichnung den jungen Hähnen noch fehlt. Kopf und Hals sind hellgrau, der Schnabel stark, dem eines Huhnes sehr ähnlich, und rechts und links vom Schnabel stehen längere, weiße Federn ab.

Einige von den Trappen scharren wie die Hühner nach Würmern, andere fangen Heuschrecken, zupfen saftige Blätter ab oder verzehren die süßen, unreifen Maiskörner. Von Zeit zu Zeit heben sie die Köpfe hoch, um sich zu überzeugen, ob nirgends Gefahr drohe.

Anderer haben sich im lockeren Boden eine Grube ausgescharrt und da hineingelegt, wie es auch die Hühner thun. Aber auch diese stehen bei der Annäherung des Wagens auf, putzen an dem Gefieder und werden unruhig. Kaum haben wir uns etwa auf Schußweite genähert, so laufen alle ungemein schnell davon und verschwinden bald in dem raschelnden Rufuruz.

Die Trappen sind nämlich so ungemein scheu, daß sie sich nur sehr schwer beischleichen lassen. Höchstens bekannte Leute, einen Getreidewagen u. dgl. lassen sie etwas näher herankommen, fliehen aber auch bald, regelmäßig laufend, nur im äußersten Nothfalle gebrauchen sie die kurzen, starken Schwingen und streichen dann eine Strecke niedrig dahin. Bald aber fallen sie wieder ein und setzen ihre Flucht mit Hilfe der kräftigen Läufe fort. Der schnellste Läufer wäre nicht imstande, sie dabei einzuholen. Ihr Fleisch ist schmackhaft.

Unser Wagen kommt jetzt, und wir können weiter. Etwas entfernt von uns traben einige Reiter über die Fläche. Bald haben die feurigen Pferde sie in die Ferne getragen. Überall siehst du, daß die Magyaren ein Reitervolk sind, wie es die Hunnen und Awaren waren, die vor ihnen die ausgedehnten Donautiefländer bewohnten.

Die Steppe ist aber auch wie geschaffen für den Reiter. Ungehindert kann er auf der prächtigsten Ebene tagelang umherstreifen, kein Hinderniß hemmt den Lauf seines Renners, und Futter findet derselbe überall. Heute freilich entstehen auch in der weiten Heide menschliche Ansiedelungen, der fruchtbare Boden wird umgebrochen und gezwungen, statt der Kräuter und Gräser mehr als mannshohen Mais, goldenen Weizen hervorsprossen zu lassen; die Steppe wird Ackerland.

Eben fahren wir an einem neugebauten Bauernhause vorüber, dessen weiße Ziegelwände sich freundlich abheben von dem frischen Grün des Melonenfeldes davor. In dem kleinen Gärtchen neben dem Hause wachsen hohe Tabakspflanzen mit großen, saftiggrünen Blättern und röthlich violetten Blüten. Die Blätter werden später gepflückt, getrocknet und als

Tabak geraucht. Hinter dem Hause ist auf einem großen Felde Hanf angepflanzt. Den will ich dir in der Nähe zeigen. Komm mit hinüber!

Weit über manns hoch sind die fingerdicken Stengel, an denen in Abständen die gegenständigen, gefingerten Blätter sitzen; an der Spitze des Stammes sind die Stempelblüten an kleinen Zweigen in dichten Büscheln angeordnet, aus welchen sich die bekannten grauen Früchte entwickeln. Sie und da stehen zwischen den Fruchtpflanzen (Bästlingen) etwas kleinere Pflanzen, die sogenannten Fimmel, welche in lockeren



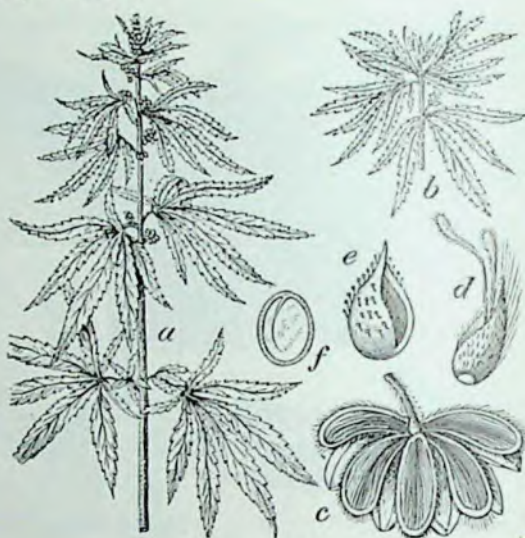
Ungarisches Bauernhaus.

Rippen die Staubblüten tragen. Die Blätter riechen eigentlich unangenehm, so daß man schon in der Nähe eines Hanffeldes diesen Geruch wahrnimmt.

Der Hanf wird vielfach verwendet. Aus den zähen Fasern des Stengels macht man Hanfleinwand, Segeltuch und andere feste Stoffe, auch dreht man vortreffliche Stricke und Schnüre daraus. Die Früchte werden, wie du weißt, als Vogelfutter verwendet, und es wird auch Öl daraus gepreßt. Die Blätter des in Indien gebauten Hanfes schmelzen einen harzähnlichen Stoff aus, der gesammelt wird. In kleinen Kugeln kommt er als Haschisch in den Handel. Dieser hat eine ähnliche Wirkung wie Opium;

genossen, betäubt er und gaukelt dem Haschischesser schöne Traumgebilde vor. Viele Orientalen nehmen Haschisch, um sich in einen angenehmen Traumzustand zu versetzen; aber längerer Genuß zerstört die Gesundheit. Übrigens hat man in neuester Zeit den Haschisch gegen die Seerkrankheit angewendet.

Im südlichen Ungarn, zumal in der Bacska wird sehr viel Hanf angebaut, so daß jährlich viele hunderttausend Kilogramm der festen Fasern ausgeführt werden.



Der Hanf.

a) und b) Stengelspitzen, c) Staub, d) Fruchtblüte, e) Frucht, f) Frucht im Durchschnitt.

Neben einem einsamen Brunnen machen wir halt und verzehren unser Mittagsmahl. Auch den Pferden müssen wir etwas Ruhe gönnen.

Nun geht es wieder vorwärts. Kein Lüftchen regt sich; doch sieht dort hinüber, dort drehen sich dürre Halme und Staub im Kreise. Es haben sich zwei Luftströmungen gebildet, die sich gegenseitig bekämpfen und den Wirbel erzeugen. Höher und höher steigt einer dünnen Rauchsäule gleich der Heidestaub, in Schraubenlinien bewegen sich vertrocknete Blättchen nach aufwärts, es bildet sich eine unten und oben breite, in der Mitte dünnere Säule, die langsam über die Ebene gegen uns vor-schreitet. Deutlich ist die drehende Bewegung erkennbar, welche Erde

und Gras eilig empor schraubt; oben wird die Säule sehr breit und erscheint weniger dicht. Schon ist die Erscheinung ziemlich nahe, da zerreißt sie plötzlich in der Mitte. Noch drehen sich eine Zeitlang die beiden Stücke, dann hört die Bewegung auf, und Halme, Sand und Staub fallen mit leisem Nieseln auf den Boden zurück.

Das war eine Sandhose, wie sie öfter vorkommen. Hier ist sie für eine sehenswerte, merkwürdige Erscheinung gewesen, in den heißen Sandwüsten Afrikas aber ist sie den Karawanen gar oft verderblich. Gleich mächtigen Säulen entstehen dort oft 2, 3 und noch mehr solche gefährliche Wirbel nebeneinander und überschütten beim Zerreißen die erschreckten Wanderer mit ungeheuren Mengen von Sand. — Findest du nicht, daß es furchtbar heiß ist? Der Schweiß perlt auf der Stirne, die Zunge klebt am Gaumen und wir werden schläfrig. Träge, den Kopf niedergehängt, schleichen die Pferde dahin, nur der Schweif ist in beständiger Bewegung, um die Fliegen zu verjagen. Manchmal fährt eines mit dem Kopfe herum oder schüttelt die Haut, wenn die Bremsen gar zu arg stechen. Der Himmel ist blaßblau, das grelle Sonnenlicht blendet die Augen, in der Ferne verschwimmt die graue Heide allmählich mit dem graulichen Himmel. Die braunen Grassängel sehen noch dürre aus als gewöhnlich, und selbst die Heuschrecken schweigen, als ob auch ihnen die Hitze zu groß wäre. Die Luft zittert über dem durchglühten Boden, und die Stange des Ziehbrunnens in der Ferne scheint sich zu bewegen.

Da breitet sich plötzlich eine Wasserfläche vor uns aus. Einzelne Halme schauen aus derselben hervor, und zitternde, unregelmäßige Wellen fahren über sie hin. Der Pumpenstengel dort drüben spiegelt sich seltsam verzerrt in der glitzernden Fläche, und blendend wirft dieselbe die Sonnenstrahlen zurück. Doch seltsam, wir erreichen den Rand des Gewässers nicht, das Ufer scheint allmählich zurückzuweichen, so wie wir uns nähern. Das, was wir sehen, ist eine Luftspiegelung, eine Fata morgana, wie sie während des Hochsommers auf den ungarischen Ebenen häufig vorkommt. Du hast ja schon von solchen Erscheinungen gelesen, hier hast du eine in Wirklichkeit vor dir.

Die stark erhitzte Luftschicht über dem trockenen Boden wirkt wie ein Spiegel und wirft die Sonnenstrahlen zurück wie eine Wasserfläche. Da die warme untere Luft in aufsteigender, zitternder Bewe-

gung ist, scheint die spiegelnde Fläche förmlich Wellen zu schlagen. Auch das Bild höherer Gegenstände, wie eben das des Brunnens erscheint in ihr, aber gewöhnlich sehr verzerrt.

Allmählich rücken die Ufer des scheinbaren Sumpfes weiter und weiter zurück, und endlich ist die hübsche Erscheinung verschwunden. In der Ferne aber tauchen Dächer, ein Kirchthurm auf, die Häuser von Máriaház. Bald haben wir es erreicht. Da aber noch die Zeit hinreicht, will ich hier nur einen frischen Wagen mieten, und dann wollen wir heute noch bis Solts fahren. Unterdessen kannst du den Pferden zusehen, die dort im Hofe das Getreide austreten.

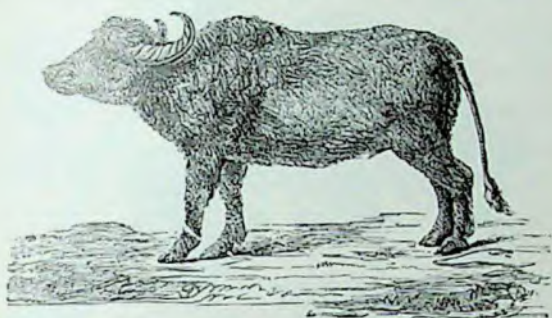
Der neue Wagen stößt tüchtig, die munteren Gänse greifen aber auch ordentlich aus. Bald im Trab, dann wieder im Galopp brausen wir über die Fläche. Dunkelroth sinkt die Sonne im Westen scheinbar unter die Ebene, gleich glühenden Fäden fahren ihre letzten Strahlen über die braune Heide und vergolden die Staubwolken in der Ferne. Dämmerung bricht ein, und das Gezirpe der Heuschrecken und Grillen beginnt. Da zeigt sich im Westen ein dunkler Streif. Das sind Bäume am Donauufer. Schon ist es finster, da fahren wir durch die Gassen von Solts.

Im Schilfrohre.

Ein kleiner Junge führt uns zu den Sümpfen am Donauufer, in deren Schilfdickicht wir heute auf Entdeckungen auszu-
gehen wollen.

Unweit von Solts, gegen Süden zu liegt ein niedriger Hügel, eine Merkwürdigkeit in diesem flachen Lande. Ein Wagen kommt uns jetzt entgegen, vor welchen zwei starke Büffel gespannt sind. Das sind trostige Thiere! Betrachte nur den mächtigen, schwarz behaarten Körper, den dicken Kopf mit der niedrigen Stirne, auf welcher die zwei kurzen, am Grunde stark gewulsteten Hörner sitzen! Und wie bössartig die Augen blicken! Sonst sehen die Büffel den anderen Rindern sehr ähnlich, nur sind sie stärker als diese. Ihre Bespannung ist eine ganz eigenthümliche.

An der Deichselspitze des Wagens ist nämlich ein festes Querholz ange-
 macht, das über den Nacken der beiden Thiere gelegt und an den
 Hörnern festgebunden ist. Ein ebenjoldhes, aber schwächeres Querholz
 läuft unter den Hälsen der Thiere hin und ist seitwärts durch Pflöcke
 mit dem oberen verbunden, so daß die Büffelhälse und die dazwischen
 liegende Deichsel von einem Holzrahmen eingefasst sind. Eine solche
 Vorrichtung nennt man ein Joch. Durch die Nasenscheidewand der
 Büffel ist ein Loch gestochen und darin ein kleiner eiserner Ring befe-
 stigt, an welchem das Leitseil angebunden ist. Gewiß muß ein Zug
 an dem dünnen Stricke für die Thiere sehr schmerzhaft sein, aber auf

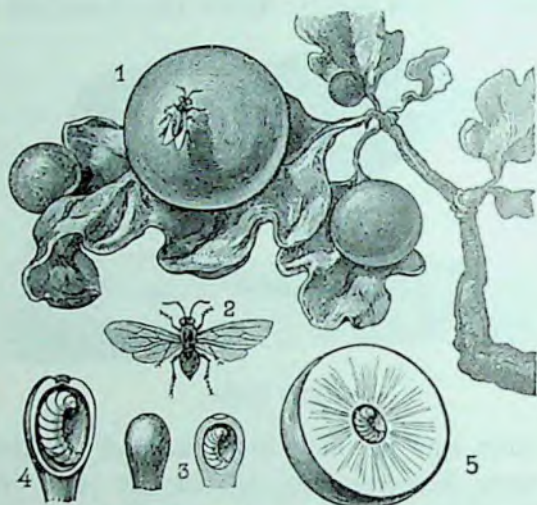


Der Büffel.

andere Art kann man sie nicht bändigen. Auch bei gezähmten Bären
 wendet man solche Nasenringe an, wie du dies schon gesehen hast.

Unser Weg führt an einer großen Wasserlache vorüber, über deren
 dunkles Wasser einige unförmliche Klumpen hervorragen. Bei genauerem
 Hinsehen erkennen wir, daß es Büffeltöpfe sind, während der übrige
 Körper ganz im schlammigen Wasser verborgen ist. Die Büffel lieben
 nämlich das Baden ungemein, so daß sie, so oft es ihnen möglich ist,
 ins Wasser laufen, in demselben herumschwimmen, sich niederlegen, darin
 wiederkäuen, sich allem Anscheine nach in der kühlen Flut höchst behaglich
 fühlen. Es ist schon vorgekommen, daß Büffel mit sammt dem Wagen,
 vor welchen sie gespannt waren, ins Wasser liefen; sie werden sogar
 bössartig und unlenksam, wenn sie längere Zeit das gewohnte Bad
 entbehren müssen. Sind sie aber einmal im Wasser, dann kann man
 sie aus demselben fast nicht fortbringen, sie verlassen es nur freiwillig.

Jetzt bewegt sich einer der Büffel in der Pfütze gegen das Ufer. Luftblasen steigen aus dem schlammigen Wasser auf, jetzt hebt sich der schwarze Rücken über dasselbe, und nun steigt das Thier auf das Ufer. Ein dicker Schmutzübergang lässt kaum die Körperformen erkennen, von den Seiten trieft das braune Wasser, und schmutzige Tropfen sprühen umher, wenn der Büffel den Schwanz hin und herschleudert. Nun schüttelt sich das Thier. Ein Glück, dass wir ziemlich entfernt stehen, denn ein förmlicher Regen von Wasser, Schlamm und abgerissenen Sumpfpflanzen fährt dabei nach allen Seiten.



Eichenblattgallwespe.

Wir wandern weiter. Einzelne Nüstern wachsen hier auf den höheren Stellen des Ufers, auch Weißbuchen und Silberpappeln, hier und da eine Eiche, meist Zerr- und Sommerichen. Die Zerr-eiche, die auch österreichische Eiche genannt wird, unterscheidet sich, wie du hier an diesem Baume siehst, von unseren gewöhnlichen Winter- und Sommerichen hauptsächlich dadurch, dass an ihren Blattstielen lange, fadenförmige Nebenblättchen sitzen, auch die Fruchtschlüsseln sind etwas anders gestaltet. Hier hängen an einem gemeinsamen Stiele zwei schon ziemlich große Früchte. Da siehst du denn, dass die kleinen Becher, in denen die Eicheln stecken, wohl gleichfalls aus kleinen, dicht

gebrängten Schüppchen bestehen, daß aber jede grüne Schuppe in einen kleinen Faden ausgezogen ist, der sich nach rückwärts krümmt. Die Eicheln sind genießbar, wenn sie reif geworden sind, und die zahlreichen Schweineherden Ungarns werden mit ihnen gemästet.

An einem der hellgrünen Blätter sitzt ein zierliches, rothbackiges Äpfelchen. Schneiden wir dasselbe auf, so finden wir in der runden Höhlung des Gallapfels ein weißes Würmchen, die Larve der Zerrgallwespe. Diese selbst ist ein kleines Thierchen mit vier glashellen Flügeln und einem kleinen Legestachel am Ende des Leibes. Mit diesem bohrt sie in die jungen Blätter ein Loch, legt ein winziges Ei hinein und überläßt dieses dann sich selbst. Bald schlüpft eine Larve aus, die sich vom herben Saft des Eichenblattes nährt. Durch den Reiz, den das Würmchen ausübt, schwillt rings um dasselbe das Blatt an, es entsteht ein kugelförmiger Auswuchs, ein Gallapfel, der anfangs saftig ist, später trocken, hart und braun wird und mit dem ganzen Blatte abfällt. Innen verpuppt sich die Larve; endlich schlüpft die fertige Gallwespe aus und verläßt durch ein kleines Loch ihr Heimathaus.

Die Galläpfel der Zerreiche werden im Herbst gesammelt und zum Gerben und zur Tintebereitung verwendet, sind aber schlechter als jene, welche von der kleinasiatischen Galleiche in den Handel kommen.

An der Sommereiche hier daneben kannst du dir wieder die Knoppern betrachten, die auf ähnliche Art entstanden sind, aber ganz anders als die Galläpfel aussehen. An den Fruchtsielen sitzen nämlich höckerige, mit Warzen, Falten und Gruben versehene Auswüchse, erzeugt durch den Stich der Knopperngallwespe, die ihre Eier in die jungen Fruchtschüßeln ablegt. Hier bei dieser sieht man noch die Eichel, von der Knopper theilweise umhüllt, während an jener von der Frucht selbst nichts zu sehen ist. Beim Aufschneiden der Knopper findest du gleichfalls eine kleine Larve. Die Knoppern werden in Ungarn gesammelt und kommen in großen Massen in den Handel, da dieselben zermahlen zum Gerben der Rindshäute verwendet werden. — Was hast du denn gefangen? Ah, das ist ein schönes Exemplar des Riesenbockkäfers! Jetzt hast du Freude, nicht wahr?

Zwischen hochstämmigen Weißbuchen führt uns jetzt der barfüßige Knabe näher zum Strome; der Weg senkt sich, Pappeln, Weiden und

Erken bilden kleine Wäldchen. Wir biegen um den Rand eines solchen und stehen vor dem weithin sich dehrenden, mit Schilf und Binsen bewachsenen Sumpfe, der hier am Ufer der Donau sich hinzieht. Furchtlos dringt unser kleiner Führer in den Rohrwald, und auch wir treten



Sommereiche.

in denselben ein, da der Boden wohl feucht ist, aber das dichte Wurzelgesplechte das Einsinken des Fußes verhindert.

Bald sehen wir nichts mehr als Schilfstengel um uns und oben den blauen Himmel. Schnurgerade stehen die starken Halme dicht nebeneinander, so daß unser Blick nicht weit in dieselben zu dringen vermag und nichts anderes sieht als Halm an Halm und die rauhen, schmalen Blätter an den gelblichen Knoten. Hoch über unseren Köpfen schwan- ken

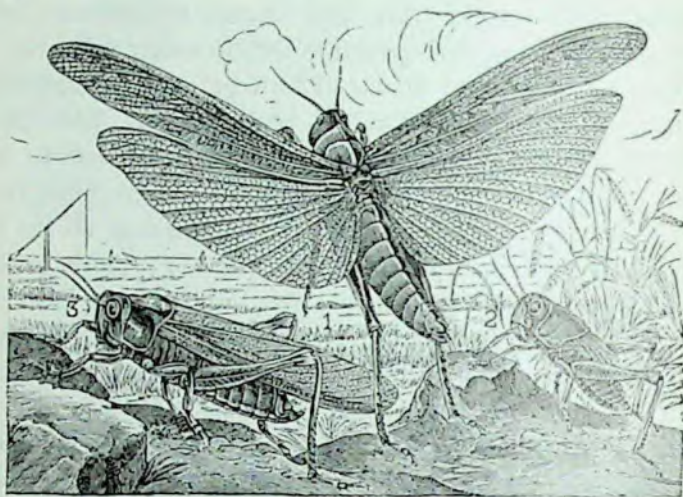
Die zierlichen Blütenrispen, und geheimnißvoll flüstert und rauscht es im Schilf. Die scharfkantigen Blätter hängen sich an unsere Kleider, zerrbrochene Halme knacken unter unseren Tritten, und raschelnd bewegen sich Stengel und Blätter beim Vorwärtsspringen. In der Ferne hören wir den Loderuf des Rohrhubners, den Schrei eines Reiherz. Ein Kiebitz fliegt mit lautem Ruf über uns weg, dann ist's wieder still, bis auf das Rispeln des Rohres. Immer gleich ist unsere Umgebung, daß ein Verirren leicht möglich wäre, doch könnten wir vielleicht den Weg, den wir genommen, an dem geknickten Schilf wieder erkennen.

Hie und da schwirren braune Köcherfliegen und Eintagsfliegen auf, wenn wir an ihren Schlupfwinkeln vorüberstreifen. Aber das helle Sonnenlicht ist ihnen lästig, und bald haben sie sich wieder auf der Unterseite der Blätter verborgen. Blutdürstige Gelsen lassen ihre feine Stimme ertönen und verfolgen uns, die Eindringlinge in ihr Sumpfreich, auf das hartnäckigste. Sie ruhen nicht, sie müssen unser Blut kosten. Kupferrothe, goldig schillernde oder grünlich gelbe Schilfkäfer sitzen an den Blättern und fallen plötzlich herab, wenn wir sie fassen wollen. Haben wir aber einen gepackt, dann hält er sich mit den scharf bekrahten Füßchen fest an seinem Sitz an. Es sind sehr hübsch gefärbte, auf der Unterseite silberglänzende Käferchen, die den Bockkäfern sehr ähnlich sehen. Du kannst hier genug fangen, um alle deine Bekannten damit zu theilen, nur mußt du, bevor du mit der rechten Hand zugreiffst, die linke unter den Käfer halten, damit derselbe hineinfällt, wenn er loslassen sollte.

Vor uns zirpt laut eine Heuschrecke. Dort sitzt sie! Mit den rauen, langen Hinterfüßen geigt sie eifrig auf den vorspringenden Leisten der Vorderflügel und erzeugt so den schnarrenden Ton. Nun hüpfst sie ein Stück Weges, dann klettert sie an einem Schilfstengel empor, und dabei fangen wir sie. Es ist die Wanderheuschrecke, die hier in den Donausümpfen ihre zweite Heimat gefunden hat. Sie ist wahrscheinlich aus Asien eingewandert.

Sie sieht den kleinen, bräunlich grünen Heuschrecken auf den Wiesen zuhause sehr ähnlich, nur ist sie größer, hat sehr kurze, gegliederte Fühler, bräunliche, steife Vorderflügel, die weit über den Hinterleib hinausragen, und darunter die der Länge nach fächerförmig gefalteten Hinter-

flügel. Diese sind viel breiter als die schmalen Vorderflügel, von vielen kleinen Äderchen durchzogen und mit gelblichen Flecken versehen. Die Unterseite der Brust ist gelbroth, die starken Fresswerkzeuge sind bläulich gefärbt. In den Sumpfigenden Asiens, Afrikas und des südlichen Europa ist sie zuhause, in Ungarn besonders im sogenannten *Han jag*-sumpfe in der Nähe des Neusiedlersees und in den Rohrdickichten am Donauufer.



Die Wanderheuschrecke.

1. fliegende, 3. fliegende Heuschrecke, 2. Larve.

Mit ihren starken Kiefern beißt die Heuschrecke die jungen Schilfstengel ab und nährt sich von den saftigen Theilen. In den oft unzugänglichen Brüchen hat sie nur wenige Feinde und vermehrt sich daher sehr stark. Das Weibchen legt seine Eier in die weiche Erde. Nach einiger Zeit schlüpfen aus denselben die jungen Heuschrecken aus, welche trotz ihrer Kleinheit den alten sehr ähnlich sehen, lange Sprungfüße haben und ungemein gefräßig sind. Sie wachsen ziemlich rasch, häuten sich dabei mehreremale und verwandeln sich endlich in Puppen, die den vollkommenen Insecten schon fast ganz gleichsehen, da sie kurze Flügelstummel haben, wodurch sie sich von den Larven unterscheiden. Aber die Heuschreckenpuppen bleiben nicht ruhig wie die Schmetterlingspuppen,

sondern nehmen Nahrung zu sich und hüpfen umher, doch können sie noch nicht fliegen. Bei der letzten Häutung schlüpft endlich das geflügelte Insect hervor. Siehst du, dort fliegt eben eine solche Heuschrecke ziemlich rasch und geschickt über das Schilf hin. Auch die Larven und Puppen kannst du zwischen den Halmen fangen, denn sie hüpfen ja in großer Anzahl da umher.



Der Leichrohrsänger.

So lange ihnen das ausgedehnte Ried hinreichend Nahrung gewährt, richten die Wanderheuschrecken keinen großen Schaden an. Wenn aber mehrere trockene Jahre aufeinanderfolgen, dann gehen wenig Eier und Junge zugrunde und sie vermehren sich ungeheuer. Dann erheben sich die Heuschrecken und ziehen in dichten, riesigen Schwärmen auf die bebauten Felder. Gleich dunkeln Wolken verdecken sie die Sonne, das Geräusch der Flügel gleicht dem Sturmesbrausen, und wo sie sich niederlassen, ist in wenig Minuten alles Grün verschwunden, das Land gleicht der Wüste. Die Bewegung der Kinnladen verursacht ein lautes, prasselndes Geräusch, und nichts wird verschont von den unerfättlichen

Thieren; das Laub der Bäume, Getreide und Tabak, die Gräser der Wiesen verschwinden im Nu. Dann erhebt sich von neuem die lebende Wolke und zieht in eine andere, noch unverwüstete Landschaft. Der Mensch ist fast machtlos gegenüber den ungeheuren Schwärmen, denn wo sie sich niederlassen, bedecken sie stundenweit oft mehrere Spannen hoch den Boden, und wenn sie weggezogen sind, liegen Millionen erdrückter Heuschrecken, abgerissener Flügel und Beine umher, gehen bald in Fäulnis über und erzeugen verheerende Krankheiten. Wenn endlich die alten Heuschrecken absterben, ist die Plage noch nicht beendet, denn wo sie sich aufhielten, haben die Weibchen ihre Eierklümpchen der Erde anvertraut, und aus diesen schlüpfen im nächsten Frühling die Larven in unglaublichen Mengen hervor und setzen das Vernichtungswerk ihrer Eltern gleich gründlich fort. Langsam wandern dabei die Larven neben und übereinander von einer Gegend zur anderen, so dicht, daß die Erde nicht zu sehen ist, das Land einem dunkeln, lebenden Sirome gleicht. Dann suchen die Menschen die Thierchen zu tödten, schließen sie mit tiefen Gräben ein oder zünden auf ihrem Wege große Feuer an. In wirrem Gewimmel aber stürzen sich die Larven in die Gräben, füllen sie aus, und die später kommenden marschieren über die ersten hinweg. Sie kriechen ins Feuer und löschen dasselbe durch ihre Menge. In den bewohnten Gegenden vernichtet der Mensch wohl endlich die Thierchen, in menschenleeren Landstrichen gehen sie aber nur durch den Mangel an Nahrung zugrunde.

Aus der biblischen Geschichte weißt du, daß Johannes sich von Heuschrecken nährte, und noch jetzt werden dieselben in vielen Gegenden Afrikas gegessen. Die Neger rupfen ihnen Flügel und Beine aus, rösten die Heuschrecken ein wenig und verzehren sie dann, oder sie werden getrocknet, zerstampft und aus dem Pulver Kuchen gebacken oder Kugeln geformt, die man verzehrt; doch sollen sie höchst widerlich schmecken.

Zwischen den grünen Schilfstengeln stehen hier kurze Stümpfe von alten, verdorrten Halmen, deutlich sieht man, daß sie abgeschnitten wurden. Man sammelt nämlich das hohe Rohr, und benützt es zu verschiedenen Zwecken, deckt in Ungarn die Dächer damit, baut Hütten, macht grobe Decken daraus, um Waren vor dem Regen zu schützen, und nagelt es an die Bretterdecke der Zimmer, damit der Mörtelanwurf an der dadurch gebildeten rauhen Fläche besser haften. Das sahst du ja schon beim Häuserbau in der Heimat.

Durch die grünen Halme schlüpft zwitschernd ein Vögelchen, ein Reihrohrsänger. Sein Rücken ist bräunlich, die Unterseite weißlich mit einem bräunlichen Anfluge. Bald läßt sich wieder ein anderes sehen und jetzt finden wir sogar ein verlassenes Nestchen. Am Rande einer großen Wasserlache ist dasselbe etwas über dem Wasser an mehreren Rohrstengeln befestigt. Ein zierliches Nest, das Ende Mai angelegt wurde. Damals hat das Weibchen überall das Nied nach zähen Fasern, abgefallenen, schmalen Schilfblättern durchsucht und mit den



Löffelreiher am Donauufer.

gefundenen haltbaren Stoffen die Schilfstengel hier umflochten und so eine kurze, unten geschlossene Röhre gebildet, die von den Halmen gestützt und getragen wird. Innen fütterte es dann das enge Häuschen mit zarten Moospflänzchen aus, trug Raupenge spinnt und Wolle vom Rohrkolben sowie von den Samenkötzchen der Pappeln herbei und machte den grünlichen, mit braunen Tupfen gezierten Eiern, aus denen später die winzigen Jungen ausschlüpfen, ein warmes Bettchen daraus. Eifrig sang das Männchen sein einfaches Lied, um dem Weibchen beim Brüten die Zeit zu vertreiben, bis endlich die Jungen ausschlüpfen. Dann war wenig Zeit mehr zum Singen, und nun mußten Vater und Mutter das Sumpfgebiet nach zarten und schmachtigen Insecten durchsuchen,

um den piependen Kleinen den Mund zu stopfen. Waren diese endlich gesättigt, dann wiegte sie der Wind in den Schlaf, und die Schilfblätter sangen zischend und schwirrend ein seltsames Schummerlied dazu.

Der Wolf.



Jetzt sind sie schon längst ausgeflogen und treiben sich mit ihren Eltern zwischen dem Rohre umher. Das Nest hat Löcher bekommen, aus denen weißliche Wolle hervorlugt. Das haben die jungen Vögelchen selbst angerichtet, als sie größer und übermützig geworden waren.

Doch was hat unser Führer? Der war eine Zeitlang verschwunden; nun kommt er leise wie eine Rahe zurückgetroffen, den Finger auf den Mund gedrückt, und deutet mit der braunen Hand vielsagend auf den Weg, den er kam. Wir wollen ihm vorsichtig folgen, neugierig, was er entdeckt hat.

Schon schimmert Licht durch die Schilfstengel, wir nähern uns dem Ende des Dickichts. Der Knabe läßt sich auf die Knie nieder, wir biegen die Halme etwas zur Seite und blicken hinaus. Eine weite, ruhige Wasserfläche, eine stille Bucht des Stromes, liegt vor uns, und in dem seichten Wasser waten einige Löffelreiher umher, die nach Wassergewürm und Fischen suchen. Einer schreitet bedächtigen Schrittes über das Ufer, hebt dabei wie der Storch die langen, schwarzen Beine hoch auf und hält auch den dünnen Hals ziemlich aufrecht. Das Gefieder, auch die lange Federhaube auf dem Hinterkopfe ist rein weiß, nur über die Brust läuft ein gelblicher Federgürtel. Seltsam ist der schwarze Schnabel gestaltet, indem er sich gegen die Spitze zu rasch löffelförmig verbreitert; hier ist er auch gelblich, während er sonst schwarz gefärbt ist. Die Augen des schönen Sumpfvogels sind hochroth.

Die anderen im Wasser umhersteigenden Löffler halten den Körper nach vorne gesenkt und durchsuchen mit dem empfindlichen Schnabel, indem sie ihn bald nach dieser, dann wieder nach jener Seite schwingen, den schlammigen Grund. Nun hat der eine etwas gefunden, der andere läuft ihm nach, als wollte er ihm die Beute abjagen. Aber schon hat jener den Fisch hinuntergeschluckt, und bald gehen alle wieder eifrig und friedlich ihrer Beschäftigung nach. Sie fangen Fische, die sie geschickt mit dem Schnabel so drehen, daß sie selbe mit dem Kopfe voran hinunterschlucken können. Wir scheinen entdeckt, denn plötzlich breitet der auf dem Ufer stolzierende Reiher die mächtigen Schwingen aus und fliegt davon; ihm folgen alsbald die übrigen. Dabei strecken sie den Hals geradeaus und erheben sich rasch zu bedeutender Höhe.

Im Winter birgt das ausgedehnte Nied manchmal einen ungeladenen Gast. In kalten Nächten hört man dann oft ein langgezogenes, schauriges Heulen; Wölfe streichen durch die raschelnden, trockenen Schilfbüschel, wagen sich wohl auch einmal hinaus in die Steppe und umkreisen knurrend die Viehherden. Doch der weiße Wolfshund des

Hirten ist wachsam und ein ebenbürtiger Gegner. Bellend rennt er den hungrigen Raubthieren entgegen, auf schnellem Rosse folgt ihm der Hirt und jagt die Wölfe ins Röhrdicht zurück.

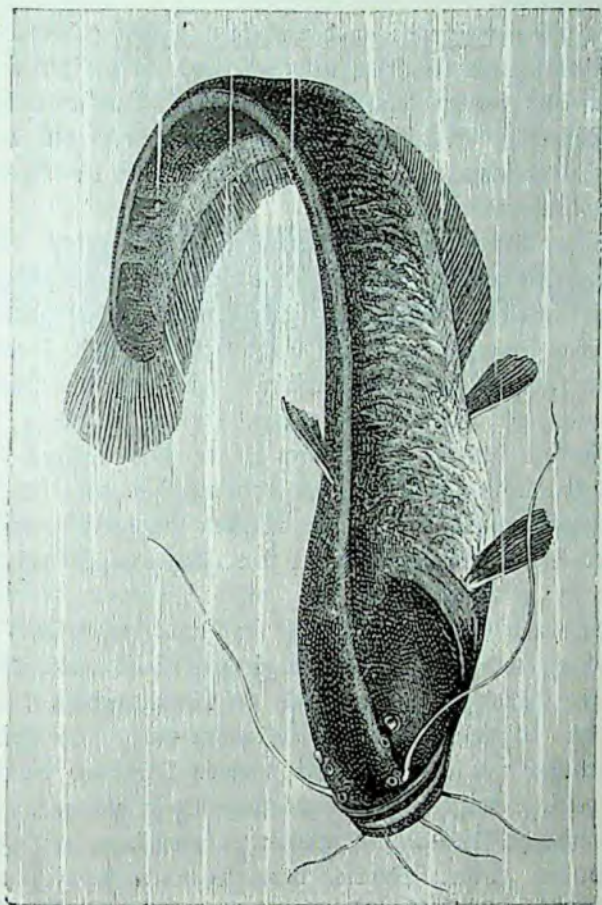
Die Fische der Donau.

Wir wandern langsam am Donaaufer hin, da hören wir plötzlich von einer Knabenstimme lautes Geschrei. Fast klingt es wie Hilferuf. Rasch stürmen wir durch das Pappeldickicht, das uns die Aussicht versperrt, und sehen, wie eben der schreiende Bursche einen Rahn ans Ufer der tiefen Bucht zieht. Auf unsere Frage ruft er nur „Haresa,“ dann rennt er davon, den Fischerhütten zu, die dort unter Bäumen versteckt liegen. Es scheint also kein Unglück geschehen zu sein, denn „Haresa“ bedeutet Wels.

Bei den Fischerhäuschen wird es jetzt lebendig. Mehrere Männer eilen zu den Rähnen am Ufer, dann schleppen sie ein großes Netz herbei, und jetzt rudern sie herauf gegen die stille Bucht. Dem Fischfange müssen wir zusehen.

Die Fischer senken das unten durch große Steine und Gewichte beschwerte Netz in die Tiefe, so daß die Bucht von dem Strome fast ganz abgesperrt ist, dann rudern sie langsam gegen das Land auf uns zu. Schon haben sie sich ziemlich genähert, da bemerken sie an dem Netze einen heftigen Ruck. Mit lautem Ruf feuern sich die Fischer an, und mit verdoppelter Kraft drängen sie die Rähne und das Netz gegen das Ufer. Nun haben sie es erreicht, springen ans Land und ziehen kräftig am Netze. Langsam, unter heftigen Erschütterungen hebt sich dasselbe aus dem Wasser. Noch ein kräftiger Zug, und sie wälzen einen riesigen Fisch, einen Wels, von den starken Maschen umhüllt, auf das Ufer. Noch andere Fische sind mitgefangen, vorderhand aber werden sie gar nicht beachtet, der Wasserriese fesselt die allgemeine Aufmerksamkeit; ist er doch über 2 m lang und hinter den Kopfe so stark, daß ihn ein Mann mit den Armen nicht umspannen kann.

Sieh dir nur den großen Kopf und den mächtigen Rachen an, in welchem lange, spitze, nach rückwärts gekrümmte Zähne sitzen! Die könnten wohl auch einen Menschen zerreißen! Wie ein dünner Schnurr-



Der Wels.

bart stehen auf dem Oberkiefer zwei sehr lange, nach rückwärts gerichtete Bartfäden, und von dem Unterkiefer hängen vier kürzere herab. Mit diesen Anhängseln spielt der Wels beständig, wenn er sich im Schlammgrunde der tiefen Donauebuchten eingewühlt hat. Dabei spähen die starren Glosaugen nach allen Seiten. Kommt dann ein Fisch in die Nähe und

will die vermeintlichen Würmer, die Bartfäden, wegschnappen, dann fährt das Ungethüm aus seinem schmutzigen Versteck hervor und faßt den Arglosen mit dem furchtbaren Rachen. Dann wühlt er sich wieder in den Schlamm ein.

Er ist etwas abweichend von den übrigen Fischen gebaut, denn wie du siehst, ist er schuppenlos, von einer glatten, schlüpfrigen Haut umhüllt, die auf dem Rücken dunkelgrün, auf dem Bauche weißlich ist. Die kleine Rückenflosse steht dicht hinter dem Kopfe, und auf der Unterseite zieht sich vom Bauche bis zu der verhältnismäßig kleinen Schwanzflosse ein Flossenjaum hin.

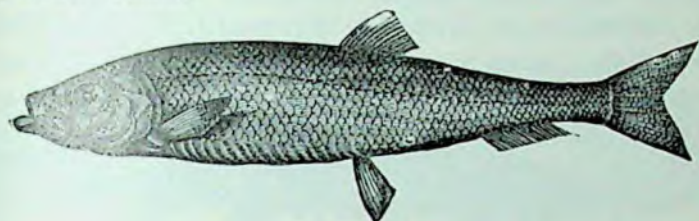
Die Fischer umwickeln den unförmlichen Kopf mit dem drohenden, zähnestarrenden Rachen mit einem alten Neze, um den Schaiden oder Schaden, wie man den Wels auch nennt, am Beißen zu hindern. Er hat ja schon Badende unter das Wasser gezogen und ihnen furchtbare Wunden beigebracht. Nun erfahren wir auch die Ursache des Geschreies, das jener Junge erhoben hat. Er erzählt, daß er beim langsamen Rudern plötzlich neben dem Rahne den riesigen Fisch bemerkt habe, und daß die Augen desselben tödtlich auf ihn blickten. Darüber erschrak er und schrie. Im nächsten Augenblick versank auch schon wieder das unheimliche Thier; der Knabe aber ruderte eilig ans Ufer.

Morgen wird der Riesenfisch in die Stadt gefahren, dort zerstückelt, verkauft und gegessen, wenn auch das Fleisch alter Welse zäh und wenig schmackhaft ist. Jung sind sie wohlschmeckender, aber sehr fett. Aus der großen Schwimmblase derselben macht man Leim.

Nun wollen wir aber auch die anderen Fische die in dem Neze aus Land gebracht wurden, näher in Augenschein nehmen. Da sind vor allem einige großen Karpfen, gewiß Ururgroßeltern zahlloser kleiner Karpfenkinder im weiten Strome, dort ein Kaulbarsch und eine Karausche; diesen Fisch hier aber kennst du nicht. Es ist ein mittelgroßer Huchen, der zu derselben Lachsfamilie wie unsere Forelle gehört, der er auch ähnlich sieht, obwohl er bei weitem größer wird. Dieser hier dürfte etwa 10 Kilogramm schwer sein, doch hat man schon solche von 40 Kilogramm gefangen. Er ist ein gefräßiger Raubfisch, wie man schon aus den spitzen Zähnen in seinem Munde erkennt.

Er steigt aus dem schwarzen Meere in die Donau und ihre Nebenflüsse auf, um seine Eier abzusetzen. Sein Fleisch ist weiß und sehr schmackhaft. Siehst du hier hinter seiner Rückenflosse die abstehende Hautfalte, die sogenannte Fettflosse? Daran erkennt man sämtliche Glieder der Lachs-familie.

Auch ein Häring, der Maifisch, ist mitgefangen worden. Er ist größer als die Salzhäringe, die du schon gegessen hast, hat einen goldgelben Bauch und schwärzliche Flossen. Auch er kommt aus dem Meere in die Donau.



Der Maifisch.

Diesen Fisch hier aber will ich kaufen, denn sein Fleisch schmeckt ganz ausgezeichnet. Es ist ein Sterlet, zu den Stören gehörig. Derselbe ist nicht ganz $\frac{1}{2}$ Meter lang und höchst eigenthümlich gebaut. Sein Kopf ist nämlich in eine lange, spitze Schnauze ausgezogen, auf deren Unterseite mehrere kleine Bartfäden herabhängen und der kleine Mund sich befindet. Ähnlich wie beim Welse verschmälert sich allmählich der Körper gegen den Schwanz zu; dieser selbst ist lang und spitz und von einem schmalen Flossensaum umgeben, der nach abwärts zu in einen größeren Lappen ausgezogen ist, so daß die Schwanzflosse beiläufig sichelförmig erscheint. Auf der nackten Haut ist an jeder Seite von der großen Kiemenspalte bis zur Schwanzflosse eine Reihe von kleinen, runden Knoschenschildchen aufgesetzt, in deren Mitte stets ein Knoschendorf vorsteht. Zwei ebensolche Reihen von Schildchen liegen auf der Bauchseite, und eine Reihe mit besonders großen Spitzen läuft über den Rücken hin, im ganzen also fünf. Die Rückenflosse liegt weit rückwärts, kurz vor der Schwanzflosse.

Der Sterlet oder Stierl ist wie die übrigen Vertreter des Störgeßlechtes in der Donau ein Bewohner des schwarzen Meeres, der in

den Strom schwimmt, um seine Eier abzulegen, und dann wieder in das Meer zurückkehrt. Diese Eier werden aus den gefangenen Fischen herausgenommen, etwas gesalzen, ein wenig an der Luft abgetrocknet, in kleine Fässchen verpackt und als sogenannter Caviar an Feinschmecker verkauft. Der Sterlet liefert den besten Caviar, und aus seiner Schwimmblase macht man einen vortrefflichen, weißen Leim. Noch will ich dir von ihm sagen, daß er keine festen Knochengräten hat, sondern zu den Knorpelfischen gehört, d. h. zu jenen, deren Skelet knorpelig bleibt.

Außer dem Sterlet kommen noch andere Störe in die Donau, um zu laichen, so der Dick, der Blattdick, der Waxdick und Scherg, Fische, welche bis 3 Meter Länge und ein Gewicht von 20—50 Kilogramm erreichen. Auch der größte Donaufisch, der Hausen,



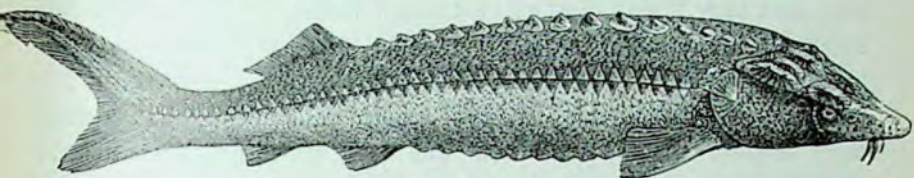
Der Sterlet.

gehört zu den Stören. Er wird, obwohl selten, bis 8 m lang und über 1000 Kilogramm schwer. Da alle Störe dieselbe Lebensweise führen, das über den Hausen Bekannte also auch für unseren Sterlet gilt, den wir heute abends verschmausen werden, so will ich dir einiges über den Hausen, den größten Flußfisch Europas, mittheilen.

Er ist, abgesehen von seiner Größe, dem Sterlet sehr ähnlich, nur hat er eine etwas kürzere dreieckige Schnauze, auf deren Unterseite die Bartfäden und der zahnlose Mund sind. Seine Kiemenspalte ist wie bei unserem Gefangenen groß, von dem Kiemendeckel nicht vollständig verschlossen, der Körper spindelförmig und durch die starken Knochenschilder fünfkantig. Die Flossen sind denen des Sterlets ähnlich. Er bewohnt wie dieser das Caspische und schwarze Meer und besucht von hier aus die einmündenden Flüsse, also auch die Donau. In kleinen Gesellschaften schwimmen die mächtigen Fische nahe unter der Oberfläche des Wassers, so daß sie oft große Wellen erregen und dadurch ihre Ankunft verrathen, oder sie senken sich zum Schlammgrunde nieder und bewegen sich dann nur langsam, förmlich kriechend, mit Hilfe der Schwanz-

flosse gegen die Strömung. Dabei durchsuchen sie mit der Spitzschnauze den Boden nach Wassergewürm und kleinen Fischen, ihrer einzigen Nahrung.

Bei ihrem Zuge werden sie in der Donau häufig gefangen, indem man viele große, glisernde Stahlangeln in verschiedene Tiefen des Stromes versenkt, aber keinen Köder darangibt. Untersucht nun der neugierige Haufen die festsamen, spizen Haken, so bleibt er oft an einem hängen. Dadurch wird er unruhig, peitscht das Wasser und treibt sich so mehrere Angeln in den Körper, so daß er endlich vollständig gefesselt ist. Man schließt auch die Fische mit starken Netzen ein und jagt die scheuen, zurückweichenden Haufen gegen das seichte Ufer, auf welchem sie stranden.



Der Haufen.

Die gefangenen Fische werden zerstückelt, und ihr wohlschmeckendes Fleisch wird entweder frisch oder eingesalzen, auch geräuchert gegessen, die dicke Schwimmblase liefert den besten Leim, die „Haufenblase“, und die zahllosen Eier, von denen ein Fisch manchmal bis 400 Kilogramm enthält, werden als Caviar genossen.

Gegen den Winter zu ziehen diese Fische wieder ins Meer und überwintern in diesem oder in den tiefsten Stellen der Flüsse. Dabei bohren sie die Schnauze tief in den Grund ein, so daß die Schwänze nach aufwärts gerichtet sind, und verharren in dieser Stellung bis zum nächsten Frühjahr, worauf sie dann wieder in die Ströme schwimmen. Diesen Winterschlaf machen sich die Kosaken an der Wolga zunutze, indem sie bei starkem Froste, wenn der riesige Strom sich mit einer starken Eisdecke überzieht, einen eigenthümlichen Fischfang betreiben. Sie vertheilen sich nämlich quer über den Fluß, unterhalb der Stellen, wo man Haufen vermuthet, hauen Löcher in das Eis und stecken durch dieselben sehr lange Stangen, deren Vorderende mit einer Stahlspitze und langen Widerhaken versehen ist. Durch den Lärm werden die Fische aufgeschreckt, ziehen die Köpfe aus dem Schlamme und schwimmen lang-

sam stromabwärts. Dabei streifen sie an die Stangen, welche ihren Weg versperren. Der Kosak an dem Eisloche oben spürt die Erschütterung, reißt die Stange rasch aufwärts und treibt dem fliehenden Haufen die Widerhaken in den Leib. Dieser wird dann vollends herausgezogen, zerschnitten und zum Verkaufe weiter ins Land geschafft, während der Hogen eingefalzen und in Fässer gedrückt wird.

Außer den Fischen, die du gesehen hast, und die ich dir nannte, finden sich in der Donau noch der Flußbarsch, der schmachtaste Hechtbarsch oder Fogas, die Grundel u. a. m.

Doch nun haben wir uns lange genug aufgehalten. Wenn wir heute noch nach Duna Jöldbár kommen wollen, so ist es höchste Zeit aufzubrechen. Ein Fischerknabe holt unser geringes Gepäck von Solt, während sein Vater einen Rahn instand setzt. Endlich schaukeln wir wieder auf der Donau, die hier schon weniger rasch fließt. Lange muß unser Schiffer rudern, bevor wir uns dem jenseitigen Ufer nähern. Endlich fahren wir an einer bewaldeten Insel vorüber, dringen in einen schmalen Flußarm ein und landen in Böleske. Weiter stromabwärts kommen wir nicht, ist ja die für unsere Reise bestimmte Zeit schon fast abgelaufen. Von hier aus geht es schon wieder der Heimat zu. Auf leichtem Korbwagen rasseln wir bald gegen Duna Jöldbár und erreichen es gerade vor Ausbruch des Gewitters, das drohend am Himmel steht. So hat jener Fischer doch recht gehabt, als er behauptete, das Aufsteigen des Welses aus der Tiefe zeige regelmäßig den baldigen Ausbruch eines Gewitters an.

Der weitere Lauf der Donau bis zum „Eisernen Thore“.

Im behaglichen Zimmer hören wir dem Toben des Unwetters zu. Bliß auf Bliß zuckt aus der dunkeln Wolke, und krachend folgt ihnen der Donner. Dann stürzt ein gewaltiger Regenguß herab und verwandelt den Staub der Straßen in grundlosen Koth. Bald aber zieht das Gewitter vorüber, über die Donau, hinaus in die endlose

Steppe. Von dorthier grollt noch lange der Donner, und fahle Blitze erhellen auf eine Secunde das schwarze Gewölke. In der Heide mag es jetzt unheimlich und düster aussehen. Widerstandlos rast dort der Sturm über die öde Fläche und wirbelt Staub und Halme empor, er jagt die düstern Wolken und peischt dann die schweren Tropfen über die Steppe, auf die zusammen schauernden Pferde, die brüllenden Rinder. Dann verkriecht sich der Csikos unter sein einfaches Grasdach und sucht hier Schutz vor dem Unwetter; die Thiere der Herde aber senken die Köpfe und kehren dem Sturme, den klatschenden Tropfen den Rücken zu. Ganze Wasserströme rinnen über den glatten Leib hernieder und bilden zwischen den Füßen schmutzige Pfützen.

Da es uns nicht vergönnt ist, dem Laufe der Donau bis an Österreichs Grenze oder gar bis zum Meere zu folgen, so wollen wir wenigstens die Karte hernehmen und darauf mit einander im Geiste die Weiterreise unternehmen; ich aber will versuchen, dir dabei eine Schilderung der Gegenden zu geben, die von dem Strome durchseilt werden.

Von Duna Jöldbvár strömt die Donau zwischen weiten Rohrsümpfen, dichten Laubwäldern in vielen und großen Windungen südwärts. Gar statklich, bis 1300 Meter breit ist sie hier, wie du vorhin beim Übersehen derselben sehen konntest. An Paks vorüber wälzt sie ihre Fluten durch eine hügellose Ebene und biegt dann bei Dombori in weitem Bogen gegen Westen hin um. Dort liegt Tolna, wegen seines Tabakbaues bekannt. Doch berühren die Schiffe die Stadt gewöhnlich nicht, sondern fahren durch einen breiten Canal, den man hier durch die Ebene gegraben hat, um nicht den weiten Umweg durch das eigentliche Donaubett machen zu müssen. Die Ebene links vom Strome ist die fruchtbare Bacska.

Unterhalb der Stadt Baja sendet links die Donau einen starken Arm ab und bildet so die große Insel Margitta, das Dampfschiff folgt aber dem rechts fließenden Hauptstrome und gelangt, an niedrigen Nebenhügeln vorübereilend, nach Mohacz, dessen Umgebung eine weite, weite Ebene ist. Die Stadt war Zeuge der für Ungarn entscheidenden Schlachten, denn hier wurde im Jahre 1526 das ungarische Heer von den Türken geschlagen, hier aber wurden auch 1687 die Dsmanen durch die Österreicher unter dem Herzog von Lothringen besiegt.

Von Mohacz aus fährt das Dampfschiff längs der Margitta-Insel hin, an der Einmündung des zweiten Flußarmes vorüber und erreicht dicht unterhalb derselben den Eingang in den Franzenscanal, der die



Croaten.

Donau mit der Theiß verbindet. Die Ufer sind hier überall dicht bewaldet und durchaus eben. Weiter flussabwärts liegt Apatzin mit berühmtem Hanfbau. Von hier aus zieht sich quer durch die jetzt wohlbebaute Ebene ein niedriger Erdwall bis an das Theißufer, die sogenannte „Römerschanze“, einstmals errichtet zum Schutze gegen die wilden

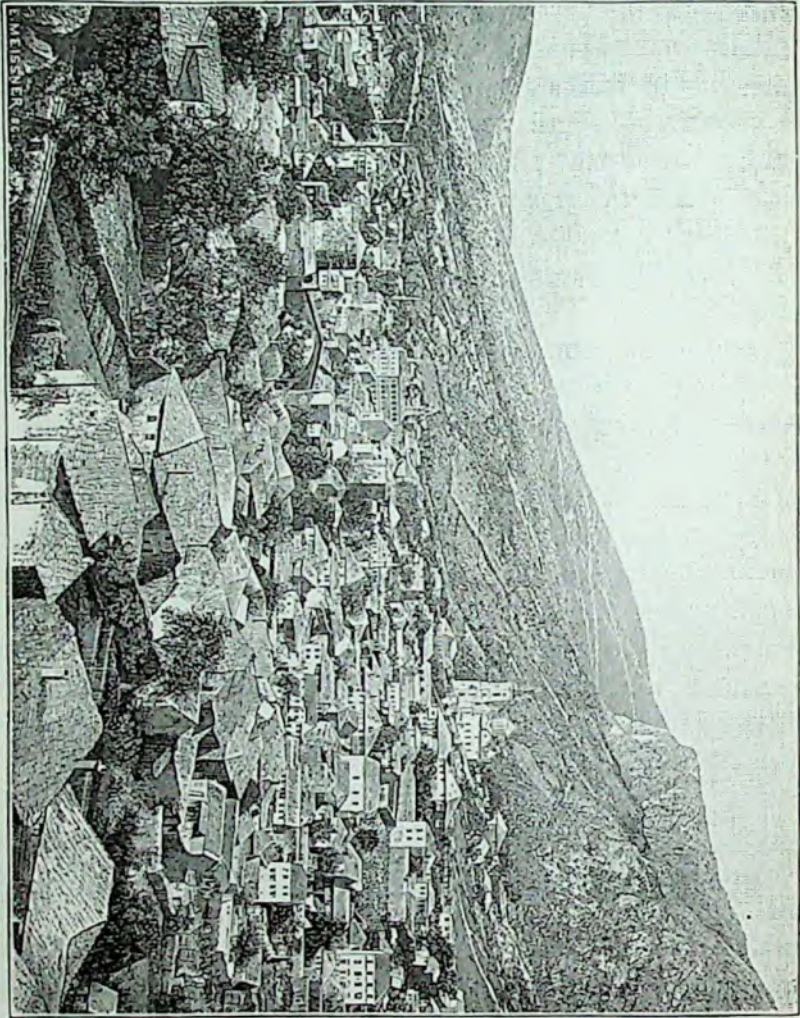
Horden, welche die weiten Steppen bewohnten, jezt nur ein Erinnerungszeichen an längst vergangene Zeiten. Endlich gelangt der Dampfer nach Draueß an der Mündung der Drau in die Donau. Ein kleines Dampfschiff geht von hier aus nach Esseg, der Hauptstadt des Königreiches Slavonien, das von hier bis zur Einmündung der Save durch die Donau begrenzt wird. Dieser Theil Slavoniens wird Syrmien genannt und ist berühmt durch seine ausgedehnten Eichenwälder, seinen Wein und die prächtigen Pflaumen, aus denen man einen sehr guten Brantwein, „Slivovitz“ genannt, darstellt, welcher in kleinen Fäßchen aus Wacholderholz verschickt wird. Doch liegen noch ausgedehnte Strecken des fruchtbarsten Landes brach und harren des fleißigen Landmannes.

Jenseits der slavonischen Waldhügel, am rechten Ufer der Save liegen Bosnien und die Herzegovina, jene beiden Länder Oesterreichs, die durch unsere tapferen Soldaten im Jahre 1878 erobert wurden. In den wilden Bergthälern versprigten sie ihr Blut, von unwegsamen Felshöhen vertrieben sie die Muhammedaner, nahmen ihre Städte und Dörfer ein und errangen unserem Kaiser die Herrschaft. Wenn du älter sein wirst, kannst du die merkwürdigen Länder besuchen. Du kannst dann selbst staunend bewundern, welche gewaltigen Fortschritte in kurzer Zeit die beiden Provinzen unter der segensreichen Herrschaft unseres Kaisers in jeder Hinsicht gemacht haben. Die prächtigen Wälder stehen unter der Aufsicht tüchtiger Forstleute, auf den fruchtbaren Feldern baut man vorzüglichen Tabak, goldgelben Mais und andere nützliche Feldfrüchte, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe blühen, betriebsame Bergleute fördern aus den Tiefen der Erde: Kohle, Blei, Salz u. s. w., und schon erheben sich hie und da mächtige Fabriken, um die Landesproducte weiter zu verarbeiten. Netze Dörfchen liegen zwischen weithin sich dehnenden üppigen Fluren, die früher so winkeligen, schmutzigen Städte sind sauber und freundlich geworden und besonders die beiden Hauptstädte: Sarajevo und Mostar zeigen nahezu dieselben Einrichtungen wie die großen Städte unseres eigenen Heimatlandes. Schöne Straßen führen von Ortschaft zu Ortschaft und selbst Eisenbahnen durchziehen Bosnien und die Herzegovina.

Manches aber würdest du sehen, was dir fremd ist: die wild zerrissenen Berge, die klaren, grünlichen Flüsse, von denen

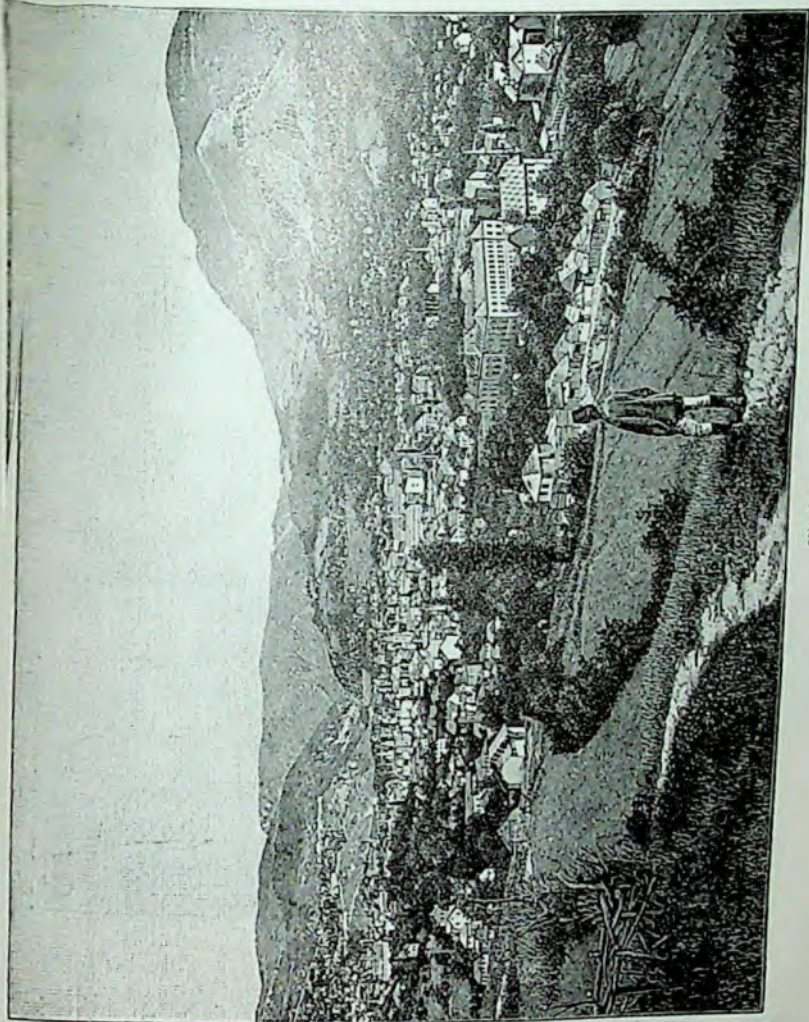
manche bis zur Quelle mit Rähnen befahren werden können, in solcher Fülle entquillt das belebende Wasser dem Boden. Du würdest viele kahle Felsen sehen, anderswo wieder die Berge mit Buschwald von

Errafeno.



niedrigen Eichen bedeckt finden. Das wichtigste Hausthier der Einwohner, die genäßliche Ziege, wird nämlich hierher zur Weide getrieben und verzehrt die jungen Blätter und Zweigknospen der Eichen, so daß diese

zu stattlichen Bäumen empornwachsen können. Wie viel des Unge-
 tern, Merkwürdigen aber würdest du an den Bewohnern, den türkischen
 Adhherren und den früher so armen, christlichen Rajahs bemerken!



Moslar.

Wenn du den Weg des Dampfers hier auf der Karte weiter verfolgst,
 findest du, daß er, zwischen der starken Festung Peterwardein und
 dem gegenüber auf dem linken Donauufer liegenden Neusatz hindurch-
 Gerstendörfer, Eine Fahrt auf der Donau.

fahrend, sich der Theißmündung nähert. Die beiden genannten Städte sind durch eine Schiffsbrücke miteinander verbunden, die letzte ständige Brücke über die Donau, die der Reisende von Pest aus antrifft. Endlich

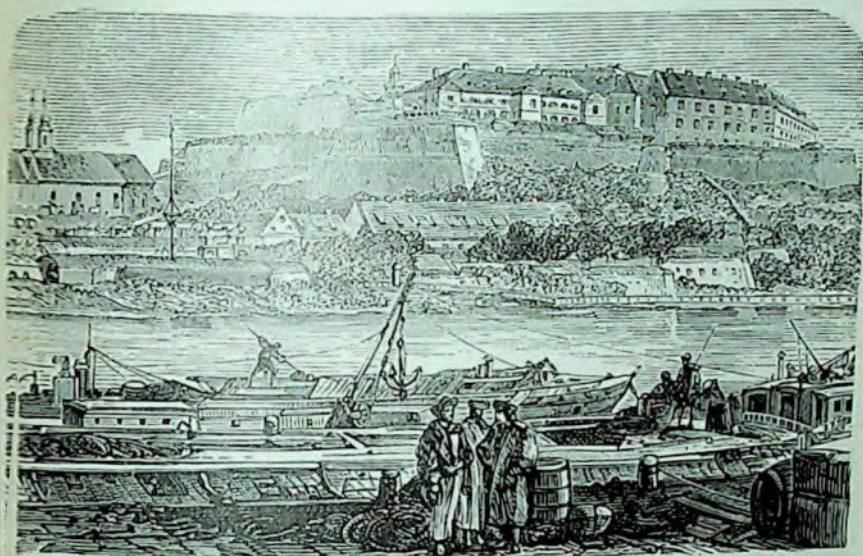


Boşniaken.

fährt man an der Theißmündung vorüber. Das ist ein echt ungarischer Fluß! Im östlichsten Winkel des Königreiches entspringend, strömt die Theiß anfangs gegen Nordwesten, um dann gegen Süden hin umzubiegen. In stattlicher Breite durchzieht sie die weite Ebene, nur in ihrem nördlichen

Heide von Rebenhügeln begleitet. Weite Rohrsümpfe umsäumen ihre einsamen Ufer; nur selten ist das Ried von Baumgruppen unterbrochen, und hier liegen dann die strohgedeckten Häuschen eines Fischerdorfes, dessen Bewohner den Fischreichtum des Flusses ausbeuten.

Zahllose Windungen kennzeichnen den Lauf des Stromes, so daß der Reisende auf schnellstem Dampfschiffe oft stundenlang eine Stadt nahe vor sich sieht, dieselbe bald zu seiner Rechten, dann wieder zur Linken liegen hat, bis endlich nach langer Fahrt das Reiseziel erreicht

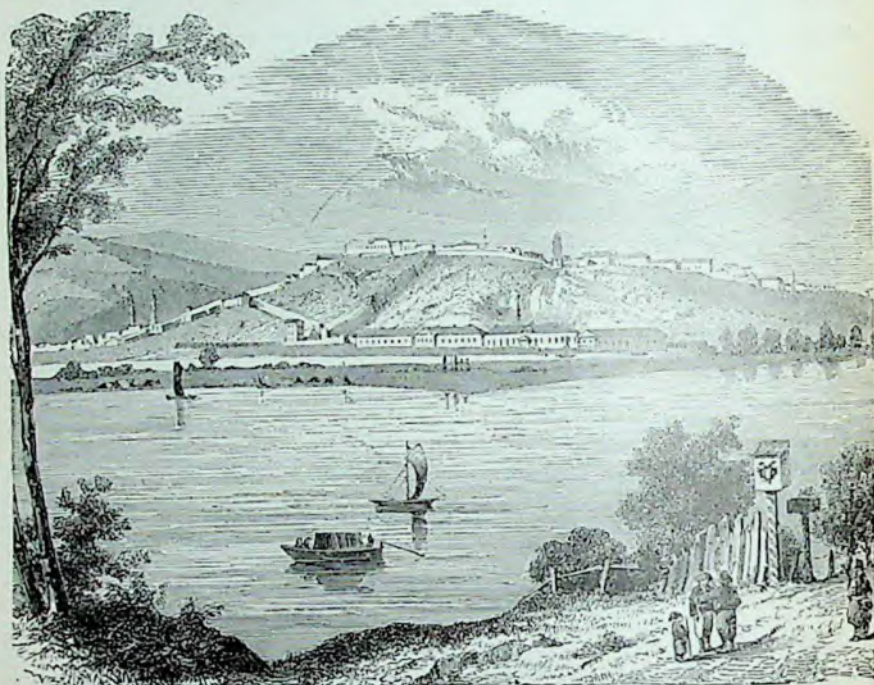


Peterwardein.

ist. Nur magyarische Laute erklingen am Ufer der Theiß; weiße Rinder, flinke Rosse trinken aus ihrer Flut, und der Gyzos jagt dort über die Steppe. Wenn aber in den Karpathen und in Siebenbürgen der Schnee schmilzt oder starke Regengüsse fallen, dann hebt sich der Wasserspiegel der Theiß; sie überslutet dann meilenweit die niedrigen Ufer, daß das Land einem riesigen See gleicht, von welchem die Ortschaften inselgleich umspült werden. Manchmal tosen dann die Wellen, vom Sturme gepeitscht, gegen die Lehmhäuser der Ungarn, sie unterwaschen den Grund, zertrümmern die Wände der Häuser, bis diese stürzen und

von den brausenden Wogen vollständig verschlungen werden, wie es Szegedin widerfuhr, das bis auf wenige Reste von der Theiß zerstört wurde.

Von der Theißmündung an strömt die Donau mehr gegen Süden bis zur Mündung der Save, von wo an die Donau wieder die östliche Richtung erhält. An der Save liegt auf österreichischem Gebiete Semlin



Belgrad.

und diesem gegenüber die Hauptstadt von Serbien, Belgrad, eine starke Festung, die in allen Türkenkriegen eine wichtige Rolle spielte. Von hier an bildet die Donau die Grenze von Österreich gegen Serbien. Semendria, einst eine starke Festung, weiter flussabwärts Dubravica liegen auf serbischem Boden. Bei dem letzteren Orte beginnt die lange Insel Ostrova, wo der Hausenfang im großen betrieben und sehr viel Caviar erzeugt wird. An ihrem östlichen Ende liegt an der Mündung der Karasch

auf ungarischem Gebiete Uj-Palanka, bei welchem Orte niedrige Hügelketten, die Ausläufer des Siebenbürger Erzgebirges, an die Donau herantreten, während ihr rechtes Ufer von etwas höheren Bergen gebildet wird, so daß die Stromufer mannigfaltige Abwechslung gewähren. Die Strecke von Bazias bis Sip ist eines der herrlichsten Thäler der Erde, reich an landschaftlichen Schönheiten und geschichtlich merkwürdigen Plätzen. Es bot aber auch der Schifffahrt auf unserer Donau die größten Schwierigkeiten, ja hinderte dieselbe bei niedrigem Wasserstande vollständig, denn furchtbare Klippen ragen theils über den Wasserspiegel empor, theils sind sie tückisch unter demselben verborgen. An anderen Stellen zwingt sich das Wasser zwischen Felsriffen durch, daß die Schiffe die tosende Stromschnelle nur mit äußerster Vorsicht überwinden können.

Siehst du hier Golubacz? Mitten im Flusse erhebt sich dort trostig der Babakarsels, links die Reste des Schlosses Lászlóvár, rechts die Burgruine Golubacz. Oberhalb dieser letzteren befindet sich



Golubaczcr Fliege.

eine Höhle im Felsgestein, von welcher das Volk erzählt, daß aus ihr die berüchtigten Golubaczersliegen hervorkommen, eine Landplage des unteren Banates. Diese kleinen Kriebelmücken leben als Larven in klaren Gebirgsbächen, ihre kleinen Puppen, die von einer dünnenartigen Haut umgeben sind, hängen an den Steinen im Wasser, bis die Insecten ausschlüpfen. In dichten Wolken ziehen sie dann ins Donauthal, in das Banat und überfallen die Viehherden. Sogar in die Nase, den Mund dringen sie ein und quälen die armen Thiere durch die schmerzhaften Stiche, die eine harte Geschwulst hervorrufen. Viele Rinder, Schafe und auch Pferde gehen jährlich durch den giftigen Stich dieser kleinen Mücke zugrunde. Sogar Rinder wurden von ihr schon getödtet.

Unterhalb Golubacz beginnen die Klippenreihen und Stromschnellen, bis bei Blavisevicza steile Felswände den mächtigen Donauström auf 165 m einengen. Dies ist der Eingang in den Kazanpass, das großartigste Flußthal Europas. Senkrecht abstürzende, himmelan-

strebende Felsmassen, von wilden Schluchten zerrissen, bilden die Thälwände und lassen oft nicht Raum für den schmalsten Uferpfad; 65 m tief ist hier die Donau. Du erhältst eine Vorstellung von dieser Tiefe, wenn du erwägst, daß der Kirchturm der Heimatstadt, hier in das Flussbett gestellt, vollständig im Wasser verschwinden würde, ja, daß sogar über seiner Spitze noch die Stromdampfer dahin schwimmen



Eisernes Thor.

könnten. Prächtiger Eichenwald, Buchen und mächtig starke Haselnussbäume gedeihen auf den Berghöhen und in den steilwandigen Thälern.

Am ungarischen Ufer zieht sich in ziemlicher Höhe über dem Wasserspiegel die Szechenyistraße hin, mühevoll in den Felsen gesprengt. Beiläufig in der Mitte des Passes, an einer seiner schmalsten Stellen ist über der Straße am Zukarberge der niedrige Eingang in eine geräumige Höhle sichtbar, der durch eine halbverfallene Mauer geschützt

wird. Dies ist die berühmte Veteranihöhle, in welcher etwa 600 Soldaten des Generals Veterani eine langwierige Belagerung durch die Türken aushielten. Gegenüber, auf dem serbischen Ufer sieht man die Reste der einstigen Römerstraße und unterhalb derselben in regelmäßigen Abständen tiefe Löcher in den Fels gebohrt. Die Römer hatten nämlich, um die mühevollen Felsensprengungen theilweise zu ersparen, in diese Löcher Stülbalken gesteckt, welche oben ein festes Balkengerüste trugen, so daß die eine Hälfte der Straße aus dem Felsgestein, die andere aus Holzbohlen gebildet war. Etwas flussabwärts von der Veteranihöhle zeigt eine in den senkrechten Felsen gehauene Inschrift, die Trajans-tafel, an, daß diese Straße durch den Kaiser Trajan hergestellt wurde.

Die Insel Ada Kalah, mit den Resten der Festung Neu-Drsova; ist der letzte österreichische Ort an der Donau. Sie wurde im Jahre 1878 von unseren Soldaten besetzt. Unweit von ihr ist der schon wieder breitere Donaustrom von einer Reihe von furchtbaren Klippen durchseht, zwischen denen die Fluten zischend und tosend hindurchheilen. Als wollten sie unserer Donau den Austritt aus Österreich wehren, haben sich die breiten Felsrücken und Granitzaden des Eisernen Thores quer in den Strom gelegt und zwangen früher die Schiffe, bei niedrigem Wasserstande weiter oben anzulegen und ihre Güter auf dem Lande weiterschaffen zu lassen. All diese Schiffahrtshindernisse sind jetzt beseitigt. Indem man die im Flusse liegenden Felsklippen sprengte, mächtige Dämme zog, gewaltige Felsmassen, die den Strom einengten, einfach entfernte und durch die Klippenreihen des Eisernen Thores einen breiten und tiefen Canal aussprenkte, hat man es ermöglicht, daß große Dampfer und andere Flußschiffe ungehindert die Donau von Wien bis in das schwarze Meer befahren können. Im Jahre 1897 wurde die Schiffahrt durch das Eiserne Thor von unserem Kaiser feierlich eröffnet.

Die Flußseen an der unteren Donau.

Du erkennst aus der Karte, daß von Orsova an die Berge vom Strome zurücktreten und dieser die walachische Tiefebene in weitem Bogen durchfließt, nördlich die Grenze von Rumänien, südlich von Bulgarien bildend. Den Schyl, die Aluta, den Sereth, Pruth und viele kleinere Flüsse, aus Österreichs Bergen kommend, nimmt die Donau auf, andere wieder eilen auf dem rechten Ufer vom Balkangebirge ihr zu. Einstmals wichtige Festungen wie: Widin, Nikopoli, Rustschuk u. a. liegen an ihrem Ufer; viele Orte sind Zeugen furchtbarer Kämpfe gewesen, hier z. B. Sifstova, wo im letzten russisch-türkischen Kriege die Russen auf einer Schiffsbrücke den riesigen Strom überschritten und die Türken zurücktrieben. Unweit davon, gegen den Balkan zu liest du auf der Karte den Namen Plewna, berühmt durch die furchtbaren Kämpfe im Jahre 1877.

So knüpft sich fast an jeden Namen, den das Kärtchen aufweist, eine Erinnerung an Kämpfe und Schlachten. Noch sieht man überall die Zeichen der einstigen Türkenherrschaft. Über die Städte an der Donau erheben sich die schlanken Minarets (Thürme) der Moscheen, die Türkenhäuser in den Straßen zeigen nur kleine, vergitterte Fenster, die Gassen sind enge und schmutzig, wie überall im türkischen Reiche. Nahe den Städten liegen türkische Friedhöfe, mit schwarzgrünen, düsteren Cyressen bepflanzt, zwischen denen die schmucklosen, weißen Grabsteine hervorschimmern. Jetzt bilden die Rumänen und die auf dem rechten Donauufer wohnenden Bulgaren selbständige Staaten und so dürfte es in vieler Beziehung bald besser werden. Das beigegefügte Bildchen zeigt dir Bukarest, die Hauptstadt Rumäniens.

Aber fällt dir nicht auf, daß sich der Strom hier vielfach in Arme theilt, und daß die Karte, zumal auf dem linken Ufer eine große Anzahl von Seen aufweist, die mit dem Flusse in Verbindung stehen und vielfach die Nebenflüsse desselben aufnehmen? Die Ufer der Donau sind hier nämlich sumpfig, niedrig, jeder Überschwemmung ausgesetzt. Meilenbreite Rohrwälder, von Wasserrinnensalen durchschnitten, wechseln mit sumpfigen Laubwäldern und weiten seichten Flußseen ab, deren

Wasserspiegel mit jenem der Donau steigt und fällt. Viele dieser Wildnisse hat noch keines Menschen Fuß betreten, gefährlich ist das Eindringen in den dichten Urwald von Schilf und Sumpfgewächsen, denn der Kahn bleibt stecken zwischen den starken, mehr als doppelte Mannes-



Rumänen.

höhe erreichenden Halmen, der Fuß vermag nicht zu haften auf dem sumpfigen Boden, rettungslos würde man im zähen Schlamm versinken. Mächtige Weiden und Silberpappeln gedeihen aber auf den flachen Inseln, rankender Hopfen klettert an ihren Stämmen empor und läßt seine gelblichen Blütendolden von den Ästen herabhängen.

Hier sind die Vögel und das andere Gethier die alleinigen Herren. Milliarden von Fröschen bewohnen die Sümpfe, Schildkröten schwimmen in den seichten Seen zwischen den Schwertlilien und Seerosen umher, Blutegel in ungezählter Menge schlängeln sich durch die Wasserläufe, und im Schlamm des Grundes wühlt der riesige Haufen nach Nahrung oder schießt dicht unter der Oberfläche des Wassers dahin.



Buzarest.

Über das ruhige Wasser aber streicht der Flußadler. Mit den scharfen Augen durchspäht er die Wasserrüste, bis er einen Fisch nahe an der Oberfläche entdeckt. Dann streckt er die starken Fänge nach vorwärts und stürzt sich pfeilschnell in schiefer Richtung ins aufspritzende Wasser. Ganz taucht er unter dasselbe, schlägt die krummen, nadselscharfen Krallen in den schuppigen, glatten Fischleib und arbeitet sich mit seiner Beute wieder empor. Kräftig peitschen seine langen Schwingen das Wasser,

mit heftigem Rütteln schleudert er die anhaftenden Tropfen von dem fettigen Gefieder und schleppt den zappelnden Fisch zum einsamen Horste.

Manchmal aber bringt ihm seine Beute Verderben, wenn er einen kräftigen Sterlet, einen raschen Fuchen ergriff. Dann zieht ihn wohl der starke Fisch mit hinab in die Tiefe, daß er elend ertrinkt, wenn er nicht rechtzeitig die Krallen aus seiner Beute zu lösen vermag.



Der Strandreiter.

So wie die Fische holt er er auch seine Niststoffe meist aus dem Wasser. Schwimmende Äste, armdicke Prügel fischt er aus der Donau und trägt sie zur mächtigen Pappel im Inselwalde, deren durrer Wipfel weit über die umgebenden Bäume emporragt. Zwischen ihre Äste schichtet er meterhoch die Holzstücke, holt auf dem Wasser treibende Rohrstengel herbei und reißt von den Bäumen in der feuchten Fluszniederung Moospolster ab, um den Horst auszufüttern. In die Nestmulde legt dann das Weibchen 3 weiße, mit rostrothen Tupfen gezeichnete Eier.

Die Jungen sind ungemein gefräßig, werden aber von den Alten überreichlich gefüttert, so daß der Horst und der Boden unter dem Baume mit Fischresten ganz bedeckt ist. Nach zwei Monaten sind die Jungen befiedert und den Eltern fast ganz ähnlich, auf der Oberseite braun, unten gelblichweiß gefärbt.

Im nächsten Jahre häußt das Adlerpaar auf den alten Horst neue Niststoffe auf, daß dieser endlich eine Höhe von fast drei Metern erreichen kann. In seiner Nähe duldet es kein zweites Adlerpaar, sondern beherrscht allein ein ausgedehntes Gebiet.



Nest des Strandreiters.

Wie der Aar hoch auf dem Baumwipfel, so horstet im unzugänglichsten Röhricht des Sumpfsufers der schöne Edel- oder Silberreiher, den wir in Schönbrunn gesehen haben. In der Mitte des Rohrdickts hat er die Halme umgeknißt, andere in dieser Lage darüber geschichtet und das Nest mit Schilfblättern gepolstert. Darin ruhen seine vier grünlich-blauen Eier. Der Vogel selbst ist prächtig silberweiß, nur Schnabel und Augen sind gelb und die Beine dunkelgrau. Besonders schön sind seine langen, schmalen Rückensfedern, deren Fahne aus weit von einander stehenden Strahlen besteht. Ithrethalben wird der überaus scheue Vogel, dessen Erlegung mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, eifrig

gejagt, und die ausgeriſſenen, zierlichen Rückenfedern werden als Hutſchmuck getragen.

Dem Silberreihher ſehr ähnlich iſt der häufig an der Donau vorkommende, ſchneeweiße Seidenreihher. Er iſt aber kleiner und hat Schnabel und Füße ſchwarz. Er niſtet auf Bäumen in Geſellſchaft des kleinen Nachtreihers, des grauen und Schopfreihers, oft viele auf einem und demſelben Baume.

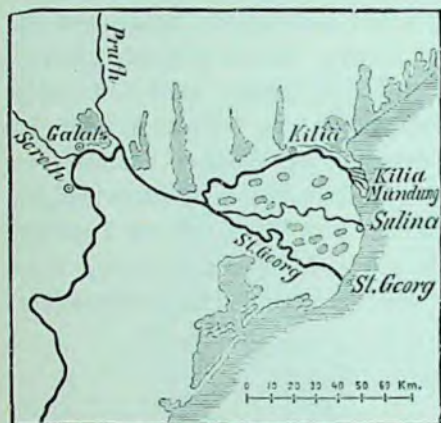
Außer den genannten Vögeln aber beleben noch zahlloſe andere die Flußſeen der Donau. Waſſerhühner und Enten durchſuchen das Rohr, Kiebiße und Möven treiben ſich ſchreiend umher, weißrothe Pelikane und Taucher fiſchen in den Buchten, Löffler ſtelzen durch das ruhige Waſſer, Wildtauben gurren im Walddickicht, und Schwalben baden die Bruſt in den eilenden Wellen. Habichte und Milane berauben die Reihherneſter, Elſtern und Krähen leſen am Strande Gewürm und Fiſchchen auf, der Wanderfalſch durchſucht die Wildniß nach Beute, und am ſumpfigen Ufer ſteigt der ſonderbare, ſchnepfenartige Strandreiter umher, deſſen lange Beine zu dem taubengroßen, oben ſchwarzen, unten weißen Körper gar nicht zu paſſen ſcheinen.

Das Donaudelta.

Dei Silistria hat ſich die Donau ſchon ſehr dem ſchwarzen Meere genähert, wird aber hier wieder nach Norden gedrängt und nimmt erſt bei Galaß wieder einen öſtlichen Lauf. Selbſt große Seeſchiffe können auf dem Rieſenſtrome biß zur Stadt gelangen, in deren Nähe nördlich der 2 Quadratmeilen große, fiſchreiche Bratiſchee liegt; weiter flußabwärts mündet der Pruth, und dann theilt ſich die Donau in zwei ſtarke Arme, von denen der ſüdliche ſich nochmals theilt. Der nördlichſte heißt der Kiliaarm, der mittlere Sulina, der ſüdliche St. Georgsarm (Chedriſe). Sie ſchließen zwei große, flache Sumpfinſeln ein, die übrigens noch von vielen, ſchmalen Flußarmen durchzogen werden, und der Kiliaarm theilt ſich vor ſeiner Mündung ins ſchwarze Meer in mehrere Canäle.

Dies ist das Delta, welches seinen Namen von dem griechischen Buchstaben Delta (Δ) erhielt, da es eine beiläufig dreieckige Gestalt hat. Solche Deltas sind fast bei allen größeren Flüssen zu beobachten und sind von diesen selbst erzeugt. Wie dies möglich ist, will ich dir an dem Donaudelta als Beispiel auseinandersetzen.

Der Strom mündete früher unverzweigt in eine Meeresbucht. Nun führt aber die Donau eine Menge fester Bestandtheile in Form von



Donau-Delta.

Schlamm und ganz feinem, staubartigem Sande mit sich, wodurch sie eben ihre trübe Färbung erhält. Wenn das Wasser in das Meer eindringt, hört es auf zu fließen und ist daher nicht mehr imstande, die zarten Ertheilchen weiterzuschaffen. Diese sinken allmählich zu Boden, und da die Menge derselben nach sorgfältigen Beobachtungen jährlich zwischen 30 und 60 Millionen Kubikmeter beträgt, so ist es begreiflich, daß im Laufe der Jahrhunderte sich vor der Mün-

dung der noch ungetheilten Donau eine flache Insel aus dem Meere erhob, die von der Donau in zwei Armen umflossen wurde; es war ein Delta entstanden. Vor dem südlichen Arme lagerte sich abermals eine solche Schlamminsel und theilte denselben in den St. Georgs- und Sulinaarm.

Da aber die Donau immer neue Siltmengen herbeiführte, so wuchs die Insel, das Delta, immer weiter ins Meer und nahm allmählich die jetzige Gestalt an, wobei auch der Kiliaarm ein kleineres Delta erzeugte. Nun bemerkst du aber, daß außer den drei genannten noch viele andere kleinere Flußarme das Delta durchziehen, und daß dieses selbst gegen Südosten hin die größte Ausdehnung hat. Der Grund hiefür ist darin zu suchen, daß die fast beständig wehenden Nordwinde das ins Meer strömende Donauwasser etwas gegen Süden

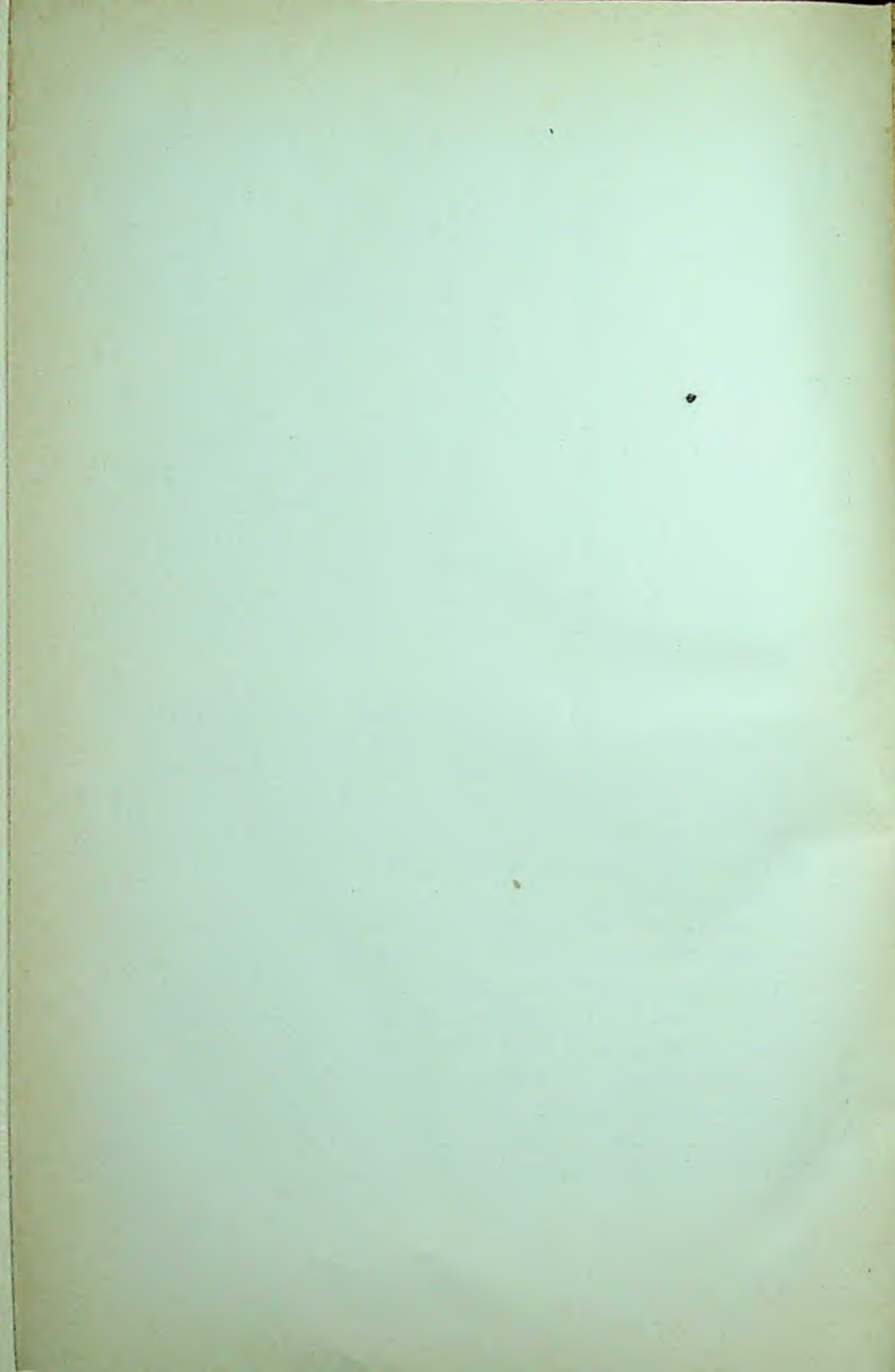
hin treiben, so daß es auch dort seinen Schlamm hauptsächlich nieder-
sinken läßt.

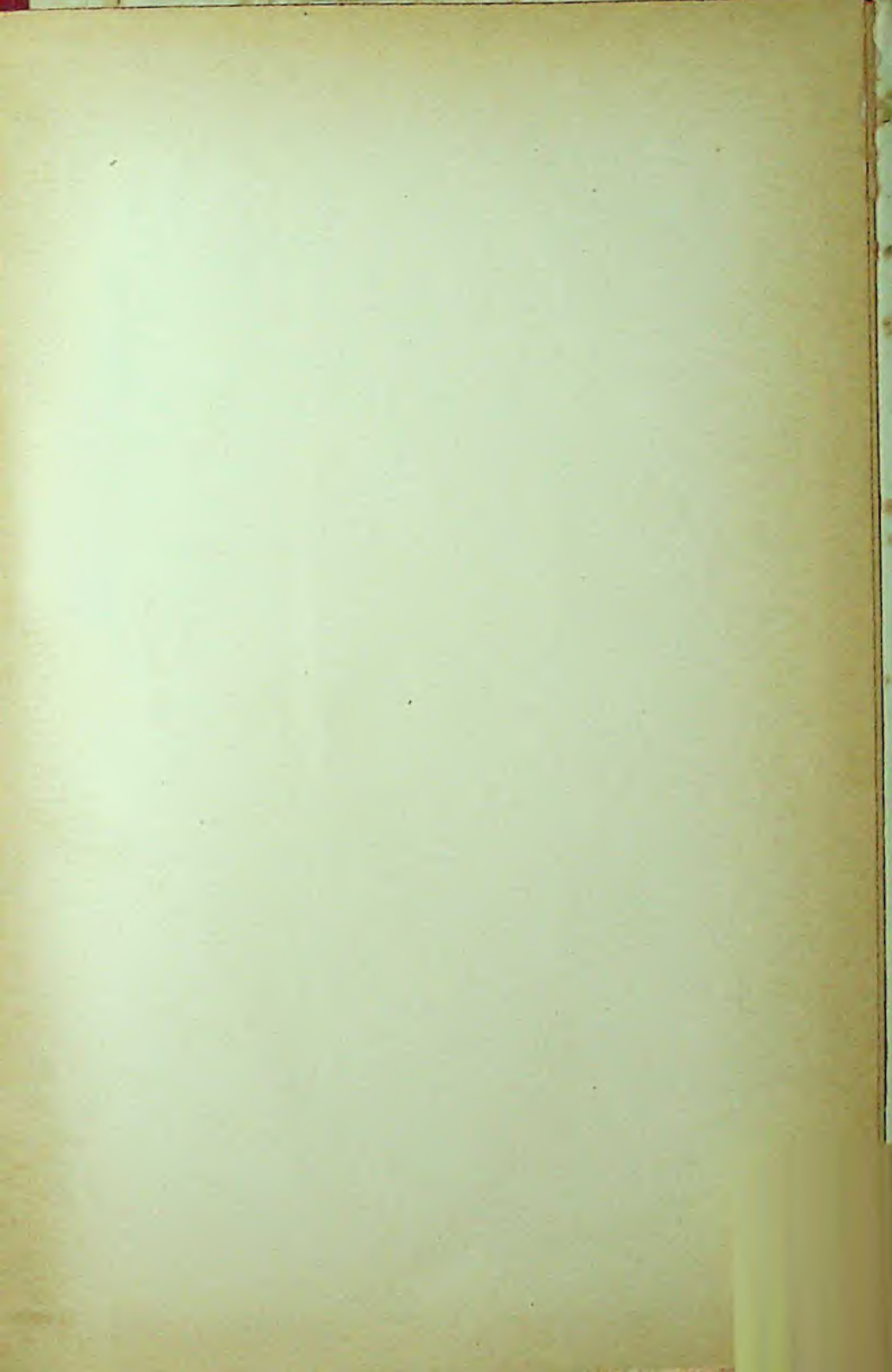
Durch diese Ablagerungen bringt das Deltauser jährlich um etwa 4 m in das Meer vor; es werden aber auch große Mengen von Schlamm bei Überschwemmungen auf dem Delta selbst und in den Flußarmen abgesetzt, und vor den Mündungen derselben bilden sich im Meere mächtige Barren, welche tiefgehenden Seeschiffen gefährlich werden können.

So ist der St. Georgsarm zum größten Theile versandet, und nur der Kilia- und Sulinaarm können von großen Schiffen befahren werden. Der eigentliche Verkehr wird durch den Sulinaarm vermittelt, welchen die Donaudampfer und die großen österreichischen Seedampfer, englische und französische, russische und andere Schiffe befahren. Durch weglose, wüste Moorstrecken, zwischen üppigem Sumpfwalde wälzt er seine schmutzigen Fluten dem schwarzen Meere zu. In der Nähe der Mündung liegt das rumänische Städtchen Sulina. Hier wird der Strom von starken Dämmen eingefasst, mächtige Hafenmauern schützen die Schiffe vor Stürmen; hier verschwindet die Donau im schwarzen Meere.

Du hast nun einen großen Theil unseres heimatlichen Stromes und seiner herrlichen Umgebung gesehen, hast mit mir den Lauf desselben bis zur Mündung verfolgt; morgen wollen wir mit dem Dampfschiffe nach Pest zurückfahren, und übermorgen werden wir wieder zuhause sein. Dann kannst du deine gesammelten Sachen auspacken und ordnen und deinen Mitschülern erzählen, was du alles gesehen auf und an der schönen Donau.

Ja gewiß, was auch fremde Länder dir Schönes und Herrliches bieten mögen, was auch auf fremder Erde dich entzücken mag, die Fahrt auf dem mächtigen, heimatlichen Strome, seine sagenreichen und geschichtlich merkwürdigen Ufer, seine Auenwälder und Inselbüschel, die eigenartige Thierwelt desselben und die verschiedensprachigen Bewohner seiner Ufer, kurz, das ganze farbenreiche, prächtige Bild, das sich vor dir entrollte, wird dir unvergeßlich bleiben. Die warme treue Liebe aber, die wir unserem schönen Vaterlande entgegen bringen, sie erstreckt sich gewiß auch auf seine schönste Zierde: Die Donau.





Jego Excel. Hr. Włodzi

Prenumerata
kończy się 30 Wrześ.

1527

ierz Dzeduszycki

Lwów

ul. Kurkowa 15

A. Chr. Jessen's Volks- und Jugend-Bibliothek.

Preis pro Bändchen eleg. geb. 35 kr. = 70 Pf.

1. Jessen, A. Chr., Hebel's Schachtelstein, Auswabl.
2. Neuper, Jul., Um die Erde. Reise der Fregatte Novara.
3. Bommisch, Ludwig, Hühnbezahl. Märlein.
4. Jellem, Joh., J. W. Seume. Ein Lebensbild.
5. Kobanji, F. L., Väterwelt, älteste deutsche Heldensage.
6. Bommisch, Ludwig, Vom Donaufrande.
7. Lohmayer, J., Zur Geschichte der Culturpflanzen.
8. Kobanji, F. L., Reisen u. Entdeckungen.
9. Anauer, Fr., Deutschlands u. Österreichs Mexiliten.
10. Anauer, Fr., Deutschlands u. Österreichs Amphibien.
11. Kristinus, A. N., W. A. Mozart.
12. Pausy, Gony, Mosait, Sagen und Erzählungen.
13. Faber, M., Salzburger Sagen.
14. Pape, Paul, Hannibals Triumph.
15. Niedergesäß, N., Landschafts- u. Sittenbilder, I.
16. Gleitscher, Math., Sagen aus Tirol.
17. Gloß, M., Friedel, der Maler. Eine Erzählung.
18. Konnerth, M., Der Bienenwäter.
19. Niedergesäß, N., Landschafts- u. Sittenbilder, II.
20. Niedergesäß, N., Landschafts- u. Sittenbilder, III.
21. Anauer, Fr., Wanderungen durch Böhmen.
22. Jordan, Ed., Die Irrfahrten d. Odysseus.
23. Proße, G., Aus dem Thierleben.
24. Jgag, F., Mathias Corvinus.
25. Frisk, F., Wanderungen durch Kärnten.
26. Jellem, J., Wanderungen durch Niederösterreich.
27. Pape, Paul, Hannibals Ende. Nach Livius und Vegetius.
28. Anauer, Fr., Die fremdl. Amphibien u. Mexiliten.
29. Mikusch, G., Wanderungen durch Mähren.
30. Niedergesäß, N., Aus der Jugendzeit.
31. Frisk, F., Kaiser Josef II.
32. Krainz, J., Wanderungen durch Steiermark.
33. Niedergesäß, N., Lehr- u. Wanderjahre. Eine Erzählung.
34. Feinhardt, A., Wittich, Ein Theil der Dietrichsage.
35. Krainz, J., Sagen aus Steiermark.
36. Gloß, M., Martin Gotthelf. Eine Erzählung.
37. Leo, W., Feldmarschall Radetzky.
38. Metositzka, E., Kometen und Feuermeteore.
39. Zimmerforser, M., Fortunat u. s. Söhne. Deutsche Sage.
40. Krainz, J., Denkwürdige Männer aus Steiermark.
41. Schner, Leopold, Unser Holz.
42. Faber, M., Wanderungen durch Salzburg.
43. Anauer, Fr., Die bauende Thierwelt. I. Abth.
44. Frisk, F., Lange Neue. — Der stumme Knecht.
45. Neuper, Jul., Schlesi'sche Sagen und Märchen.
46. Mehl, S., Sagen des griechischen Alterthums.
47. Gleitscher, Math., Josef Svedbacher.
48. Loll, G., Von Schweden nach Japan.
49. Thasheim, S., Aus dem Künstlerleben.
50. Pauer, Ludwig, Der Lehrer v. Apfelheim.
51. Frisk, F., Unglück verfehlt. Eine Erzählung.
52. Sima, J., Wanderungen durch Krain.
53. Hanke, Rud., Franz Grillparzer.
54. Metositzka, E., Vulcane und Erdbeben.
55. Bitter, J., Die Höhlen des Nachhofs. Eine Sage.
56. Frisk, F., Verschiedene Lebenswege. Eine Erzählung.
57. Böndel, Guido, Wallenstein.
58. Pauer, Wanderungen durch Bosnien und Herzegowina.
59. Brandeis, Emil, Die Türken vor Wien 1683.
60. Seidel, F., Gulliver's Reise nach Brodingna.
61. Frisk, F., Geschichte eines Braven. Eine Erzählung.
62. Anauer, Fr., 25 Sagen aus dem Böhmerlande.
63. Hanke, Rud., Friedrich Hebbel. Biogr. Charakteristik.
64. Gloß, M., Gut und Gbde oder die drei Brüder.
65. Wenzl, Ferd. Maria, Vergelt's Gott tanzen mal. — Selig sind die Barmherzigen. Zwei Erzählungen.
66. Niedergesäß, N., Pflanderfründchen.
67. Fichtl, M., Aus Berg und Thal. Erzählung.
68. Pausy, G., Vierlee. Erzählungen.
69. Gloß, M., Der letzte Witter.
70. Seidel, F., Lemuel Gulliver's Reise nach Lilliput.
71. Neuper, Jul., Spielkameraden. Eine Erzählung.
72. Rappold, J., Kärntner Sagen.
73. Frank, Ferd., Im Banne des Jöhn. Erzählung.
74. Kobanji, F. L., Österreichs Flagge im hohen Norden.
75. Säusig, S., Drslaw u. Rutta. Erzählung.
76. Wille, J., Siebenbürg. Erzählungen.
77. Müller, E., Vom Stienstaf zur Feder.
78. Niedergesäß, N., Was man dem kleinen Volke erzählt.
79. Anauer, Fr., Die bauende Thierwelt. II. Abth.
80. Gloß, M., Michel's erster Wanderzug.
81. Frank, J., Ein Edelmann in der Hütte.
82. Rappold, J., Im Walde und zwei andere Erzählungen.
83. Auz, A., Friedrich der Streitbare.
84. Pausy, G., Immergrün. Erzählungen.
85. Steigl, J., Pain-Sepp. Erzählung.
86. Thomas, F., Till Eulenspiegel. Märchen.
- 87/88. Steigl, J., Erbrichter v. Liebengrund. I. und 2. Theil.
89. Müller, F., Auf Irzwegen. Erzählungen.
90. Sima, J., Wanderungen durch das Küstenland.
- 91/92. Campe, Columbus oder die Entdeckung von America. 2 Bändchen.